Shakspeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Vierter Theil.

I

Shakspeare's
Schauspiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Vierter Theil.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Hamlet, *Act I. Sc.* 2.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Seite

um dieselben. Green's Pater Baco. Shakspeares Arden von Feversham. Die Hexen von Lancashire von Heywood. K. Lear und K. Johann in der frühesten Bearbeitung von Shakspeare. Rückerinnerung an Perikles. Das Trauerspiel in Yorkshire. Der londoner verlorene Sohn. Sir John Old-Castle. Leben und Tod des Lords Thomas Cromwell. Die Puritanerin 299

2. Die Musik in Shakspeares Schauspielen . . . 330

Inhalt.

		Seite
XXVIII.	Coriolanus	1
XXIX.	Antonius und Cleopatra	38
XXX.	Verlorene Liebesmühe	80
XXXI.	Troilus und Cressida	103
XXXII.	Cymbelin	136
XXXIII.	Die lustigen Frauen von Windsor	171
XXXIV.	Ein Sommernachtstraum	200
XXXV.	Maß für Maß	220
XXXVI.	Das Lustspiel der Irrungen	249
XXXVII.	Perikles	275

Anhang.

1. Andeutungen über einige bestrittene Dramen Altenglands und Shakspeares. — Ludwig Tiecks Verdienst

XXVIII.

C o r i o l a n u s.

§. 1.

In der Freude über die lebendige Anmuth der griechischen Dichter, so wie über die künstlerische Bildung dieses Volkes überhaupt, möchte man zuweilen fast überschwenglich sagen, daß sie Alles, was sie zu einem ästhetischen Zwecke mit schaffendem Geiste berühren, in Gold verwandeln. Bei den Römern ist häufig das Gegentheil der Fall und unter ihren Händen wird das Gold zu Eisen. — Daß die Römer einzelne treffliche Dichter gehabt, wer möchte es leugnen? daß sie aber P o e s i e im reinsten Sinne des Worts gehabt und g e l e b t hätten, wer möchte es unbedingt bejahen? Es giebt jedoch auch eine gewisse Eisen-Poesie, d i e lebten sie Jahrhunderte lang und zwar auf die entschiedenste Weise, kühn und gelassen, erhaben und einseitig. Sie hat, wie es scheint, ih-

ren Gipfel im zweiten punischen Kriege, denn jene einseitige Erhabenheit kann sich am besten im Unglücke zeigen. Der höchste Lohn, der dafür möglich ist, ward ihnen auch durch ihre Geschichtschreiber, die sie verdienten, weil sie ihre Geschichte durch nie ermüdende Kraft und Consequenz errungen hatten. Es lebt ein Geist in Livius und Cäsar, Sallustius und theilweise selbst in Vellejus Paterculus, der in seiner Bedeutsamkeit und Gediegenheit die meisten römischen Dichter überragt, und vor dem Seher Tacitus weichen sie wohl alle.

Man hat sich gar häufig gewundert, daß die römischen Dichter nicht wenigstens versuchten, einige große Scenen ihrer Geschichte für die Tragödie zu benutzen, und gewiß ist es ein trauriger Anblick, daß sie fast gar keine Original-Tragödie im höhern Sinne des Worts haben. Die Antworten, warum sie nicht aus ihrer eigenen reichen Geschichtsquelle für das Drama schöpften, sind nicht schwer zu finden und auch zum Theil so oft schon gegeben worden, daß ich mir wohl die Wiederholung erlassen kann. Ich begnüge mich deshalb, auf den minder erwogenen Umstand aufmerksam zu machen, daß die einseitige Erhabenheit ohne Naivetät und Heiterkeit dem Reintragischen fern stehe; so wie denn auch noch, im Fluge wenigstens, einer gewissen Gattung von Pietät gedacht werden möge, die ihnen verbot, selbst die frühere mythische Geschichte ihrer Könige auf das Theater zu bringen. Dieses war, wie wir durch Horazens bittere

und gerechte Klagen wissen, bereits unter August so tief gesunken, und bequemte sich so sehr der eben so unpoetischen als grausamen Schaulust der Menge, daß wahrlich ein Romulus, Numa u. a. viel zu bedeutsam waren, um auf so entweihten Bretern zu erscheinen.

§. 2.

Wenn aber die Römer selbst nicht gewagt haben, ihre eigenen Helden auf die Bühne zu bringen — und wir müssen sie loben, daß sie es nicht thaten, weil nur zu oft von diesen Dichtern Kälte ausgeht, die sie für Erhabenheit halten; — welche Verhältnisse bieten sich dann hier für die Modernen? — Selbst ein oberflächlicher Blick in die Geschichte der dramatischen Poesie aller gebildeten europäischen Völker zeigt uns, daß gar viele Dichter mit wahrer Lust nach römischer Geschichte greifen, um ihre Trauerspiele damit zu erfüllen; leider aber irrten sie meistens, wenn sie gerade den besten Fund gethan zu haben glaubten, denn auch von diesen römischen Helden selbst, so würdig und stattlich sie in den Annalen der Historiker prangen, geht eine gewisse Kälte aus, die selbst der große Dichter selten ganz überwältigen kann. Was sehen wir an diesen römischen Helden? Tapferkeit und Klugheit, oder Tapferkeit und Ehrgeiz, Vaterlandsliebe bis zur höchsten Spitze des Begriffs fortgeführt, oder, gleichsam umschlagend, Zorn und Feindschaft gegen das Vaterland bei verletztem Stolz und un-

befriedigter Selbstsucht, u. s. w. — Tapferkeit ist immer dabei und Erhabenheit schlechthin unerläßlich, sollte es auch meistens nur die unächte, leicht aufzutreibende, schwülstige, kaltflammende, wortreiche seyn. Da nun aber fast immer Einfalt und Naivetät, Scherz und Liebe fehlen, so stellt sich gar leicht die Kälte ein, welche selbst der Flammenstrom einer meist selbstsüchtigen Beredtsamkeit nicht abwehren kann.

§. 3.

Wie aber die Macht des Genies überhaupt nicht auszumessen ist, so überrascht uns Shakspeare auf die herrlichste Weise durch seinen Cäsar, wo, wie durch ein Wunderwerk, die Poesie auch unter römischen Charakteren und römischen Verhältnissen ihren reinsten Triumph feiert, und wo deßhalb von jener Kälte auch nicht die leiseste Spur waltet. — Zwar haben wir (in der Erläuterung jenes Drama's) einen wohl bekannten, gelehrten Kritiker, Samuel Johnson, auch hier über Frost klagen hören; doch ist dieses Gefühl an solcher Stelle wohl mehr als ein bloßes Privatunglück zu betrachten, bei welchem der berühmte Mann keine Theilnahme finden und stets allein bleiben wird.

Fragen wir nun, ob auch bei Coriolan die Wunderkraft des Genies jenen winterlichen Hauch entfernt habe, der um die meisten römischen Tragödien weht und ob wir überhaupt in diesem Coriolan ein Werk besitzen,

das sich mit vollen Ehren neben den andern historischen Werken unseres Dichters sehen lassen könne: so vernehmen wir fast von allen Seiten die größten Lobeserhebungen für den Dichter. — Zuvörderst ist auch hier rühmend anzuerkennen, wie wenig Andeutungen von außen her Shakspeare bedurfte, um seine dramatische Schöpfung entstehen zu lassen. Da er nun einmal Griechisch gar nicht, und Lateinisch nur sehr wenig verstand, (welches unter andern Farmer bei dieser Gelegenheit halb mitleidig halb triumphirend von neuem an den Tag gebracht hat), so blieb ihm nichts weiter übrig als die alte englische Uebersetzung Plutarchs vom Jahre 1579, die aber leider nicht einmal eine wahre Uebersetzung, sondern nur die Uebersetzung einer französischen Uebersetzung ist. Es bedurfte wahrlich dabei im höchsten Grade jener „mit himmlischem Thau" benetzten Augen und jenes pfeilartig treffenden Blicks, den wir an dem geliebten Dichter so oft bewundern, um da, wo so wenig, und dies Wenige oft so entstellt geschrieben stand, so viel und so richtig herauszulesen. Was Livius und Dionysius von Halikarnaß Genaues und Erhellendes über Coriolan mittheilen, blieb für ihn gänzlich verschlossen, da noch keine Uebersetzung dieser Geschichtschreiber vorhanden war.

§. 4.

Dieses große Verdienst des Dichters ist bei weitem noch nicht genug anerkannt; um so mehr aber hat man

diesesmal von den einzelnen Charakteren und insonderheit von dem Hauptcharakter geredet, um daraus für den Dichter das größte und gerechteste Lob zu bereiten. Nur das Wie kommt hier in Frage. — Die meisten Kritiker sind gänzlich auf der Seite des Helden und zweifeln nicht, daß auch Shakspeare völlig dessen Partei genommen; damit man aber sehe, daß sie ihre Liebe keinem unwürdigen Helden geschenkt haben, so entwerfen sie ein eben so anziehendes als liebenswürdiges Bild von ihm, welches sie aus dem Drama herausgelesen haben wollen. Sie bewundern und freuen sich über den edlen kriegerischen Stolz Coriolans, und erklären dessen Größe für so ungemein und den ganzen Mann für so außerordentlich edel, daß sie ihm gern einzelne Momente von Härte und Eigensinn nicht bloß verzeihen, sondern abermals als höchst interessant anrechnen, da er nun einmal so ganz außerordentlich und ungemein sey, und eben deßhalb nicht anders könne. Sollte man ihn aber dennoch mitunter zu hart finden, so möge man bedenken, wie edel er in den Momenten erscheine, wenn die Gewalt natürlicher Empfindungen ihn überwältige; dann zeige er nicht bloß ein menschenfreundliches, sondern sogar weiches Gefühl, welches jedoch weit hinaus sey über die Rührung schwächerer Seelen u. s. w.

§. 5.

Ich gestehe, daß ich diese Schilderung der Kritiker bei dem Dichter nicht finde, sondern daß bei ihm ein ganz andres Bild hervortritt, weshalb es nöthig scheint, wenigstens die Haupt-Actenstücke in historischer und kritischer Beziehung von neuem durchzusehen.

Zuvörderst das rein Historische, was sich dem Dichter bot; wobei wir jedoch nur die Umrisse zu geben brauchen, da die Geschichte Coriolans zu den eindringlichsten und bekanntesten gehört.

Cajus Marcius, dem mythischen Zeitalter Roms noch sehr nahe, und deshalb in dem riesigen Geiste jener Zeit gedacht und geschildert, war aus einem der ersten und ältesten adeligen Geschlechter Roms, und zeigte sich durch Stolz und Übermuth wenig geeignet, in einem streng geordneten Staate zu leben. Dennoch hatte er als Jüngling seine Pflicht gethan, und dem vertriebenen Tarquinius, der mit Hülfe der Latiner die Herrschaft wieder zu gewinnen hoffte, muthig widerstanden, und in dem Treffen gegen den Tyrannen einem römischen Bürger das Leben gerettet, welche wackere Handlung ihm durch einen Eichenkranz belohnt wurde. Es war seine erste und reinste That, denn von nun an zeigte er sich nur als Stimmführer der Reichen und Vornehmen, endlich sogar als entschiedenen Bürgerfeind. Das Volk, der ewigen Bedrückungen müde, verließ die Stadt und zog auf den heiligen Berg, kehrte jedoch bald wieder zurück, umgestimmt

durch eine eben so geistreiche als — sophistische Fabel, die ihm Menenius Agrippa mit guter Laune vorgetragen hatte. Eine noch halb fabelhafte Zeit schlägt die Wirkungen der Fabel billigerweise sehr hoch an, doch ist allerdings diese einfältigste Form der Poesie am günstigsten, um aufgeregte Gemüther umzulenken *).

§. 6.

Das Hauptmotiv der Versöhnung des Volkes war indessen — da das Leben doch stets sein Uebergewicht vor der Fabel geltend macht — daß ihm hinfort zu seinem Schutze fünf Tribunen bewilligt wurden, unter denen die ersten die Führer des Aufruhrs selbst waren: Junius Brutus und Sicinius Velutus. Ein großer Theil der Patricier zeigte sich anfangs freilich unzufrieden, daß man dem Volke so viel gewährt hatte, doch war einmal die gesetzliche Einwilligung erfolgt, und nur Coriolan äußerte seine heftige Mißbilligung laut und bitter. Ein Krieg gegen die Volsker gab ihm Gelegenheit zu neuen Großthaten, und, wenig unterstützt von dem Volke, bewies er insonderheit bei Corioli eine wundergleiche Tapferkeit, wofür ihm der Ehrenname Coriolanus wurde. Derb und heftig, doch diesmal nicht ungerecht, schalt er von

*) So veranlaßt z. B. Fiesco durch die Erzählung einer die Aufmerksamkeit spannenden Fabel das erhitzte Volk zum Eingehen in seinen selbstsüchtigen Entwurf.

neuem die niederen Krieger, die in diesem Treffen mehr Plünderungs- als Kampfeslust bezeigt hatten. Da er aber ferner sich der unentgeltlichen Kornvertheilung unter das Volk widersetzte, und sich nicht scheuete, bei der Bewerbung um das Consulat jeden altherkömmlichen Gebrauch zu verletzen; endlich sogar auch auf die Abschaffung der gesetzlich bewilligten Tribunen drang, so erregte er nothwendig jenen Haß, den er fast zu wünschen schien.

Als er zur Verantwortung gerufen wurde, häufte er neue Schmähungen auf die früheren, und ward endlich vom Sicinius verurtheilt, als Vaterlandsfeind vom tarpejischen Felsen herabgestürzt zu werden; doch Gewalt vertrieb die Gewalt. Am andern Tage, da es zur Abstimmung über ihn nach den Zünften kam, ward zwar das Todesurtheil verworfen, aber ewige Verbannung über ihn ausgesprochen, und die Patricier, die ihm bisher beigestanden, mußten ihn diesem Schicksal überlassen. — Was weiter folgt: sein Uebergang zu den Volskern, seine Erwählung zum Mit-Feldherrn desselben, seine Siege gegen die Römer, seine endliche Besiegung durch die Bitten seiner Mutter, und sein gewaltsamer Tod durch den Volsker Tullus Aufidius und dessen Anhänger, ist zu bekannt, um ausführlich erzählt zu werden.

§. 7.

Das also empfing der Dichter aus der Hand der Geschichte, und wir werden gestehen müssen, daß unter

allem diesem, die einzige Scene mit der Mutter ausgenommen, nichts sey, was auch nur entfernt auf wahre Größe, Menschenfreundlichkeit oder Regsamkeit des sanftern Gefühls hindeute. Finden sich also diese Eigenschaften bei Shakspeares Coriolan, so hat er den Charakter umgewandelt. Allein dem ist, wie mich dünkt, keinesweges also, sondern es hat der Dichter im Großen und Ganzen der Geschichte treulich Folge geleistet, wie eine genaue Ansicht der Scenenreihe, in der er erscheint, bewähren kann. Ich begnüge mich, nur auf Folgendes hinzudeuten: Sein erster Gruß an das Volk, in welchem er von den „aufrührerischen Buben," „gekratztem armseligen Jucken des Dünkels, wodurch man nur schäbigt werde," in schlimmer Mischung die Rede ist, gleicht in der That vollkommen dem Morgengruße Kalibans; nur mit dem Unterschiede, daß dieser leichter zu bändigen ist. Coriolan aber fährt fort zu schelten, und die verworfenen Buben werden bald mit Hasen, bald mit Gänsen verglichen. Doch auch diese Benennungen reichen als zu sanft für seinen Haß nicht aus, es wird dem Haufen durchaus alles Gute abgesprochen, der stolze Mann spricht sich immer mehr in den Zorn hinein, und erklärt zuletzt, sie würden, falls der Senat sie nicht in Furcht hielte, sich selbst unter einander auffressen. — Wo ist hier auch nur ein Schatten von der gemeinsten Vernünftigkeit und Besonnenheit? möge immerhin diese Menge voll Verkehrtheit und Aberwitz stecken (und der Dichter hat sie mit

Recht reichlich damit begabt); durch solches wüthendes Anfahren kann sie nur noch verkehrter und aberwitziger werden, und der Schelter stellt sich selbst durch seine Wuth den Gescholtenen fast gleich.

§. 8.

Hören wir endlich vollends, daß er mit Härte sich der Kornvertheilung widersetzt, hören wir ihn schwören, wäre der Adel nur nicht so mitleidig, so wolle er diese Niederträchtigen viertheilen, und bald solle ein Tausend zerhackter Schurken aufgethürmt seyn, so hoch als seine Lanze reichen könne — so glauben wir einen blutdürstigen Tiger zu vernehmen, und jedes Gefühl des Mitleids, das er, der Mitleidlose, uns späterhin abfordern möchte, wird uns fast unmöglich gemacht. Sage niemand, daß hier der Zorn aus ihm rede. Damit wird nichts entschuldigt, denn es gilt von dem Zorne, was vom Rausche gilt, daß er nichts erfindet, sondern nur ausschwatzt. Auch ist das bloße Wort Zorn für diese Stimmung Coriolans viel zu edel. Es bleibt aber auch bei dieser Wuth nicht, sondern er geht gleich darauf in frostig giftigen Hohn über und spottet der jammervollen Sprichwörter, mit denen die hungernde Menge sich ausspricht: „Noth bricht Eisen,“ „die Götter lassen das Korn nicht bloß für reiche Leute wachsen,“ u. s. w. Hier scheint der Tiger schon überflügelt durch jene Gattung von menschlicher Härte, die in der Härte vollkom=

men Recht zu haben glaubt. Dieser Hohn entadelt ihn gänzlich, denn der Edle hat gegen den Dürftigen und hungernden Feind — sey dieser auch sonst so widrig als er wolle — keine Waffe; am wenigsten die des Spottes, und Coriolan fordert dadurch selbst das gewöhnlichste Gefühl gegen sich auf.

§. 9.

Wir folgen ihm nicht durch die gesammte Reihe der Scenen, wo er mit dem Volke hadert, sondern begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Art, wie er zu demselben redet, jede Ausgleichung unmöglich macht. Er will auch keine, sondern ist so ganz von berauschendem Hochmuth verblendet, und gleichsam in demselben erblindet, daß er sich selbst und seine Genossen für höhere Wesen ansieht, denen das Volk demüthigen, unbedingten Gehorsam schuldig ist. Sein Gefühl ist unreiner Sultanismus, ja es ist ihm nicht genug, das Volk zu hassen und zu verachten, sondern er hat sogar einen krankhaft wahnwitzigen Ekel vor demselben, und vor dessen ganzer Erscheinung. Er erkennt das Amt der Tribunen, das doch der Staat selbst eingeräumt hat, schlechthin nicht an; er mißhandelt die Aedilen u. s. w., und es zeigt sich überall, daß er in jedem Staate und bei jeder Staatsverfassung durch ungemessene Selbstsucht ein gefährliches Glied seyn würde, das billig zu entfernen ist. — Sollten wir indeß die gelindeste Benennung für ihn wäh-

len, so würden wir ihn ein verzogenes Kind nennen, wobei dann allerdings die Hälfte der Schuld auf die Verzieher fallen muß. Die Patricier behandeln ihn überall als ihren Vorfechter mit unendlichem Respect, doch lassen sie ihn fallen, als die Gefahr wächst; Cominius und Titus Lartius verkehren mit ihm, wie mit einem Halbgott, aber auch wie mit einem sehr seltsamen und wunderlichen Halbgott, der sich allenfalls augenblicklich in ein wildschnaubendes Thier verwandeln kann, wenn nicht Alles nach seinem Willen geht. Sie schwingen deshalb ohne Aufhören das dampfendste Weihrauchfaß um ihn herum, und es ergötzt sie nicht wenig, gerade dann, wenn er jedes Lob mit stolzer Bescheidenheit ablehnen will, immer neue Ruhmspsalmen in höherem Tone anzustimmen.

§. 10.

Wie man mit dem Volke und insonderheit mit Soldaten umgehen muß, könnte er vom Cominius, der sich in dieser Hinsicht besonnen und mäßig zeigt (Act. I., Sc. 6.), wohl lernen, allein er gehört zu denen, die eben, was ihnen am nöthigsten wäre, nicht lernen wollen. Cominius hat dagegen keine Lust zu dem vergeblichen Versuche, ihn etwas zu lehren, so wie denn überhaupt eine ruhig erörternde Unterredung mit ihm, dem stets krampfhaft Erregten, fast unmöglich ist. Deshalb wählt er und Lartius lieber das bequemere Rühmen, wobei man freilich niemals etwas wagt. Noch wirksamer und ein=

dringlicher treibt das Verziehungsgeschäft Menenius Agrippa, der treffliche Humorist, der eben, weil er das ist, auch wahrhaft lieben kann. Wir bedauern ihn freilich, daß er mit seinem Humor in einer so krausen, wunderlich auf allen Seiten verwickelten Welt, wie die ihn umgebende ist, leben muß, wir bedauern ihn noch mehr, daß er mit seiner Liebe keinen bessern Gegenstand gefunden, als den Coriolan; aber wir lieben ihn doch, weil er fast der Einzige im ganzen Drama ist, der lieben kann; aber als Verzieher ist er deshalb der gefährlichste. Sein Liebling hat immer Recht, denn er sieht mit liebender Sophisterei in ihm einen Gott, dem niemand verdenken kann, wenn er, sich selbst mit den Andern vergleichend, stets auf alle diese Andern stolz herabsieht. Daß Coriolan diese Neigung nur sehr oberflächlich erwidert, daß er sich überhaupt nur lieben läßt, und der Liebe zusieht, wie einem Schauspiel: davon weiß dieser fröhlich jugendliche Alte nichts und will davon nichts wissen.

§. 11.

In noch höherm Grade gilt dieses Alles von des Helden Mutter und Gattin. Die Letztere, Virgilia, ist ein gutmüthiges, sanftes, aber beschränkt demüthiges Wesen, die Coriolan selbst am besten bezeichnet, indem er sie in dem zärtlichsten Augenblicke des Wiedersehens „mein liebes Stillschweigen" begrüßt. Von ihr kann ihm des-

halb nie eine eindringliche Ermahnung kommen. Am allerschlimmsten aber wirkt, da der Vater leider früh gestorben, seine Mutter Volumnia auf ihn, deren völliges Ebenbild er wäre, wenn ihm nicht ihre weibliche Klugheit fehlte. Diese Frau hat denselben Stolz und Hochmuth, dieselbe Unbeugsamkeit und Härte wie er; aber als Frau ist sie um deswillen desto unliebenswürdiger, und ihre mütterliche Liebe für den maßlosen Sohn ist viel zu reflectirend, um bei dem Leser versöhnend wirken zu können. Dem römischen Manne ziemt es, sich mit allen Kräften in die Wirbel des Staates und der Staatskunst zu begeben, und nimmt er hier eine falsche Richtung, so muß er wenigstens in jedem Augenblicke bereit seyn, sein Leben zu wagen für seine Meinung; sie dagegen wird durch den Frauenstand geschützt und hat für sich selbst nichts zu besorgen. Dazu kommt bei Coriolan eine Aufrichtigkeit und Offenheit, um derentwillen wir ihm zwar nicht Alles, aber doch manches Uebertriebene, Harte verzeihen können. Aber gerade um dieser Offenheit willen schilt sie ihn; alle seine übrigen Eigenschaften mag sie gern, denn sie sind ein Abglanz der ihrigen. Sie hat denselben Sultanismus, denselben Haß und dieselbe Verachtung für das Volk — politisirende Frauen schweifen am liebsten auf den äußersten Grenzen — und der Sohn kann ihr in dieser Hinsicht nie genug thun; aber daß er sich nicht verstellen und nicht einen günstigen Augenblick abwarten kann, das ist ihr Kum-

mer, und schuld an allem ihrem Unglück. Er hätte sollen nur erst Consul werden, dann wäre es ein Leichtes gewesen, mit seinem Hauptplane durchzudringen. So aber hat er, noch nicht im Besitz der Macht, dieselbe schon abgenutzt. Jetzt noch galt Verstellung, aber er hat zu früh kund gegeben, was er bezweckte, und so haben die jetzigen Machthaber ihn gehemmt. Sie hat ein Herz, unbeugsam wie das seine, doch auch einen Verstand, der ihr sagt, daß man zuweilen den Zorn gleichsam aufheben müsse für bessere Zeiten.

Wie nahe diese Gattung von Klugheit, um es unumwunden herauszusagen, bei der — Gemeinheit stehe, zeigt sich deutlich in der Scene des Abschieds von dem verbannten Sohne. Hier, wo bei einer edlern Seele der große Schmerz rein gewaltet haben würde, verderbt sie sich selbst das, wenn auch furchtbare, doch erhebende Gefühl durch rohes Fluchen auf die Gegner ihres Sohnes, und sie wünscht den sämmtlichen Handwerken und Gewerben Roms nichts Geringeres als die schlimmste Pestilenz *); ganz in der Art jener zahlreichen Classe von Menschen, die bei günstigem äußerlichen Geschicke eine nothdürftige Bildung zeigen, die aber, sobald ein großer

*) Now the red pestilence strike all trades in Rome,
And occupations perish! (Act. IV. Sc. 1.)
Was sie unter der rothen Pest versteht, weiß ich nicht genau, und sie selbst vermuthlich auch nicht.

Schmerz sie durchzuckt, das innere Chaos widrig genug offenbaren. Zwar kann Coriolans kurz vorher gegangener Abschiedsgruß *) an das Volk uns gleichfalls nicht erfreuen; allein von ihm dürfen wir auch jetzt nichts Erfreuliches hoffen, und sein Zorn ist nunmehr ein rein tragischer.

§. 12.

Ich habe, wie mich dünkt, Gründe genug angegeben, warum ich nicht der Schilderung beistimmen kann, welche meine Vorgänger von dem Charakter des Coriolan gemacht haben. Wir haben ferner gesehen, daß die Geschichte gleichfalls von jenen Liebenswürdigkeiten des Cajus Marcius, die uns die Kritiker vorspiegeln, nichts wisse, und daß der Dichter mit gewohntem Scharfsinn in den Kern der Geschichte eingedrungen sey, und diesen gezeigt habe. Wir sehen hier in dem Helden einen tragischen Wahnsinn — ich weiß kein gelinderes Wort — durch eine großartig irrende und gefährliche Idee zu Verbre-

---

*) Der Anfang:

You common cry of curs u. s. w. ist noch in Coriolans altem Styl; doch das gleich folgende:

Let every feeble rumour shake your hearts u. . w. (Act. III., am Schluß) ist desto bedeutsamer, und eine treffliche Einleitung zu dem tief ergreifenden Wort: I shall be loved when I am lack'd. Man wird mich lieben, wenn man mein bedarf (Act. IV. Sc. 1).

chen und Strafe geführt, aber ausgeschmückt mit Allem, was einem solchen irrenden Gedanken Glänzendes beiwohnen kann. Dieses Glänzende aber kann sich, so vergesellschaftet, nicht rein und erfreulich zeigen, selbst nicht das Glänzendste, die Tapferkeit. Coriolans Heldenmuth erregt mehr Staunen als Bewunderung, er hat etwas Märchenhaftes, wie es sich für die mythische Vorgeschichte eignet, und wenn wir den Helden, in Corioli's Mauern eingeschlossen, gegen ein halbes feindliches Heer siegen sehen, so erscheint er uns fast nicht mehr wie ein Mensch von Fleisch und Bein, sondern wie etwa ein schwer wandelnder, blutbespritzter, zauberischer Thurm, der nur getroffen, nicht verwundet werden kann. Kaum ist es nöthig die Frage aufzuwerfen, ob der Dichter Recht gehabt habe, so zu schildern, denn die bloße Antwort ist hinreichend, daß er, anders darstellend, uns wenigstens keinen Coriolan, den doch die Aufschrift des Stückes versprach, würde gezeigt haben. Sollte er der Geschichte treulos werden? Sollte er den tiefen Sinn derselben unterschlagen? u. s. w.

§. 13.

Shakspeare ist wie immer mit seiner Absicht vollkommen im Reinen gewesen, und wenn ja in den ersten drei Acten durch die Geringhaltigkeit und Erbärmlichkeit der meisten Gegner des Helden weniger genaue Leser zu einer falschen Ansicht von ihm verführt werden konn-

ten, so müßte diese doch durch die beiden letzten Acte gänzlich verschwinden. Was Coriolan bis dahin sündigte, bestand in Worten, und so sehr diese auch Härte und Grausamkeit athmeten, so können wir dennoch, zum Mitleiden bewegt, auf den Gedanken gerathen, als sey ihm durch diese Strafe der Verbannung zu viel geschehen. Abgerechnet aber, daß solche Worte gewissermaßen schon als Thaten anzusehen sind, gehen sie auch nur zu bald in solche unbestreitbar wirkliche Thaten über, für die es kaum eine Versöhnung giebt. Der Einzelne, der sich von Einzelnen im Staate beleidigt fühlt, will diese Verletzung an dem gesammten Staate rächen, er begnügt sich nicht mit jenem Ausruf eines bei weitem größern Helden: „Undankbares Vaterland, selbst meine Gebeine sollst du nicht besitzen," sondern dem gefährlichsten Feinde Roms, den Volskern, sich anschmiegend, bewegt er sie, den Waffenstillstand zu brechen, und zieht an ihrer Spitze bewaffnet gegen das Vaterland. Wie muß es in der Brust eines Mannes aussehen, der jemals solche That vermag; denn wo irgend eine Lage erdenkbar ist, in welcher die ewig nothwendige Tugend, Vaterlandsliebe, sich so ganz in ihr Gegentheil verwandeln kann, da ist jene Tugend eigentlich nie gewesen. Hier ist nicht mehr die Rede von einem Ueberschwang der Kraft, nicht von einem überschrittenen Maß, sondern wir haben es mit einem Verbrechen zu thun, das Stunden und Tage lang überlegt wurde und Monate bedurfte, um ausgeführt zu werden.

§. 14.

Ueber das Verhältniß des Einzelnen zum Vaterlande, und wie weit er ihm verpflichtet ist, haben schon die Alten, und insonderheit die Griechen, sehr hell und tief gedacht, und es in den mannigfaltigsten und schönsten Formen dargestellt. Giebt Homer dem Achill Recht? gegen den Agamemnon ohne Zweifel, aber gewiß nicht gegen Griechenland, das er durch seine jetzige Thatenlosigkeit in Noth bringt. Aber indem er sich rächen will und wohl gar mit verfinsterter Stimmung sich an dessen Noth weidet, bestrafen die Götter seine Rachsucht an ihm selbst, indem durch seine Schuld der Tod des geliebtesten Freundes erfolgen muß.

Noch weiter geht Sophokles, der in seinem Philoktet die Idee des Vaterlandes und des griechischen Ruhms (an dem Alle Theil haben, und für den deshalb auch Alle mitwirken müssen) höher stellt, als vielleicht irgend ein Dichter diesen Gedanken gestellt hat. Ist je ein Held beleidigt worden von seinem Vaterlande, ist jemals ein Held durch die eignen Landsleute in das tiefste Unglück gestürzt worden, so ist es Philoktet. Ihn hat nicht Kraft besiegt, sondern empörende List, seine Strafe ist nicht gewöhnliche Verbannung allein oder Tod; seine Verbannung war ohne Wahl der Zuflucht für ihn: es ist eine unwirthliche Felseninsel, auf der man ihn zurückgelassen. Sein Tod ist gewissermaßen immerwährend, und doch kann er nicht sterben, weil eine unsäglich schmerzliche,

hülflose Krankheit ihm nur die Kraft und Lust zum Leben raubt; nicht aber das Leben selbst. —

§. 15.

Wie empört sich unser Herz wider das Benehmen des Ulysses gegen den Unglücklichen! sollte nicht auch Sophokles diesen Unwillen getheilt haben? Ohne Zweifel hat er diesen Ulyß als Menschen, wie er ihn hier schildern mußte, selbst nicht lieben können, und dennoch wird der letzte Zweck desselben, so hart wie er auch in Beziehung auf Philoktet erscheint, von den Göttern selbst und durch ihren Repräsentanten, den Dichter, gebilligt und erreicht. Es ist hier die äußerste Höhe des Gedankens erfaßt worden, daß wir dem Vaterlande unter jeder Bedingung treu bleiben sollen, es möge uns lieben oder nicht lieben, oder beleidigen, oder gar, wie hier bei Philoktet, sich unsrer entäußern. Nimmt es diese Entäußerung zurück und unsere Thätigkeit von neuem in Anspruch, so ist jede Ablehnung von unsrer Seite unrechtmäßig, und es kann sodann im Nothfalle selbst Zwang gegen uns erlaubt seyn, — daß dieses im Sinn jener griechischen Tragödie mit liege, mag nicht bestritten werden; was dabei in einzelnen Stellen Uebertreibendes ist, muß, als einer versunkenen Welt angehörig, historisch erklärt und somit entschuldigt werden, aber der Hauptgedanke: „unverletzliche Heiligkeit des Vaterlandes" ist ewig wie das Recht und die Natur selbst.

§. 16.

Wie so ganz und gar haben neuere Erklärer des Shakspear'schen Werks diese aufgestellten Begriffe vergessen! Der vielleicht neueste Bearbeiter desselben, Johannes Falk, steht nicht an, Coriolans Partie so unbedingt zu nehmen, daß er geradezu erklärt: „Nach seiner Entfernung aus der Stadt glaubte Coriolan dem römischen Volke zu seiner eigenen heilsamen Belehrung einen kleinen Beweis für die Zukunft schuldig geworden zu seyn, nämlich den, daß es an und für sich betrachtet gar nichts vermöchte, und ohne Männer seines Gleichen weiter nichts, als ein vielköpfiges Ungeheuer sey." Ja, er setzt später hinzu, daß den „heilsamen Lehren für Volk und Senat nichts fehle zu ihrer Bestätigung, als die gänzliche Vernichtung Roms." (S. Coriolan, frei nach Shakspeare von Johannes Falk. Amsterdam und Leipzig, 1812. S. 23 und 33) — Die Unhaltbarkeit dieses Gedankens leuchtet zu sehr in die Augen, um einer ausführlichen Widerlegung zu bedürfen, und ich begnüge mich deshalb mit der Bemerkung, daß ein solches Volk, welches ohne ein bestimmtes Individuum gar nichts vermöchte, überhaupt nichts vermöchte und auch nicht einmal ein vielköpfiges Ungeheuer seyn könne, sondern lediglich nichts und wieder nichts seyn müsse.

Wir wissen Alle, daß der dramatische Dichter, auch bei der schwierigsten Aufgabe, wo ihm die klare Erkenntniß des Gedankens von Seiten des Zuhörers besonders am Herzen

liegen muß, dennoch nie aus den Coulissen hervortreten und den nackten Gedanken selbst ausrufen dürfe. Er muß es dem Leser und Zuschauer anheimstellen, das Resultat aus dem Ganzen hervorgehen zu lassen; wie oft aber wird hier der Dichter in seiner Hoffnung von jenem sich getäuscht sehen, und wie oft wird man ihm eine Ansicht unterschieben, die ganz und gar, ja feindlich von der seinigen entfernt ist.

§. 17.

Ist es deshalb, wie gesagt, möglich gewesen, daß Coriolans mit allem Glanze ausgeputzte Scheingröße in den ersten Acten einige Kritiker getäuscht hat, so hätte doch diese Täuschung späterhin schwinden müssen, da nach der Verbannung sein innerlicher Verfall bis zur Sonnenklarheit deutlich wird. Er hat nur noch Einen Gedanken, den der Rache, und zwar nicht bloß an den Tribunen, an den Aedilen, an den Bürgern A. B. C., sondern an dem Vaterlande selbst, und so erzeugt in ihm die innere Maßlosigkeit und hochfahrende Selbstsucht verbrecherischen Wahnsinn und wahnsinniges Verbrechen. — Aber betrachtet ihn nun auch einmal recht, wie ihn der Dichter nach den frühern Andeutungen in den beiden letzten Acten geschildert hat. Ich will nicht einmal fragen: Ist dieser Held jetzt glücklich, während ihm von außen her jetzt Alles zu glücken scheint? ist er glücklich im Hause des Aufidius, wo dieser geachtete Feind in einem Augen-

blicke der Begeisterung ihm als dem Höhern huldigt? Ist er glücklich in seiner neuen Würde als Mit-Feldherr der Volsker? machen ihm seine Siege über die Römer Freude? schmeichelt es ihm, wenn die Priester und die Consuln ihn um Gnade anflehen, oder wenn er gar den alten liebevollen Menenius abweisen muß? Ein solches Gefühl kann nach dem Abfall bei ihm nicht mehr wohnen; denn wie wäre er sonst noch würdig als tragischer Held aufgeführt zu werden? — Aber das wollen wir fragen: Ist auch nur eine Spur von innerer und äußerer Freiheit in ihm, seitdem er den Verrath an dem Vaterlande durch Thaten gezeigt hat? Ruht nicht das Schicksal wie eine eisig starrende Nacht auf ihm? Sehen wir nicht, daß er nie besiegter war, als in seinen jetzigen Siegen? und ist es nicht (um nur eines einzelnen Umstandes zu gedenken), schon eine unerträgliche Sklaverei, daß er den Aufidius anrufen und um ein wenig Lob bitten muß für die Härte, mit der er die römischen Gesandten und selbst seinen Menenius abfertigt? Dieses Schicksal aber hat er selbst über sich herauf gerufen, und es liegt in seiner eigenen Brust. Er kann nicht anders, so lange er unverwandelt Coriolan bleibt; daß er aber bleibt und von verbrecherischen Worten zu verbrecherischen Thaten übergeht, ist natürlich sein Werk, und es darf kein Schicksal angeklagt werden. Dafür sehen wir ihn jetzt gleichsam gezeichnet von der Hand der Nemesis, und der als der Gefürchtetste und Geachtetste in Rom, weil er nach

unbegränzter Macht strebte, dennoch unbefriedigt war, ist jetzt dergestalt herunter gekommen, daß er uns mit dem innigsten Mitleid erfüllt. Es ist, als hätten wir über ihn das kleine aber entsetzlichste aller Worte aussprechen hören: Du sollst hinfort nie wieder frei athmen.

§. 18.

In den beiden letzten Acten herrscht eine trübe Gewitterschwüle, und selbst die große herrliche Scene zwischen Mutter und Sohn giebt keineswegs eine heitere Befriedigung, sondern gerade was sie soll: den entscheidenden Donnerschlag, der den Himmel reinigt und die Besiegung des Einzelnen, der von seiner Ohnmacht überzeugt wird, zu erkennen. Ich will jene mit Recht bewunderte und gerühmte Scene nicht mit den gewöhnlichen Lobsprüchen belegen; wohl aber sie um deswillen rühmen, daß sie durchaus nicht auf eine sogenannte gemüthvoll sanfte Rührung hinarbeitet, die hier nicht statt finden durfte. — Als diese Mutter ihm durch ihre eigene Person die Mutter Roma gezeigt hat, und er sich besiegt fühlt, welche Worte hat ihm da unser Dichter geliehen? Ist der Friedensbogen wieder am Himmel aufgegangen? und darf sich der Held als Roms Retter erkennen? Ach nein! ihm ist nur sein ungeheuerer Irrthum näher gebracht, er fühlt ihn und möchte gern wieder gut machen, doch völlige Sühne ist unmöglich, denn ein Abfall vom Vaterlande sühnt sich nicht auf so leichte Weise, und auf immer steht er entzweit mit ihm und mit sich selbst.

O mother, mother! (so ruft er aus)
What have you done? Behold, the heavens do ope,
The gods look down, and this unnatural scene
They laugh at.
O Mutter, Mutter!
Was thut ihr? seht, die Himmel öffnen sich,
Die Götter schaun die unnatürliche Scene
Und lachen drüber.

§. 19.

Wer also sprechen mag, in dem ist kein beruhigendes Gefühl reiner Güte, und leider kann auch diese Empfindung in ihm nicht seyn. Er fühlt sehr wohl, daß er selbst am meisten der Gnade bedürfe und daß, was er auch jetzt noch thun möge, sein früheres Verbrechen (feindseliges Handeln gegen das Vaterland) nicht rein abgebüßt werden könne. Jetzt erst hat er Anspruch auf die Theilnahme unsers Herzens, wir fühlen seinen ganzen jammervollen Fall und haben Mitleid mit der Schwäche, in der er, Entschuldigung bittend, sogar den Aufidius fragt *), ob nicht auch er in gleichem Falle würde gerührt worden seyn. — Und mußte er in seiner jetzigen Lage nicht also fragen? — Die Antwort des Mannes, der, von Natur kühl gesinnt, durch einzelne Exaltationen

---

*) Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die Worte des Narren im Lear: Gevatter Lear, du warst ein ganz hübscher Mann, als du noch nicht nöthig hattest, dich um die Mienen deiner Töchter zu bekümmern.

immer nur kühler zu werden scheint: „ich war tief gerührt", ist ganz in der (traurigen) Ordnung und um so eindringlicher, da wir wissen, daß längst schon alle seine Gedanken auf den Fall des unglücklichen Helden gerichtet sind. Shakspeare folgt auch in der Schilderung von Coriolans Tode gänzlich der Geschichte, und ohne Zweifel that er sehr wohl daran, hier nicht klüger seyn zu wollen, als sie. Cajus Marcius hat kein Vaterland mehr, und was er (es versteht sich immer: so lange er — er bleibt) auch thun möge, es ist Alles unrecht und Alles unglücklich. Es giebt Leiden, wie wir bereits im König Lear angedeutet haben, nach welchen sich das irdische Leben nie wieder fröhlich gestalten kann, und nichts Wünschenswürdiges übrig bleibt, als der Tod, nur daß er mit Ruhe soll abgewartet werden. Das gilt noch mehr von Verbrechen gewisser Art, z. B. von dem des Coriolan. Wir brauchen ihn uns nur zu denken auf dem Rückwege von Rom nach Antium, ihn, der mit zwei Völkern und mit sich selbst in Feindschaft ist, wir brauchen ihn nur zu hören, wie er zum erstenmal mit schwacher Stimme und im Bewußtseyn doppelten Vergehens zu den unbedeutenden Rathsherren von Antium fast demüthig spricht, um Rechenschaft abzulegen, und wir werden ihn nicht beklagen, daß gleich darauf sein Ende erscheint. Die Sage erzählt, er sey von dem aufgebrachten Volskischen Pöbel gesteinigt worden, hier stirbt er doch wenigstens im Tumult von Soldatenhänden, frei-

lich von sehr unreinen; doch durfte ihm der Dichter kein andres Ende gestatten.

§. 20.

Fahren wir nun zu fragen fort, wie es wohl möge gekommen seyn, daß die Kritiker bisher viel zu sehr Coriolans Partie genommen, so scheint mir, wie bereits oben angedeutet wurde, der Grund in dem Unwerth der Gegner selbst zu liegen, welche der Dichter neben ihn stellt. Kläglichere, verkehrtere und widerlicher bellende Gesellen hat es wohl niemals gegeben, als die hier den Haufen bilden. Es ist zusammengelaufenes Gesindel, zu unsittlich für regelmäßiges häusliches Arbeiten, so wie für die Pflichterfüllung im Felde, es hat nichts zu verlieren und kann nur gewinnen bei Aufruhr und Zwiespalt. Im Julius Cäsar gelangen wir schon im Anfange des Stücks zu einem behaglichen Lachen über die müssiggängerischen, dummpfiffigen und pfiffigdummen Herumstreifer, die, von jedem Winde bewegt, den Zweck ihres Lebens eben in jenem Herumstreifen zu finden glauben; aber in Coriolan kommt das Lächeln erst später, und es ist nicht wohl von schärferem Unwillen zu trennen. Dieser Haufen ist noch geringhaltiger, und wie einfältig und schwankend er auch sonst seyn mag, doch steif und fest auf Empörer-Gedanken gerichtet, weshalb er unter kluger Anleitung gefährlich genug werden kann. Zum Ueberfluß ist ihm auch noch Feigheit beigegeben, wodurch vollends

über ihn der Stab gebrochen wird. Denken wir uns diese Menge, einen Coriolan gegenüber, so begreifen wir gar wohl, wie ihm in diesem Verhältnisse nicht selten Menschliches (d. h. hier: Uebertreibung des Zornes) begegnen könne. Sie als unbedeutend ansehen und ignoriren darf er nicht, denn unter der Führung solcher Tribunen können sie Unheil genug stiften. Dennoch müssen wir bei aller Entschuldigung doch wiederholen, daß sein Betragen nur geeignet ist, den Haufen zu verschlimmern. Er giebt ihn auf als hoffnungslos verderbt, und trägt dadurch sehr viel bei, ihn wirklich hoffnungslos zu verderben.

§. 21.

Sicinius und Brutus gehören zu der bedenklichsten Classe der Volksanführer. Sie benutzen das Recht, welches Coriolan besonders in unbewachten Augenblicken ihnen giebt, auf die schlaueste Weise, indem sie jedes seiner Worte, als sey es bereits eine That, festhalten. Was wir „Ehre" im gewöhnlichen Sinne nennen, dafür haben sie, wie es scheint, gar keinen Sinn, und ihr Gegner mag ihnen jeden schimpflichen Beinamen geben, wie er irgend will; sie kümmert das nicht, denn sie sind für jeden wahren Herzenszorn viel zu kalt. Es ist ihnen genug, den Feind zu verderben und sich selbst mit höherer Macht zu umgeben; alles Uebrige ist ihnen gleichgültig. In diesem Geist benehmen sie sich auch in den letzten Acten, wo Roms Unglück immer höher steigt. Ihr

böses Gewissen verräth sich überall, doch fehlt es ihnen auch jetzt nicht an einer gewissen Besonnenheit, mit der sie Alles, was noch etwa für Roms Rettung versucht werden kann, anordnen, und durch Ueberredung und Bitten selbst von ihren erbittertsten Feinden erreichen. Sie ahnen, daß, so lange nur Rom noch stehet, der bloße Name sie schützt, und sie wissen selbst Volumnien dahin zu bringen (wenn auch nur durch die dritte Hand), daß sie ihrem Sohne gleichsam als das personificirte Vaterland, oder, wenn man lieber will, als Medusenhaupt erscheine, vor dem seine Kraft erstarrt zu Boden sinkt.

§. 22.

Ist aber diese Menge das Volk? Mit nichten. — Sie ist, wie wir sie nannten, Gesindel und Pöbel, der, aufgeregt, sich fast immer widrig und verzerrt zu zeigen pflegt. Coriolan aber verwechselt immer Pöbel und Volk, und leider thun es die meisten Kritiker ihm diesmal nach. Sie halten sich nur an das, was sie zu sehen bekommen, nicht aber an das, was ihnen hier zu erkennen gegeben wird. Das Volk ist nicht müssiggängerisch und aufrührerisch, es schreit und tobt und witzelt nicht, läßt sich aber auch nicht zum besten haben, sondern beobachtet scharf und schweigend, und handelt, wenn es Zeit ist. — Kommt nun aber dieses Volk in diesem Drama gar nicht zur Erscheinung? Selten freilich; doch fehlt es nicht ganz, z. B. unter der Anführung des Cominius,

der besonnen und gerecht demselben ein gutes Zeugniß giebt. Weiter sollen wir nichts verlangen, wohl aber mit geistigen Augen die Idee des Vaterlandes und die heilige Roma selbst erblicken, die ja unmöglich auf dem Komödienzettel und in dem Personenverzeichnisse mit vorkommen kann. — Der Pöbel hat durchaus Unrecht, und seine Herrschaft ist gräßlich; aber auch eine mit coriolanischem Geiste verwaltete Regierung würde nur Jammer bringen. Die Gerechtigkeit und Mäßigung ist beiden fremd.

Jene dem Pöbel unerläßliche Verkehrtheit und Verzerrtheit hat Shakspeare nicht ernst und trocken hingestellt, sondern wie immer und zu unsrer Aller Freude in Scherz und Satyre getaucht. Dieses vielköpfige Ungeheuer ist auch ein buntgesprenkeltes, lustigalbernes Ungeheuer, das, so oft es auch erscheint, Niemand besser geschildert hat, als unser Dichter, und es konnte sich hier die ganze Fülle des Charakter- und Situationswitzes zeigen.

§. 23.

Ein besonders glänzendes Juwel in diesem Drama ist die Scene der Stimmenbewerbung, und es möchte wohl kaum einen Leser geben, der sich an ihrer sinnigen Lustigkeit nicht ergötzt hätte. Nur müssen wir bedauern, daß sie die Aufmerksamkeit der Kritiker fast ausschließlich in Anspruch genommen, so daß selbst Wilhelm

Schlegel die wenigen Zeilen, welche er in seiner kurzen Uebersicht der Shakspear'schen Dramen dem Coriolan widmet, lediglich jenem Plebs und der drolligen Scene geschenkt hat. Allerdings giebt es kaum etwas „Drolligeres", als jene Auftritte, wie Coriolan „bei den geringern Bürgern, die er wegen ihrer Feigheit im Kriege verachtet, um das Consulat werben soll, sich aber, innerlich ergrimmt, nicht zu der herkömmlichen Demuth entschließen kann, und ihnen dennoch ihre Stimmen abtrotzt." — Ich glaube indessen, die Scene sey noch viel mehr als drollig, so bald man nur bedenken und betrachten will, daß sich in derselben Coriolan selbst, nicht wieder verkehrt, und, ohne es zu wissen und zu wollen, komisch zeige, als jene mit Recht Verachteten: denn, wie seltsam und wunderlich stolz er auch bittet, so — bittet er doch, und indem er zugleich dem alten, ihm so lästigen Herkommen und seiner hochmüthigen Laune nachgiebt, bereitet er sich selbst im eiteln Wahn zu triumphiren, Verbannung und Untergang. Wie immer, so auch hier, haben in diesem Drama beide Theile Unrecht; aber der Dichter hat vollkommen Recht, sie so zu schildern und die Idee in den Hintergrund zu stellen.

§. 24.

Wie manches Hemmende nun aber auch die römischen Stoffe für den modernen Dichter haben mögen; Shakspeare hat, wie wir gesehen, eine Welt für seine

reiche Charakterzeichnung gefunden, und es gilt hier ganz besonders die alte Bemerkung, daß man bei seinen Dramen die Personen nur Einmal zu nennen brauche, da man sie dadurch auf immer kenne und keine Verwechselung mehr zu fürchten habe. Wie klar und herrlich ist nicht z. B. der alte Menenius gezeichnet, und doch ist er fast immer nur als eine angenehme Zugabe betrachtet worden. Er ist bei weitem mehr, und für Coriolan nicht minder nöthig, als Antonius für Cäsar. Der Dichter und die Zuschauer bedurften, um Coriolan genau zu erkennen und zu schildern, eines — wenn ich mich so ausdrücken darf — grandiosen Liebhabers und Verziehers des Helden, einen Hingegebenen, den wir aber, trotz seiner Schwäche, lieben können, eben weil er selbst lieben kann. Damit er aber das könne, bedarf er des Humors, der in den höheren männlichen Jahren sich der Freundschaft und Liebe so gern zugesellt. Wohl können wir bei einer edeln und feurigen Gesinnung leicht ertragen, in den Verhältnissen der Freundschaft stets mehr zu geben, als zu empfangen, und es ist dieser Umstand sogar geeignet, uns den größten und reinsten Genuß zu geben; indessen wird ein so tugendhafter Vielgeber doch wohl thun, wenn er sich bei Zeiten nach Humor umsieht. Ist aber vollends von einem Verhältnisse die Rede, wo nur der Eine giebt und der Andre nur empfängt, so möchte wohl der phantasiereichste Humor unerläßlich seyn, weil sonst das ganze auf einem Irr-

thum beruhende Verhältniß auch in der Erscheinung bald in Staub und Asche zerfallen würde. Coriolans enger und herber Charakter mit so manchen ungeläuterten Flammen macht ihn nicht bloß für die Freundschaft fast unzugänglich, sondern auch ungeschickt für alle heitere Geselligkeit. Er hat gewissermaßen nur Einen, und zwar einen sehr gefährlichen Gedanken: wird dieser angegriffen, so bemächtigt sich seiner ein ungeheurer Zorn, der ihn eben so beredt, als — unbesonnen macht. Sonst ist er fast immer schweigsam und zugeschlossen, und muß es seyn, denn er hat nichts zu sagen. Selbst über jenen einzelnen Gedanken kann er mit denen, welche so ziemlich einig mit ihm sind, nicht viel und nicht gut reden, denn dazu würde er des — Unwillens und der Leidenschaft bedürfen. Wir sehen deshalb auch bei den meisten Patriciern keine sonderliche Herzenstheilnahme für ihn. Sie mißbilligen seine Uebertreibung und nehmen sich seiner nur an, weil sie fürchten, das Volk werde späterhin noch weiter um sich greifen, wenn es seinen Hauptgegner verloren.

§. 25.

Nur Menenius ist der Verzauberte, denn er hat sich selbst verzaubert. Nur er mag mit Coriolan, dieser zackigen Felsenspitze, umgehen, weil er, so oft es ihm gefällt, ihn mit seiner humoristischen Zauberlaterne anblitzen kann, so daß sich das herbe Gesicht, das reife Trauben

sauer zu machen versteht, ihm ganz anders abspiegelt, als es ist. Er hört, wie so manche Humoristen, sich selbst gar gern sprechen, und mag wohl leiden, daß Coriolan ihn nicht unterbricht; es ist sogar möglich, daß er (wie z. B. der ihm sonst sehr unähnliche — Victor im Hesperus) sich mit seinen schönsten Einfällen am liebsten gerade an die wendet, die am wenigsten davon verstehen. Menenius hat ein für allemal seinen Liebling als großen und tapfern Mann erkannt; das ist ihm als Grundlage seines Verhältnisses genug; alles übrige Unbequeme und Widrige an ihm sieht er nicht, oder will es nicht sehen. Bedenken wir ferner, daß der fröhlich genießende Mann, wie er selbst sagt, vertrauter ist mit dem „Hintertheil der Nacht, als mit dem Vorderkopf des Tages," so finden wir leicht, wie sehr die trunkene Exaltation der Nacht dem Liebling zu Hülfe kommen müsse. Endlich wollen wir noch erwägen, daß in einigen Einzelreden des Menenius (gewiß wider seinen Willen, aber nicht wider Willen des Dichters) ein Gegengift für manche Uebertreibungen des Cajus Marcius liegt, und der viel belachte „lächelnde" Magen (in der allbekannten Fabel von den gegen ihn verschwornen Gliedern) möchte auch wohl nicht ohne sehr ernste Satire zu nehmen seyn.

§. 26.

Das einfache End-Ergebniß ist deshalb: Shakspeare hat den historischen Stoff so scharfsinnig aufgefaßt und

so kräftig durchgeführt, daß wir in dieser Hinsicht kaum noch einen Wunsch übrig behalten. Auch kann niemandem entgehen, daß in den meisten Scenen des Werks die Sprache wie eine Tuba groß und gewaltig töne, bis sie endlich gegen das Ende schwermüthig leise verhallt. Dennoch bleibt im Gemüth des Lesers ein Verlangen ungestillt; es ist das Gefühl, welches in seiner zartesten Tiefe nicht genugsam angesprochen wird. Man verwechsle dieses Verlangen ja nicht mit der thörichten Forderung eines bestimmten Liebesverhältnisses zwischen A und B; ein solches würde hier jenes Verlangen nicht nur nicht befriedigen, sondern in sich selbst wahrhaft lästig und widrig seyn. Was uns der Dichter vermissen läßt, ist nicht seine Schuld, sondern die des Stoffes, für den selbst die zauberischste Gewalt uns kein solches Interesse würde einflößen können, als wir z. B. für Romeo, Brutus, Lear u. s. w. empfinden. — Im Coriolan haben fast alle auftretende Personen unrecht; der Held selbst und sein Gegner Aufidius, Menenius und die Tribunen, der volskische, wie der römische Senat u. s. w., aber siegend tritt die Idee des Staates und des Vaterlandes hervor.

Dieses große Ziel ist erreicht; wer sonst noch etwas verlangt, verlangt etwas hier Unpassendes und Unstatthaftes. Wir können — und ich verhehle nicht, daß dies auch bei mir der Fall ist — andere Werke unsres Dichters mehr und inniger lieben als dieses; aber wir

wollen nie vergessen, was es an und für sich und in sich ist.

§. 27.

Nach allen diesen Betrachtungen muß es doppelt befremden, daß so viele Dichter den höchst schwierigen und in keinem Falle günstigen Stoff dramatisch zu behandeln versucht haben, und es würde anziehend seyn, wenn uns einmal jemand sämmtliche englische, französische, italienische u. s. w. Coriolane aufzeichnen und charakterisiren wollte. Wir würden ohne Zweifel einen steten Widerstreit bemerken, in welchen die Dichter mit sich selbst und ihrem Stoffe geriethen. Was sie reizte, war vermuthlich nur die eine Scene mit der Mutter; sie sollte rühren und erweichen. That sie das, so zertrümmerte sie gewissermaßen das ganze Stück; that sie das nicht, wie sie es denn bei Shakspeare nicht thut, so erlebten die Poeten, die doch nun einmal das Gefühl hauptsächlich erregen wollten, das Mißgeschick, ihren Irrthum zu spät einzusehen, von Einer Scene Alles zu erwarten. Nur Shakspeares großer, sicher treffender Verstand hat hier das Rechte zu erfassen gewußt; doch ist auch ihm nicht möglich gewesen, hier einen ganz vollständigen poetischen Genuß zu gewähren, wie er ihn in andern Dramen gewährt hat.

XXIX.

Antonius und Cleopatra.

§. 1.

In dem Trauerspiel Julius Cäsar wandte sich unsere Aufmerksamkeit zuvörderst au einen alternden Helden, der durch eine Menge von großen Thaten und Erfolgen das Volk und sich selbst dergestalt verwöhnt hatte, daß Alles auf ihn hinsah, wie auf den Einzigen, dem nichts mißlingen könne. Aber Cäsar fühlt eine Leere in sich, es giebt für den Augenblick nicht mehr viel zu handeln und zu besiegen, das Alter beschleicht ihn und bringt einige Kränklichkeit mit sich, er kann zu den frühern Lorbeerkränzen keine neuen hinzuthun; und um jene dem Gedächtniß der Menge immer frisch zu erhalten, ist er genöthigt, selbst häufig daran zu erinnern und sich jetzt mit einer Fülle von großen, scharfsinnigen und stolzen Reden, wie mit einer majestätischen Wolke zu umgeben. Aber wenn auch noch täglich ein neuer Lorbeer sich um sein Haupt gewunden hätte; sein Ehrgeiz würde

dadurch nicht gestillt worden seyn. Es sind nicht mehr diese grünen Zweige voll edler Bedeutung, nach denen er verlangt, sondern das königliche Diadem soll sein endlicher Lohn und das Ziel seiner Laufbahn seyn. An diesem Irrthum geht er zu Grunde, und zwar durch die Hand des Geliebtesten. Dieser, bis dahin fast der einzig Reine in einer unreinen Welt, irrt jedoch nicht minder, wenn er hofft, daß aus diesem und so geopferten Blute die Freiheit erwachsen werde. Er verkennt seine Zeit, die viel zu tief gesunken ist, um auch nur ahnen zu können, was er uneigennützig will. Der kalten Klugheit ist er nicht gewachsen. Auch Cassius, der starke, und wenn auch minder rein gesinnte Mensch, doch erfahrnere Feldherr kann nicht retten, was unrettbar verloren ist, denn immer wird die in ihrer Sphäre mit sich selbst wohl vertraute irdische Klugheit und Folgerechtheit siegen müssen, wenn ihr nicht vollendete Weisheit entgegen steht.

§. 2.

Jetzt sind die drei großen Männer Julius Cäsar, Brutus und Cassius vom Schauplatz abgetreten, und drei Mindere, unter denen nur Einer hervorragt, treten an ihre Stelle, um die Beute der Gefallenen zu theilen. Wie aber auch jene bloß irdische Klugheit für den Moment hat gewinnen können; wahrhaft zu siegen vermag sie nicht, und noch weniger das seiner Natur nach Auseinanderfahrende und nur durch äußern Zweck für den

Moment Verbundene vereint zu erhalten. Ihre Hohlheit entdeckt sich bald. — Dieser kalte zähe Jüngling Octavian ist der armen Zeit völlig würdig, doch hat seine mittelmäßige Natur ihn, da er am liebsten durch Andre handeln läßt, wenigstens das Repräsentiren gelehrt. Antonius dagegen, seiner höhern (doch nur halb poetischen) Natur zu sehr vertrauend, hat die Erdenklugheit zu oft vernachlässigt, und am liebsten in Extremen waltend, verwechselt er fast immer die poetische Freiheit des Lebens mit phantastischer Willkürlichkeit. — Lepidus endlich ist wegen seiner breiten Schultern, die viel tragen können, wohl zu gebrauchen. Man kann ihm den kurzen Traum der Hoheit leicht gönnen, da er, wegen Beschränktheit des Verstandes, so bald er unbequem wird, ohne Mühe zu entfernen ist. Bis dahin mag er als eine Art von gutmüthig-heroischem Hanswurst dienen, der manche Augenblicke der Verlegenheit und Peinlichkeit zwischen den gereizten Anführern entfernen kann, indem er wider Wissen das Gelächter auf sich zieht.

§. 3.

So hatte uns bereits Julius Cäsar die neuen Triumvirn ahnen lassen, und so lehrt sie uns das gegenwärtige Werk genau kennen. Welch einen Stoff hat hier der Dichter gewählt! einen reichern hat es vielleicht nie gegeben! Wir sehen hier den Untergang der gesammten alten Welt, die alten Götter haben sie verlassen, und

wenn Herkules als Halbgott bis dahin noch einen einzigen Liebling unter den Römern hatte, den Antonius, so weicht er jetzt auch von diesem, der sich nach und nach seiner unwerth macht. Die Beute, um die es sich hier handelt, ist keine geringere, als (mit Ausnahme des nie besiegten Deutschlands) die gesammte damals bekannte Erde. Wem sie auch zufallen möge, er wird keine wahrhaft neue, reine Frucht tragende Zeit hervorzurufen vermögen, sondern nur eine theils blendende theils trübe Zwischenzeit, die — um es mit Einem Worte zu sagen — bis zur großen Völkerwanderung dauert, in der sich die Keime der *wahrhaft* neuern Zeit vorfinden, um sich nach und nach aus kraftvoller Rohheit zu entwickeln. *Das* darzustellen erforderte einen Dichter, wie Shakspeare, und wenn wir ihn oft bewundern, wie er aus einem äußerlich dürftigen Stoffe ein überaus reiches Drama zu bilden wußte, so wollen wir ihn hier bewundern, daß er den allerreichsten, gar manches andre Auge und gar manches andre Gemüth verwirrenden Stoff so siegreich bezwang.

§. 4.

Mit welchen geringen Mitteln und doch einzig *sicher* unser Dichter die Exposition zu geben weiß, erkennen wir, wie bei fast allen seinen Dramen, so auch hier. — Kann Einer noch retten, so ist es Antonius — wir denken uns hier einen Leser, der die Geschichte bloß

bis zum Schlußact des Julius Cäsar kennt *), und der das Weitere erst durch den Dichter erfahren will — denn wie oft dieser Antonius auch in einzelnen Scenen jenes frühern Werks unsern Unwillen gereizt hat, er ist doch ein menschlicher Mensch, ein talentvoller, phantasiereicher Held, welcher lieben kann. Auf diesen also richtet sich unser Auge zuerst.

Einer seiner sogenannten Freunde beginnt das Stück gleich mit Klagen über ihn. Es sey vorbei mit seinem Heldenmuthe, seine Augen, sonst denen des Mars ähnlich, richten sich jetzt nur noch voll ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit auf eine braungelbe Stirn (upon a tawny front), und sein Herz ist zu einem Blasebalg und Fächer geworden, die eine Zigeunerin erhitzen und kühlen sollen. Welche Worte, und aus welchem Munde! Dieser Philo spielt in der Reihe der Freunde des Anton die unbedeutendste Rolle, und dennoch wagt er auszusprechen, was er gesehen und erfahren hat. Wie gegründet, wie über allen Zweifel erhaben müssen seine Vorwürfe seyn, daß er sie auszusprechen den Muth hat, und wie spricht er sie aus! — Ist es die Klage eines Mannes,

---

*) Daß Julius Cäsar bereits im ersten Theil dieses Werks erklärt worden, ist deshalb als ein Versehen zu betrachten, das niemandem entgehen kann. Der günstige Leser wolle ihn in Gedanken zwischen Coriolan und Antonius stellen, und das Versehen ist beseitigt.

der in ehrfurchtsvoller Liebe für seinen höchsten Feldherrn wehmüthig bedauert, daß der Held jetzt in den Fesseln einer verwirrenden Leidenschaft wandle? Nein; hier redet ein einflußlos mittelmäßiger, aber von der gänzlichen Gesunkenheit des Helden überzeugter Mensch, eine Art von vorlautem — Kammerdiener, der am besten zu wissen glaubt, wie es mit dem Pulsschlag seines kranken Herrn stehe, und deshalb sogar den übeln Muth hat, den Helden hinter dessen Rücken zu verhöhnen und mit schlechtem Witz zu belächeln, da er hoffen darf, keinen Widerspruch zu finden.

§. 5.

Und es ist allerdings beinahe so wie er gesagt. — Wir sehen gleich darauf den Antonius, einen der drei Grundpfeiler der Welt, wenn auch nicht in den Hofnarren einer Buhlerin verwandelt, doch in einer nicht viel edlern Rolle. Wie konnte das geschehen? Diese nahe liegende Frage ist, wie mich dünkt, nie hinreichend beantwortet worden, und doch ist Alles daran gelegen, dieses Verhältniß und dessen Wahrheit zu erkennen. Geliebt hat Antonius nur einmal, und zwar sein Ideal männlicher Kraft und Hoheit, den Julius Cäsar. Im Bewußtseyn dieses geistigen Besitzes hat er sich nicht weiter um Selbständigkeit und Festigkeit bemüht, sondern den Moment genossen, wie er sich eben bot. Die Gefahr eines solchen üppigen und gleichsam überfruchteten

Lebens schien bei ihm nur gering, da er doch einen Hauptpunkt in Cäsar hatte, von wo aus er sich stets zu einem neuen und reineren Leben anschicken konnte. Ist also Cäsar die Hauptbedingung seiner Tugend, welch ein Riß muß dann bei ihm entstehen durch dessen Tod, und noch dazu durch einen Fall dieser Art. Es gelingt ihm durch Raschheit und List die beiden „letzten" Römer Brutus und Cassius um die Liebe des Volks zu bringen, und aus der Stadt zu entfernen, und endlich krönt der Sieg bei Philippi seine Anstrengungen alle mit dem glänzendsten Erfolg. Aber gerade in dieser Anstrengung allein war ihm wohl; und gefährlich ist für ihn die Ruhe, welche er späterhin in Griechenland, und noch gefährlicher die Ueberfülle von Ruhm und Ehre, die ihm sodann in dem reichen Asien zu Theil wurde. Jetzt erst nach aller dieser geistigen Schwelgerei empfing ihn Cleopatra, und erst jetzt schien er geeignet für ihre Plane und Leidenschaften. Wie ihn einfache Tugend nie angezogen hatte, so auch nie einfache Liebe. Er kannte das weibliche Geschlecht nicht nur nicht, sondern er verkannte es gänzlich. Seine Gemahlin Fulvia war ihm wegen ihrer ehrgeizigen und unpolitischen Plane längst zuwider gewesen, und ihr baldiger Tod erregt bei ihm kein Mitleid und keinen Zorn, obwohl Octavian, der schon jetzt ihm Lästiggewordene, es ist, der ihren Fall veranlaßt hat.

§. 6.

Keine einfache Liebe, — hieß es so eben — aber auch überhaupt nichts Einfaches mehr kann ihn anziehen. Ein reines Leben und eine reine Tugend, die wir als krystallhell betrachten, hat für ihn keinen Reiz mehr. Er bedarf des Bunten, des Künstlichen und Pikanten, um noch erregt zu werden. Die Welt hat ihm bereits zu viel gespendet, als daß er nicht ahnen sollte, sie werde sich zuletzt, wie alles nur irdisch Große, erschöpfen. Die Menschen haben ihm gehuldigt, nicht wie Menschen einem Menschen, sondern wie Sklaven einem Sultan, und selbst ein tapferer Unterfeldherr (Ventidius) hat nach dem rühmlichsten Siege über die Parther nicht den Muth, sich selbst die gerechte Ehre des glücklichen Kampfes zuzuschreiben, und ist nur bemüht, daß Antonius, der Alles seyn und Alles haben will, ihm den herrlichen Sieg — verzeihe. (Act. III. Sc. 1.) Die reichsten Provinzen und Königreiche liegen zu seinen Füßen, daß er mit ihnen schalten mag, wie mit geringfügigen Sachen, die er nach Gefallen verschenken und wieder zurückfordern kann. Zu fürchten hat er Keinen — so bildet er sich ein — er kennt den Octavian als unkriegerisch, er liebt ihn nicht und haßt ihn nicht, er findet ihn nur unbequem und mag nicht gern in seiner Nähe seyn. Er weiß recht wohl, daß Cäsar selbst für den Cassius ein Gefühl hegte, welches der Furcht sehr nahe kam; er aber will in dieser Hinsicht sein Ideal übertreffen, und so gelangt

er wirklich dahin, eine Zeitlang niemanden zu fürchten. Ein glücklicher Zustand, wenn reine Liebe den Mittelpunkt des Lebens bildet; ein gefährlicher, wenn dadurch eine der letzten Anreizungen zum großartigen Handeln wegfällt.

§. 7.

Wie soll er nun das Leben ertragen, das, je reicher es scheint, desto ärmer wird? wie soll er das „ermüdende Gleichmaß der Tage" entfernen, er, der vermuthlich von jeher nichts mehr fürchtete, als Langeweile? Hier kann — das liegt unausgesprochen in seiner verworrenen Seele — nur Eines noch beschwichtigen: ein immer wachsender bis zum Unerhörten steigender Luxus und Weichlichkeit. Ohne Zweifel würde ihn ein solches Leben verächtlich machen, wenn ihm nicht große Erinnerungen zu Hülfe kämen. Wir wissen, welche ungeheure Kraft er einst aufbieten mußte, um zu werden, was er ist, daß er niemals Anstrengungen der mannigfaltigsten und höchsten Gattung scheuete, und daß er (wie der feindselige Octavian selbst rühmt), trotz seiner zärtlichen Erziehung auf den ehemaligen Feldzügen Entbehrungen ertrug, wie sie kaum ein Wilder ertragen würde. Er stillte seinen Durst aus schlammig grünen Pfützen, sättigte sich von den Rinden der Bäume, die herbsten Beeren an den rauhsten Zäunen waren eine seinem Gaumen nicht widerstrebende Nahrung, und alle diese Ungemächlichkeiten bestand er mit

heiterer Gelassenheit. Sein wohlgeübter starker Körper zeigte sich dabei dem Geiste so willig, daß die blühende Farbe mächtiger Jugend nicht von seinen Wangen wich. (Act. I. Sc. 4.) Wer das ertragen und bestanden hat, darf allerdings seiner Kraft einigermaßen vertrauen, und so ergiebt sich Antonius jetzt der ausgesuchtetsten Schwelgerei, ohne zu fürchten, daß sie ihm schaden könne. Sein riesiger Körper bleibt stark; wenigstens scheint es ihm so, da er die spätern unausbleiblichen Folgen nicht erlebt; aber er vergißt, daß, wenn auch der Körper eine Zeitlang verschont bleibt, ein ungemäßigtes Leben nothwendig den Geist angreifen werde. Antonius gefällt sich in dem Gedanken, alles ihm Beliebige zu können, Dürftigkeit und Hunger, Ueberfülle und Schwelgerei mit gleichem Sinne zu bestehen; aber in diesem Gedanken ist eben jener angedeutete Irrthum.

§. 8.

Der Verstand und die Vernunft haben bei ihm durch Mangel an Uebung schon ein wenig gelitten. Er ist arbeitsscheu geworden; wichtige Geschäfte, wie sie seine großen Verhältnisse mit sich bringen müssen, sind ihm zuwider, und es macht ihm Vergnügen, sie wenigstens aufzuschieben. So läßt er z. B. gleich Anfangs Cäsars Abgesandte ungehört abtreten, theils weil er Unangenehmes zu hören befürchtet, theils weil es ihn ergötzt, ungestraft selbst die Mächtigsten beleidigen zu können. Und

doch — wie lächerlich und tragisch! — am andern Morgen muß er sie wieder kommen lassen, und das Geschäft ist nun noch weit lästiger geworden, da er mit persönlich beleidigten Männern zu thun hat.

Nicht minder sehen wir seine Phantasie leiden, die durch das zerfahrende haltlose Leben in steter Gespanntheit, mit den Bildern des Uebermuths, der Weichlichkeit, der Ueppigkeit u. s. w. wechselt. Ein solcher Zustand kann jedoch nicht durch ein bloß sinnlich verworrenes Leben erzeugt werden, es bedarf dazu eines von Grund aus verkehrten, in jeder Hinsicht tadelnswerthen Verhältnisses in der Liebe.

Antonius ist bereits dahin gekommen, daß ihn eine schuldlose Neigung, ja selbst die höchste Flamme der Leidenschaft, sobald sie nur rein ist, nicht mehr anzieht, vielleicht, weil er sie nie gekannt hat und jetzt stets Unschuld und Kälte mit einander verwechselt. Diese unendliche Leere in sich auszufüllen, ist ihm scheinbar gelungen, seit ihn Cleopatra in unreiner Leidenschaft gefangen hält, sie — die ich für jetzt nur als einen weiblichen Antonius bezeichnen will, um doch zur Verständigung seines Charakters auf das lösende Wort des Räthsels hinzudeuten. Diese Gefangenschaft giebt ihm einen Traum der Freiheit (!) und ersetzt auf eine unselige Weise jenen Halt, den er sonst in seiner bessern Gesinnung gefunden hatte.

§. 9.

Jetzt werden wir mit Leichtigkeit die einzelnen Momente, die uns der Dichter vorführt, in ihrem Zusammenhange übersehen können. Antonius hat endlich eingesehen, daß eine Zusammenkunft mit Cäsar nothwendig sey, wenn nicht Alles in Unbestimmtheit verloren gehen soll, und der Gedanke, an dem jüngern Pompejus einen würdigen Gegner zu finden, ruft die alte Heldenkraft wieder auf. Wie schwer ihm auch die Trennung von Cleopatren wird, er übersteht diesen Schmerz; aber — was ihm wohl thun würde: — Gelegenheit zu großem Handeln findet sich nicht, denn Cäsar hat das Sichere gewählt und nebst Lepidus mit Pompejus gütlich unterhandelt. Dieser, nicht ohne Spuren alten Heldenglanzes, aber in Gesellschaft des genialen Sünders Menas fast zu einem Seeräuber herabgesunken, vertraut nicht mehr dem bisherigen Glücke und den bisherigen Seesiegen, denn die bloße Nachricht, daß Antonius jetzt nicht mehr schwelgt, sondern auf dem Wege ist, sich mit Cäsar zu vereinigen, wirkt lähmend auf ihn, und macht ihn geneigt zu einer friedlichen Uebereinkunft.

Wie steht es jetzt mit Antonius? Jede Selbstüberwindung, selbst nur eine auf kurze Zeit, giebt dem gesunknen Manne einige Haltung zurück, und so finden wir auch ihn für einige Zeit kräftiger, da die zauberische Aegypterin nicht mehr um ihn ist. Indessen macht ihn eine mit so großer Mühe unternommene Selbstüberwin-

dung nicht heiter, ja er ist störriger als je; ihn widert dieser trockene Cäsar, und er freut sich seiner eignen momentanen Tugend nicht, weil sie ihn zu jenem geführt; er hat Langeweile und ist verdrießlich.

§. 10.

Der Dichter hat durch einen einzigen Zug voll der einfachsten Satyre den innern Zustand dieser Menschen geschildert. Diese beiden Herren der Welt sind so klein gesinnt, daß sie bei der ersten Zusammenkunft, die eben das Schicksal der Welt entscheiden soll, über die zu gebende Erlaubniß sich zu setzen, in Unmuth gerathen. Cäsar giebt diese Erlaubniß; doch Antonius will sie nicht annehmen, sondern sie sich selber geben, und ohne den gutmüthig beschränkten Lepidus, der wenigstens in diesem Augenblicke vernünftiger ist als alle Beide, würde die Unterhandlung vermuthlich gleich abgebrochen seyn. Mit Recht aber kann man dem Lepidus vorwerfen, daß er mit einer seltsamen Mischung von Gutmüthigkeit, Raschheit und Unkenntniß der Charaktere, augenblicklich eine Versöhnung zu Stande bringen will, wo noch nicht die kleinste Annährung erfolgt ist. Was indessen gelingen konnte, gelingt wirklich, man vermeidet jede nähere Erklärung, bei der die Wunden nur schmerzen und die feindliche Gesinnung in ungemessenen Worten ausbrechen könnte. Lepidus hält dies für ein Meisterstück der Klugheit und scheint zu glauben, daß, wenn man

nur die alten Geschwüre nicht berührt, sie auch wohl von selbst heilen werden; er scheut nichts so sehr als das gegenseitige Sichaussprechen, ohne zu bedenken, daß jedes Verhältniß unheilbar verloren ist, das sich vor irgend einer unumwundnen Eröffnung fürchten muß. — Man soll, meint er, der Vergangenheit gar nicht mehr gedenken, Alles gut seyn lassen, was doch nicht gut ist, und nur so schnell als möglich ein neues Verhältniß aufbauen. Wie aber bauen ohne Grund und Boden, der das Gebäude tragen soll? — Hier kann nur in die Luft hinein gebaut werden.

§. 11.

Indessen — geht doch die Zeit hin. Man verhandelt mit Pompejus, der sein wankendes Glück nicht durch einen Frevel, um den er weiß, befestigen will (Act. II., Sc. 6), doch gern gesehn haben würde, wenn er, durch Unwissenheit schuldlos, die Frucht des Frevels genießen könnte, wobei er nur vergißt, daß er ja auch in diesem Falle durch den Genuß jener Frucht schuldig geworden sein würde. Man giebt ihm Sicilien und Sardinien, und freut sich, wie leicht er zu täuschen ist, und wie wenig er ahndet, daß man nur gewährt, um ihn für den Augenblick unthätig zu machen. Man schwelgt und trinkt, und es wird sogar eine lärmende Musik veranstaltet, um nur nicht recht zur Besin-

nung zu kommen; vor allen aber muß der arme Lepidus durch gutherzige Schwäche, Plattheit und die philisterhaft neugierigen Fragen nach der Natur des ägyptischen Krokodils, so wie durch nothgedrungenes Trinken, die Kosten des reichen Mahles mit erregtem Gelächter dergestalt bezahlen, daß er späterhin nie wieder zu Kräften kommt.

Das Seltsamste ist, daß Antonius den Vorschlag des Rathgebers Agrippa, Octavians Schwester von mütterlicher Seite, die tugendhafte Octavia, zu heirathen, so leicht annimmt, aber diese Seltsamkeit ist eine völlig natürliche, seinem Charakter angemessene. Das bloße Wort des Cäsar „Cleopatra dürfe solche Vorschläge nicht hören," ist hinlänglich, um ihn zu reizen, denn nur der wahrhaft Freie kann gelassen ertragen, daß etwa hie und da Jemand meint, er sey nicht frei. Der Unfreie hält den Vorwurf nicht aus, und stürzt sich wohl gar lieber in ein neues Verbrechen, um nur — seine Freiheit zu beweisen. Als ein solches dürfen wir allerdings Antonius schnelle Einwilligung ansehen, denn bei aller Verworrenheit mußte er doch in so weit über sich selbst im Reinen seyn, daß er Octavien nicht liebe, und ihr keine Treue halten werde. Könnte ihm in dieser Hinsicht etwas zu Gute kommen, so wäre es die Ansicht der späteren Römer der höheren Stände von der Ehe überhaupt; nur daß freilich etwas an sich nicht Gutes den Menschen überhaupt nicht entschuldigen kann, am we-

nigsten den Ausgezeichneten, der ja doch nur durch die bessere Ansicht zu einem Ausgezeichneten werden kann.

§. 12.

Denken wir uns den Antonius mit Octavien verheirathet, so wechselt das Lächeln und die Rührung auf eine seltene Weise. Octavia ist gleichsam die Prosa der Tugend und Antonius jene Sünde, die von der Anmuth und Poesie nur zu glücklich erborgt, was sich irgend erborgen läßt. In ihrer Seele ist Alles fertig, und sie konnte auch wohl bald mit sich fertig werden, da ihr begränztes Gemüth sich leicht überschauen ließ. Von Leidenschaften wird sie gehört und gelesen haben, wie gefährlich sie seyen; um so mehr aber mag sie sich freuen, daß sie gar keine hat. Im Besitze des höchsten Ranges unter allen römischen Frauen hat sie sich die Bescheidenheit erhalten, und es ist ein rührender Zug in ihrem Charakter, daß sie, die sonst wohl nicht lieben kann, doch eine reine Neigung für ihren Bruder empfindet. Die geistige Mittelmäßigkeit desselben kann sie nicht erkennen, und seine äußerlichen Tugenden hält sie für wahrhafte. Sie ist gewöhnt, ihn als den ersten Mann in Rom zu betrachten, und so bringt sie ihm gern das Opfer, den Einzigen, der ihm noch gefährlich werden kann, durch ihre Hand zu versöhnen. Der unbrüderliche Bruder, der doch den Antonius besser kennt, nimmt es nicht bloß an, sondern fordert es. Daß es aber ein großes

Opfer ist, muß sie selbst fühlen, denn wenn sie überhaupt einer entschiedenen Abneigung fähig ist, so müßte diese am meisten auf den zerstreuten Antonius fallen, der ihrer soliden Natur so ganz und gar entgegen gesetzt ist.

§. 13.

Es giebt im Shakspeare bekanntlich eine solche beispiellose Fülle von herrlichen Scenen, daß es wohl möglich wird, einige der kleineren beinahe zu übersehen. Eine solche ist die des Abschiedes Octaviens von ihrem Bruder. Hier vielleicht zum ersten Male ahnet er, was er in ihr besessen, und das Herz beginnt bei ihm zu reden, bis die nahenden Thränen, deren Ausbruch er bekämpfen muß, ihn am Weiterreden hindern. Auch ihre kühle aber edlere Natur ist überwältigt und mit echter mädchenhafter Schüchternheit flüstert sie dem Bruder noch irgend einen kleinen kindlichen Wunsch ins Ohr, den er nach der Trennung erfüllen soll. In Gegenwart des Antonius und so vieler anderer hochgewaltiger Ritter wagt sie nicht laut zu reden. Selbst Antonius ist in dem Augenblicke nicht ganz ungerührt, doch hat er Ruhe genug, um in einem schönen Bilde *) seine Rüh-

*) Her tongue will not obey her heart, nor can
Her heart inform her tongue, the swan's-down feather
That stands upon the swell at full of tide,
And neither way inclines. (Act. III., Sc. 2.)

rung anzudeuten, daß diese aber auch bei dem Zuschauer nicht zu groß werde, was sie bei dieser Einzelnheit nicht durfte, dafür sorgt Enobarbus durch die bloße trockene Frage: „will Cäsar weinen?“ wobei der alte Kriegsmann mit gutem Soldatenwitz noch an die — Pferde erinnert, bei denen trübe Augen Krankheit bedeuten. Agrippa, der den Krieger überbieten und die Thränensache gleichsam historisch erläutern will, erinnert vergleichungsweise an Antonius schmerzliches Geschrei bei der Leiche des Julius Cäsar, und an dessen Weinen beim Anblick des bei Philippi gefallenen Brutus. Er meint es ohne Zweifel sehr ernst und devot mit dieser Parallele, könnte aber, wenn er spotten wollte, nicht besser spotten, als er jetzt wider Willen thut. Ein trockener Mann, der sich ängstlich nach erhabenen Reden umsieht, kann gar leicht dabei ein Unglück haben.

§. 14.

Antonius hat uns selbst schon nach dem geheimnißvollen Gespräche mit einem Wahrsager *) erzählt, daß er Octavien nur um seines Friedens willen heirathe, sein ganzer Sinn aber nach Osten gerichtet sey. Es ist ein

---

*) Dieser anonyme Soothsayer sagt dem Triumvir freilich nichts Neues, zeigt aber, wie genau er ihn kennt und giebt auch ihm dadurch Sprache. So wird die kleine Scene nothwendig, und der mystische Anstrich doppelt interessant.

sonderbares Wort dies „um Ruhe zu haben;“ ihm aber und seines Gleichen ganz natürlich. Ist nur die drängende Gegenwart beseitigt, so kümmert ihn die Zukunft wenig, möge sie auch durch eine solche Beschwichtigung des gegenwärtigen Augenblicks nur drangvoller werden. — So flieht er denn zurück zu Cleopatren, und sein Geschick ist schon durch diese Flucht entschieden, denn nichts ist lähmender für Geist und Herz als nach einer kraftvollen Aufwallung und halbem Siege über sich selbst, dennoch in die alten Wirbel zurückzukehren. Er legt gleichsam die Waffen weg und ergiebt sich. — (Wir erinnern uns dabei an Goethe's Werther, der, obwohl ungleich sittlicher als Antonius, dennoch verloren ist, weil er einmal von dem bereits eingeschlagenen Wege der Ueberwindung zurückkehrt, wo sich denn bald eine größere und tragischere Schwäche zeigt.)

§. 15.

Daß jetzt ein neuer und heftiger Krieg mit Octavian unvermeidlich ist, sieht ohne Zweifel auch der Geringste in Antonius Heere voraus. Der Feldherr weiß es freilich am besten; doch weil er nur an das denkt, woran er gern denkt, so vergißt er es fast im hyperpoetischen Taumel, und Octavianus, der sich weder mit poetischen noch hyperpoetischen Gefühlen befaßt, hat bloß durch schnelles Zuvorkommen schon halb gesiegt. — Jetzt von Anton's Seite neues gewaltsames Aufgebot der Kraft, aber un-

glücklicher Starrsinn in der Wahl eines Seetreffens, für ihn, der bisher immer nur zu Lande gesiegt hat. Dennoch würde vielleicht sein höheres Genie auch diesmal den Kampf gewonnen haben, wenn nicht Cleopatra, die ein thörichter Vorwitz mit in die Schlacht geführt, ihn im Augenblicke der Entscheidung mit allen ihren Schiffen verlassen hätte. Jetzt Wuth und Verachtung von seiner Seite; von der ihrigen die alten Künste. — Wie sollte nicht seine unreine Leidenschaft, die schon in sich selbst weich und weichlich ist, sich wieder zum Mitleiden erweichen lassen? Dann abermaliges Sichselbstzusammenraffen, und der große Feldherr zeigt sich am ersten Tage einer neuen Landschlacht fast in alter Trefflichkeit, nur daß seine erhitzte, krankhaft taumelnde Freude über den noch unvollständigen Sieg Uebles zu weissagen scheint. Er hat alles Maß verloren, er weiß den Sieg und das Glück nicht mehr zu fesseln, und die Entscheidungsschlacht geht unrettbar verloren. Von neuem hat ihn Cleopatra getäuscht. Die Flotte ergiebt sich dem Feinde und die höchste Wuth der Verzweiflung strömt in Flammenworten aus dem Mund des unglücklichen Helden. Des Nessus giftiges Gewand brennt an ihm, und es ist kein Lychas vorhanden, um ihn an die Hörner des Mondes zu schleudern. — Wir gönnen ihm von Herzen den Ausbruch dieses Zorns gegen Cleopatra, denn es ist die einzige arme Freude, die ihm, dem Verarmten, noch werden kann. Gleich darauf folgt, wie es in der Na-

tur begründet ist: die gesenkteste Ermattung, eine Gewitterschwüle verbreitet sich dunkel um ihn her; aber heller als sonst sieht er sich selbst in der Frage an Eros: „Du siehst mich doch noch?" — Er, der einst ein „Thurm" war in der Schlacht, ein „Fels", ein „Löwe" u. s. w., er ist es nicht mehr in der That und Wahrheit; wohl aber eine Wolkengestalt, die am Abendhimmel hinschwimmend, in ungewissen Formen bald einen Löwen, bald einen Bären, bald einen Drachen oder ähnliche riesige Gebilde darstellt.

§. 16.

Wir möchten ihm in diesem Momente klarer deutlicher Selbstanschauung wohl den Tod wünschen, aber er soll noch jetzt getäuscht werden. Die Aegypterin hat in feiger Furcht vor seinem Zorn, und für ihr Leben zitternd, einen Selbstmord vorgespiegelt, während sie in den unterirdischen Hallen ihres Begräbnisses sich gesichert glaubt. Antonius, durch die Lüge betrogen und in sich selbst zerstört, verlangt von Eros den letzten Liebesdienst, doch der großherzige Sklav verweigert den Gehorsam und tödtet sich selbst in reiner Liebe für den gesunkenen Helden. — Man hat auf diese That einen viel zu hohen Werth gelegt, und neuere Dichter haben es sich nicht nehmen lassen, sie in einer langen Scene als ein ganz besonderes Rührungsmittel zu verarbeiten. Man vergißt, daß die spätere Geschichte der Römer, welche, wenn ich

so sagen darf, die Kunst zu sterben weit besser verstanden als die zu leben, sehr reich ist an ähnlichen Beispielen von Lebensverachtung und Treue für den geliebten Gebieter, wobei ich nur an jene sogenannten Sklaven erinnern will, die sich bei der Leiche des — vielleicht ausgezeichnetsten aller Selbstmörder — Imperators Otho mit ruhiger Kraft selbst tödteten, wie es ihr geliebter Herr gethan.

Auch unser Dichter hat wie billig den wichtigen Moment, den Eros gewährt, nicht übergangen, aber er läßt ihn mit Recht, wie einen leisern Donnerschlag, der den größern verkündet, vorüberrauschen. Indessen giebt es wohl kaum etwas Erschütternderes und Rührenderes als des Eros Bitte an den theuern Gebieter, den ersten Heerführer und glänzendsten Mann der Zeit, ehe er den letzten blutigen Streich vollzieht, ihm noch einmal „Fahre wohl" sagen zu dürfen. „Du hast es nun gesagt," erwiedert Antonius, „fahr auch Du wohl." Noch einmal erquickt sich Eros an dem schönen Worte, das jede Schranke des Ranges aufhebt und den Freund dem Freunde gleichstellt. Er hat völlig gewußt, was er wollte; darum trifft er sich selbst so sicher.

§. 17.

Nicht also Antonius, der, eine Beute der gemischtesten schmerzlichen Empfindungen, nur in sein Schwerdt hineintaumelt und mit tödtlicher Wunde doch noch den

Tod nicht finden kann. Noch einmal soll er getäuscht werden: Cleopatra lebt und soll doch unschuldig seyn. Er läßt sich hinauf ziehen in ihr Grabmahl, küßt noch einmal ihre lebenswarmen Lippen und saugt die letzte Labung aus dem Wein, der so oft seine Lebensmomente beflügelte. Diese letzte Täuschung in den Armen Cleopatra's, die er noch vor Kurzem mit den verletzendsten Namen belegte, — so nahe dem Tode, hat freilich etwas tief Betrübendes und Entsetzliches, dennoch, scheint es, durfte sie ihm der Dichter nicht erlassen, wie sie ja auch das Geschick ihm nicht erlassen hat. Wenn also hier einem irrenden Leben selbst noch ein Irrthum im Tode folgt, so sollen wir dabei nur den Wink einer ewigen Vorsicht erblicken, den der Dichter mit Bescheidenheit zu zeigen versucht hat. Bedürfen wir aber noch einer andern Beruhigung, so ist es die, daß doch Antonius allerletzter Gedanke nicht Cleopatra ist, sondern ein reiner Heldengedanke. Ist er doch als Römer nur von Römern besiegt: dieser Trost liegt so nahe, daß er ihn wohl hätte früher fassen können; allein auch hier zeigt sich die menschliche Schwäche, die gerade dann am schwächsten ist, wenn sie überstark seyn will. Es gehört wahrer Heldenmuth dazu, sich selbst auch einmal als besiegt anzuerkennen, und wenn, wie sich ohnehin von selbst versteht, zu jedem Siege doch auch ein Besiegter gehört, wer möchte das Maß der Größe nach dem Erfolge messen? Was aber so nahe liegt und so kinderleicht

zu begreifen ist, das fasset der trostbedürftige Mensch oft erst am spätesten.

§. 18.

Cleopatra selbst ist ein Charakter, den die Geschichte in großen Massen ausgesprochen hat, und wenn auch der ehrbare, einfache Plutarch manche Geheimnisse eines verlorenen weiblichen Herzens aus sittlicher Scheu nicht recht zu fassen vermochte, so wollen wir doch ihm diesen Mangel gern verzeihen, da er uns dafür auch, wie immer so auch hier, mit verworrenen Bemerkungen und mystischer Ueberschwänglichkeit verschont hat. Wohl giebt es Charaktere in der Geschichte, über welche erst im Laufe der Jahrhunderte das wahre Licht verbreitet worden ist, und es liegt im Charakter des gerechten Mannes, gerade die Actenstücke eines Verurtheilten am genausten zu prüfen, um ihn wo möglich auch nach dem Tode in der Meinung der spätern Welt zu retten. Nur vergesse man nicht, daß die Idee höher steht als der einzelne Mensch, und daß in der billigen Lust den letztern zu entschuldigen, der erstern auch nicht ein Jota abgehandelt werden darf *). (Das alte Wort: Amicus

*) Wenn z. B. Lessing, als Jüngling, selbst den Simon Lemnius zu rechtfertigen wagt, und Wieland den Sallustius und die Augustische Julia als leidlich tugendhaft zu verfechten sucht, so kommt dabei das Sittengesetz so sehr in das Gedränge, daß man auf diese Weise fast alle makelvolle Cha-

Plato u. s. w. zeigt zwar nur Eine Seite dieses Gedankens, aber auf eine gute, treuherzige Weise.)

Unsere strengen Vorfahren haben Cleopatra schlechthin als eine Verworfene bezeichnet, und da im Charakter des echten Deutschen eine besondere Abneigung vor allem Müssigang und üppiger Verschwendung lag, so mußte die ägyptische Königin bei ihnen, den Sparsamen und Armen, sehr übel angeschrieben seyn, und die redlichen deutschen Schulmänner, die vielleicht am allerbesten wissen, daß das Geld nicht ohne Mühseligkeit zu verdienen ist, wurden von Schauder und Entsetzen ergriffen, wenn sie von Festen lasen, welche Tonnen Goldes kosteten, von unschätzbaren Perlen, die künstlich aufgelöst in Einem Zuge ausgetrunken werden; und sie überschlugen wohl gar seufzend solche Stellen, damit der fromme Schüler nicht geärgert werde.

§. 19.

In neuern Zeiten hat sich nicht selten das Gegentheil ereignet, man hat jene auserlesenen Mahlzeiten, Perlentränke u. s. w., recht ersprießlich und erquicklich gefunden, und manche Frauen haben sich an die Stelle der ägyptischen Königin, und manche Männer an die des

---

raktere in Schutz nehmen könnte. Man braucht nur den kategorischen Imperativ der Pflicht in einen schüchternen Optativ zu verwandeln.

Antonius gewünscht. Kamen sie vollends an die Nachricht von dem durch Cleopatren gestifteten Bunde der unnachahmlich Lebenden und unzertrennlich Liebenden, so ging ihnen ihre ganze Seele auf, sie erinnerten, dem eigenen Scharfblick wohl vertrauend, an die ägyptischen Geheimnisse und den Isis-Priesterdienst, und meinten, in jedem Falle stecke hinter jenem Bunde noch etwas höchst Wunderbares, was dem trocknen Plutarch nur entgangen sey. Dergleichen Geklingel mit tönenden Worten mag wohl hie und da imponiren, kann aber auf die Länge nicht täuschen.

Das einfachste Wort ist, dünkt mich, auch hier das Beste, und so ist Cleopatra bereits oben als ein weiblicher Antonius bezeichnet; weil sie aber als Weib es nur nachahmend und übertreibend ist, so steht sie tief unter ihm. Der Mann kann selbst mit einem von der Sünde schon halb vergifteten Herzen eine Zeitlang noch durch einen Rest von Tapferkeit gehalten werden, während das Weib in solchem Zustande innerlich zerbrochen zusammen sinkt. Dem äußerlichen Zusammensinken vorzubeugen ist freilich leicht, und Cleopatra versteht das recht wohl; doch wird durch ein solches Bemühen das Innere immer nur dunkler und verwilderter.

§. 20.

Vielleicht dürfte man sogar sagen, daß ein Weib ohne Tugend und Liebe im eigentlichen Sinne des Wor-

tes gar nicht leben könne, denn wenn ihr das eigenthümliche Element, die Bedingung ihrer Existenz fehlt, wie will sie sich halten? Das wahrhaft weibliche Leben ist verloren, und sie dauert nur so fort als ein geschlechtloses und namenloses Geschöpf, das freilich oft genug für höchst — interessant gehalten wird. Mit Allem, was der edel Freie gerade am liebsten als Gesetz erkennt, hat sich Cleopatra längst abgefunden, aber die Liebe soll ersetzen, was ihr fehlt. Da indeß die wahre Liebe ohne Treue unmöglich, und die Treue nur durch Tugend erreicht werden kann, oder vielmehr die Tugend selbst ist, so bleibt ihr nichts übrig, als abermals nach einem Ersatz zu suchen; und sie findet diesen in dem Wechsel der Liebe; in der feinsinnigen, sich selbst heuchelnden Wollust. Sie ist mit sich selbst nie in's Gericht gegangen und hält sich deshalb Alles für erlaubt; die Sünde wird zuletzt die einzige Würze ihres Lebens, aber sie muß auch wechseln in der Sünde, damit diese nicht zu schnell ihren Reiz verliere, sie muß allen Witz und alle Phantasie aufbieten, um ihr stets neue anziehende Kraft und glänzende Farben zu verleihen. Trotz der besonnenen Verweichlichung auf sybaritischen Rosenlagern will sie jedoch auch wieder stark seyn, und während sie nicht Eine Pflicht des hohen Königsamts erfüllt, ist sie unendlich stolz auf den Namen und den Rang, den sie geerbt hat, und der doch durch ihre eigene Schuld mit ihr untergeht. Selbst ihr äußerer Anstand ist ohne Sicherheit,

denn in jedem Augenblick kann eine unreine Heftigkeit das Gebäude ihrer Vornehmheit umwerfen. Sie vergißt sich sogar so weit, daß sie mit ihren königlichen Händen den Boten schlägt, der die Nachricht von Antonius Vermählung mit Octavien bringt, und beruhigt sich nicht eher, als bis sie heraus gebracht hat, daß die unscheinbare Gestalt der neuen Gemahlin den Gatten nicht lange werde fesseln können. Was das Innere derselben betrifft, so scheint sie darüber außer Sorgen, denn wie könnte sie interessant seyn, da sie — tugendhaft ist? — So weit kann der Irrthum des gefallenen Weibes gehen.

§. 21.

Ihr Verhältniß zu Antonius ist ein Gemisch von Leidenschaft, Witz, Stärke und Krankheit. Es bedarf des steten Kampfes nicht nur, sondern sogar des Zanks mit ihm, um sich zu erhalten; Ruhe würde es vernichten. Wenn aber jenes Streiten es auch unterstützt, so raubt ihm doch die Art desselben auch noch die letzte Spur von jenem geistigen Blüthenstaub, der auf allen Verhältnissen der Liebe ruhen muß, wenn sie diesen Namen verdienen sollen. — Worte wie „o Pfui, Pfui! Pfui!" „ein unedles Davonlaufen!" bald darauf (als Antonius den Thyreus ihre Hand hat küssen sehen) „ich fand dich als einen Bissen, der kalt auf des todten Cäsars Teller lag" u. s. w., „solltest du auch vielleicht einigermaßen ahnen können, was

Keuschheit etwa seyn möge, so kennst du sie doch nicht aus Erfahrung" u. s. w. — solche Worte lösen alle Bande des Verhältnisses auf. Es ist keine Liebe jemals wieder möglich, wo solche Reden gefallen sind. Keine Abbitte kann hier helfen, und keine Neigung kann sich wieder entzünden, wenn die Fackel in einem Sumpf ausgelöscht worden ist, der gifthauchend die Fackel selbst verderbt hat. Wäre es nicht lächerlich zu sagen: „Wohne von neuem mit mir in jenem Tempel oder in jener Villa," wenn der Redende selbst beide Wohnungen eingeäschert hat? — und wenn es Worte giebt, die eine entschieden heilende Kraft haben, giebt es nicht auch andre, welche auf immer zerstören? Hat Antonius einmal ausgerufen: O dreimal unbeständige — —! (Triple - turn'd whore! Act. IV, Sc. 10) so ist sein Liebes-Verhältniß mit ihr auf ewig vorbei *) und wir haben dabei bloß zu be-

*) Manche Dichter zeigen in dieser Hinsicht eine traurige Rohheit des Gefühls. Sie lassen z. B. in den ersten Acten zwei ergrimmte Freunde oder Liebende wechselseitig mit „heillosen Verräthern," „abscheulichen Bösewichtern" u. s. w. um sich werfen, späterhin kommt es an den Tag, daß man sich unrecht gethan, und die Lippen, die noch vor wenigen Stunden schimpften, küssen sich wieder, und versichern, nun sey die Liebe noch ungemein gewachsen, denn der gemeine Zank ist gleichsam der Dünger derselben. — „Was ist es denn nun mehr um ein paar Worte! bei einem Glas Champagner vergißt sich Alles!" so denken jene Poeten! so jene Liebenden! — —

wundern, daß er nicht gleich in der ersten Scene des ersten Actes Aehnliches dachte. Was er späterhin noch für sie empfindet, ist ein Gemisch von todthauchender Krankheit, wahnsinniger Leidenschaft und dem Gelüst verloren gehen zu wollen.

§. 22.

Aber auch in Beziehung auf die Treue steht Cleopatra tief unter dem Antonius, oder vielmehr: sie steht in dieser Hinsicht gar nicht. Auch er hat von dieser Tugend nur den Schatten. Er handelt treulos an sich, an Octavien, gewissermaßen an der ganzen Welt; nur nicht an der Aegypterin. Was noch an wahrem Leben in ihm ist, gehört nur der Liebe für sie und dem Ruhm, doch ist der letztere ihm fast nur werth um ihretwillen, und da er Phantasie genug hat, die alten Lorbern stets zu verjüngen, so kostet ihm die Anstrengung nach neuen Ehren wenig Zeit, und fast alle gehört ihr, der Gebieterin. Was sie in ihm liebt, ist seine körperliche Schönheit und Kraft, sein phantastischer Geist und seine hypergeniale Sündhaftigkeit. Er ist ihr der interessanteste aller Männer, und seine Gegenwart wirkt sehr mächtig auf sie; aber selbst in der Trunkenheit und halben Bezaubertheit des Gefühls ist sie doch noch immer nüchtern genug, um Plane für die Zukunft zu machen, in welcher er einst fehlen könnte. Die Trennung von ihm auf kurze doch unbestimmte Zeit erhöht jenen Zauber

durch einen ihr neuen Schmerz. Aber wie sehr wir auch diesem Schmerze den Ausbruch der Heftigkeit verzeihen; ihre Heftigkeit ist unliebenswürdig, und es ist bekanntlich kaum ein Fall denkbar, in dem man einer Frau verzeihen möchte, unliebenswürdig zu seyn.

Als aber nun das Geschick in den furchtbarsten Schlägen auf sie eindringt, da ist es vollends mit dem letzten Rest von äußerer Grazie bei ihr vorbei, und sie schwankt, auf den Trümmern ihres Wesens, unbestimmt nach allen Seiten hin. Sie vermag es, den Verzweifelnden, der nur um ihretwillen gekämpft hat, zu verlassen und zu belügen, und es ist nur der Schrei eines aus allen Fugen gelösten Herzens, mit dem sie sich beim Anschauen seines Todes — (sie bedarf des Sehens, um die tiefern Schmerzen zu empfinden) — Luft macht:

> Was weil' ich noch in dieser eklen Welt,
> Die ohne ihn nicht besser als ein Viehstall!

Ein schönes Bild vermag sie nicht aufzutreiben; wie wahr ist es aber in ihrem Munde! Hat sie indeß auch diesen Schmerz erst unter die Füße gebracht, dann sinkt sie in jenen Abgrund von Schlechtheit, aus dem kaum noch Rettung möglich ist.

§. 23.

Nur Eine Hoffnung wohnt in ihr, es ist die: den siegenden Octavian wenigstens auf eine ähnliche Weise an sich zu ziehen, als es ihr mit Julius Cäsar und An-

tonius gelungen ist. — Vergebliches Bemühen. Sie ist nicht mehr was sie war, und an dieser kalten männlichen Statue gehen ihre Künste verloren, die sie jetzt auch nicht mehr mit dem frühern Talente übt, das mit dem einzigen Stern, der ihrem Leben leuchtete, unterging.

Jetzt aber da ihre letzte Lebenshoffnung erlischt, wird sie für uns von neuem lebendig, und in dem einzigen festen Willen: nicht beizutragen zu Octavians Triumphe, nicht in Rom aufgeführt zu werden zur Schau und Vermehrung des Siegerprunks — gewinnt sie zum erstenmale uns — zwar nicht Achtung: auf die muß sie für immer verzichten; wohl aber eine reine tiefe Rührung ab. Sie will sterben, weil sie sterben zu müssen glaubt, das ist wenigstens ein klarer Gedanke, und wir verzeihen ihr gern, daß sie in weiblicher Weichlichkeit den leichtesten Tod in dem Biß einer Nilschlange sucht. Wer aber ist es, der ihr diese Schlange bringt? Ein närrischer Gesell, ein bäurischer Witzbold, der mit der gefangenen Königin ziemlich wie mit seines Gleichen umgeht, und, befragt über die Wirkung jenes Bisses, die trefflichste Auskunft geben kann. „Noch gestern ist eine Frau daran gestorben, ein wackeres kreuzbraves Weib, nur schade, daß sie gar zu gern lügen mochte; und das sollte eine Frau nicht anders thun, als wenn es mit Ehren geschehen kann" u. s. w. Der treffliche Tölpel wird immer redseliger, und wünscht zu wiederholtenmalen der Königin „viel Freude an dem Wurm."

§. 24.

Er meint es gewiß nicht übel damit, und noch weniger fällt es ihm ein, daß er als ein wahrer Diener der tragischen Muse dasteht. Warum giebt ihm Shakspeare dieses Amt? warum nicht einer ernsten Person? Der Selbstmord der Cleopatra ist nicht rein erhaben, sondern phantastisch*), und der rural fellow, der auch späterhin bloß als clown bezeichnet wird, ist mit seinem bewußtlos närrischen und — schauerlichen Humor hier ganz an der rechten Stelle. Die Katastrophe selbst wird dadurch nicht schwächer, sondern gewinnt nur die rechte Farbe. Unsere Theilnahme bleibt groß genug, aber es wird uns nicht jene Gattung von tieferm Herzensmitleiden abgefordert, welches für den Moment durch falsche Mittel so leicht hätte erreicht werden können. Nahe liegt auch die Vergleichung dieser Scene mit jener, in welcher Antonius sich die tödtliche Wunde versetzt. Da verstummt jeder Scherz, kein gemüthlos witziger Narr läßt sich blicken, und wir sehen den Helden in der edelsten Gesellschaft, mit seinem Sklaven Eros, der, herrlicher als der Herr, ihn doch so innig liebt, daß er, um nicht ihn

*) Daß der Selbstmord nur ästhetisch, und nie moralisch erhaben seyn könne, bedarf wohl kaum des Zusatzes. Streng und hell Gedachtes über den Selbstmord findet sich in Fichte's Sittenlehre S. 352 fg. Es scheint vergessen, daher die Erinnerung, von neuem redlich zu prüfen.

tödten zu müssen, mit freier Liebe und Kraft sich selbst das Leben nimmt.

§. 25.

Haben wir nun ausführlich das innere Wesen der beiden Hauptpersonen und ihres gegenseitigen Verhältnisses zu entwickeln versucht, so dürfen wir jetzt um so mehr den Dichter bewundern, der dennoch eine so große rein tragische Theilnahme für dieselbe zu erregen gewußt hat. Es ist überaus thöricht, Shakspearen den Vorwurf machen zu wollen, daß er jene Personen nicht objectiv liebenswürdiger gezeichnet habe; wären sie das, so wären sie nicht Antonius und Cleopatra. Er hat der strengsten Wahrheit (diesem ewigen Gesetze gerade des freisten Dichters) nichts vergeben wollen, er hat nichts verhüllt und nichts angeschminkt; aber er hat auch jene Personen mit allem Einzelgroßen ausgestattet, was sie besitzen können, und wenn Cleopatra nicht nach der Parisischen Weise des achtzehnten Jahrhunderts kokettirt — was einige Kritiker schmähend vermißt haben — so wollen wir dem Dichter eher dafür danken, daß er Aegyptens Königin in eine höhere und phantasiereichere Schule geschickt hat. Personen und Verhältnisse sind nicht schön und konnten es nicht seyn, aber sie sind im höchsten Grade tragisch interessant — ein Wort, das fast immer mißbraucht wird und doch den bedeutendsten Theil der modernen Poesie bezeichnet. Die Flecken der Aegyp=

terin sind groß, aber nicht gemein, sondern eher Tigerflecken zu vergleichen, die malerisch genug, nun einmal mit zum Tiger gehören. Ihr Tod hat etwas Versöhnendes, und die Phantasie folgt ihnen gern auf dem letzten Wege.

§. 26.

Sollen wir noch auf eine Einzelnheit aufmerksam machen, so sey es folgende. Ist Cleopatra schön? Es wäre dem Dichter ohne Zweifel sehr leicht gewesen, sie von allen Grazien und Liebesgöttern umflattern zu lassen, allein er hat zum Glück das Bessere gewählt. Cleopatra darf als Aegypterin, als eine — wenn ich so sagen darf — gebildete Barbarin, nicht die zarte europäische Schönheit besitzen, und die dreimal Treulose kann auch nicht wahrhaft schön seyn, lediglich, weil sie untreu ist und in der Untreue lebt*). Wir ha-

*) Uebrigens ist im ganzen Stücke nicht von Cleopatras Alter die Rede; auch wird wohl schwerlich je ein Leser, von der Macht des Dichters festgehalten, frivol genug gewesen seyn, ihr die Jahre nachrechnen zu wollen. Ja wollte er es auch, so würde er nicht können, weil der Dichter es nicht will. Wer mag, so lange er die Ilias genießt und die Helden kämpfen sieht, fragen, wie alt Helena sey? Aehnliches findet sich in den Nibelungen, wo z. B. Chriemhilde auch nicht altert und Niemand zu der Frage gelangt, wie das zugehe. — Es schwinden, so lang des „Liebes Zauber walten", nicht bloß „des Kummers Falten", sondern auch manche (zu Zeiten lästige) chronologische Notizen ziehen sich bescheiden zurück.

den ferner bereits gesehen, daß sie gleich in der ersten Scene sogar als häßlich geschildert wird; allein dieses Urtheil ist bloß als Zeichnung des Volks-Unwillens anzusehen, und macht deshalb auf unser Urtheil keinen bedeutenden Eindruck, eher vielleicht einen günstigen, in Beziehung auf die Königin. Reizend und interessant muß sie doch seyn, trotz aller ihrer Launen und Sünden, weil sie einen Mann, wie Antonius, so wunderbar zu fesseln versteht. Dieses mit jeder Scene sichtbarer werdende Factum gilt natürlich mehr als Philo's Bemerkung über ihre braungelbe Stirn.

§. 27.

Ueber einige andre Personen im Stück ist schon bei der Erläuterung des Hauptverhältnisses gesprochen worden, und es mag deshalb nur noch Folgendes hinzugesetzt werden. Die durchgängige Ironie gegen Octavianus ist so zart und leise gehalten, daß sie nur dem genauern Betrachter sichtbar wird. Ein jugendlicher Dichter würde sich wahrscheinlich in der Zeichnung desselben muthwilligen Witz erlaubt haben, der hier aber nur einen fremdartigen und bittern Eindruck hinterlassen könnte. Das Geschick will es nun einmal, daß nach dem Untergang so vieler Großen die Mittelmäßigkeit in Verbindung mit etwas kalter Klugheit siege, und wir sollen uns nicht zu sehr betrüben über die Zukunft einer Welt, die in solche Hände fällt. Octavianus ist kein blutdurstiger Tyrann,

er wird schwerlich jemals an zwecklosem Jammer Freude finden, und ausgezeichnete Dichter, wie Horaz und Virgil, welche treffliche Mittel für seine Langeweile besitzen, werden es unter ihm recht gut haben. Er selbst hat freilich keine sonderliche Klugheit aufzuwenden; aber er weiß sie von den Klugen zu leihen. Mäcenas und Agrippa sind entweder im Hintergrunde oder sichtbar um ihn, er bedarf ihrer zum Einstudiren seiner Rolle und wird sich dankbar bezeigen, da sie sich nicht überheben, sondern mit dem Rathgeberamte befriedigt sind. Diese beiden Männer treten so fein und leise auf, daß man Mühe hat, sie für alte Römer zu halten. Sehr ausgezeichnet ist auch ihre Klugheit nicht, aber sie reicht eben hin, um einer erschöpften Welt Ruhe und Schlaf zurückzugeben und nächstdem zu lehren, daß es fürs Erste mit allem besonders Ausgezeichneten ein Ende haben soll. Ich bin nicht im Stande sie mir in der Rüstung oder auch nur in antiker Haustracht zu denken, ich sehe sie unwillkürlich in seidenen Kleidern, die in einer Form zugeschnitten sind, wie sie etwa den Diplomaten des sechszehnten Jahrhunderts eigen war.

§. 28.

Dafür ist Enobarbus durchaus ein Römer in jedem Zug, in jedem Pulsschlag; doch freilich nur ein Römer aus der letzten Zeit der Triumvirn. Er ist ein vortrefflicher Soldat, gleich fröhlich in der Schlacht wie beim Becher, voll

Verstand und Witz; ein humoristischer Betrachter aller Verhältnisse und voll Liebe für seinen Feldherrn, der ihn ungehindert in seiner Eigenthümlichkeit gewähren läßt. Leider aber fehlt ihm, bei allen diesen löblichen Eigenschaften, der tiefe Ernst in den höheren Beziehungen des Lebens und die feste Treue. Bis zu einem gewissen Punkte dauert er gern aus, und er hat in manchen schlimmen Fällen nicht bloß Gelassenheit, sondern tüchtigen, witzigen Soldatentrost. Wie es aber immer schlimmer wird, und der Feldherr in immer näher gerückten Gegensätzen des aufbrausenden Zorns und der gesenktesten Wehmuth, des überschwenglichsten Vertrauens und der trübsten Verzweiflung umhertaumelt, da verläßt den Enobarbus der gute alte Sinn. Er hat den Antonius nur geliebt, aber nicht verehrt, und da diesen sein Schutzgott Herkules verlassen, so — (mag er vielleicht denken) — kann ja er es wohl auch. Er wird die Beute eines einzigen finstern Augenblicks, und indem er durch ein an sich wahres Witzwort: „Wenn Tapferkeit den Verstand raubt, so frißt sie das Schwerdt, mit dem sie ficht," das bevorstehende Schicksal des Antonius sich deutlich zu machen sucht, bricht er die alte Treue und flieht heimlich von ihm hinweg.

§. 29.

Wie aber sehen wir ihn bald darauf im Lager des Cäsar? Tief gebeugt, eine Beute der beunruhigendsten Gedanken, verlassen von allem Muth und von allem er-

heiterndem Witz, der ja nur im Muthe seine Quelle hat. Er kann sich gar nicht darein finden, so mit einemmale unehrlich geworden zu seyn, — und doch ist der nackte fürchterliche Gedanke nicht abzuweisen. Auch sagt ihm sein Verstand noch obendrein, welchen Lohn der Verrath selbst bei dem empfängt, dem er nützt. Er hat in jenem unseligen Augenblicke des Abfalls nur sich selbst in das Lager des Octavian hinüber gerettet, und alle seine Schätze bei Antonius zurückgelassen; doch dieser, in gewohnter Großmuth und Liebe, sendet sie ihm alle sogleich nach, und noch die freundlichsten Grüße und Wünsche dazu für den alten Freund, den er nur bedauern aber nicht hassen kann. Das bricht ihm vollends das Herz. Er fühlt sich durchaus entehrt, er kann kein Schwerdt mehr führen, weder für Antonius, noch für Octavianus. Ihm bleibt nichts übrig, als zu sterben. Er bedarf dazu keines Dolchs und keines Gifts, denn das bloße Gefühl der Treulosigkeit ist hinreichend, das Mark seines Lebens zu verzehren. — So hören wir ihn bald darauf (Act. IV, Sc. 9), am Abend der Schlacht, in der er, der sonst so fröhlich Fechtende, kein Schwerdt hat berühren können, in dunkler Stille dumpf klagen und ächzen, fast wie ein kranker Löwe ächzt, der sich selbst tödtlich verwundet hat. Und je kräftiger das Leben ist, das hier besiegt werden soll, je kräftiger zeigt sich auch der Schmerz, der es zerdrückt. — Ueberhaupt geht durch das ganze Drama ein Genius (nur dem geistigen Auge

sichtbar), der, auf das Geschick und den Werth der Menschen hindeutend, das große Wort Treue mahnend ausspricht, und immer wiederholt: Treue.

Die Jahrbücher der deutschen Bühnen, in so weit sie mir bekannt sind, nennen Shakspeares Antonius und Cleopatra nicht. Möge die Vergangenheit diese Unterlassung verantworten, wenn sie es vermag; wir wollen hoffen, daß uns in Zukunft die Freude gewährt werde, dieses große, herrliche, allgemein menschliche, anziehende, unendlich lehrreiche Drama auf unsern Bühnen zu sehen. Nur möge, um aller Musen willen, keine solche bearbeitende Hand sich an demselben versündigen, wie sich eine in neuerer Zeit an Macbeth auf eine wahrhaft entsetzliche Weise vergriffen hat.

Je näher wir Antonius und Cleopatra betrachten, je mehr leuchtet uns der große Verstand ein, mit dem das ganze Werk in der Reihenfolge seiner Scenen angelegt und durchgeführt worden ist, und ich wüßte auch nicht eine einzige zu nennen, welche ohne besondern Schaden ausgelassen werden könnte. Will man hie und da, an einzelnen Ausdrücken im Mund des Helden und der Heldin ein wenig mildern, um der Schwachen in den Logen und im Parterre zu schonen, so mag es darum seyn; nur glaube man ja nicht verbessert zu haben, sondern rechne höchstens für die nächsten Jahrzehnte auf Entschuldigung.

Vor Allem aber wünschte ich, daß man dieses Werk erst recht läse, denn es scheint, als gehöre es zu den am wenigsten gekannten. Wie dieser Umstand zu erklären sey, ist schwer zu sagen, und bei dem unendlichen Reichthum des Dichters hat vielleicht auch der Zufall sein Spiel getrieben und manchem seiner Schauspiele Theilnahme zugewendet und andern versagt. Möge ein solcher Vorwurf in Zukunft nicht länger gehört werden, denn man würde nur immer mehr Mühe haben, sich selbst zu verzeihen, daß man einen solchen Genuß sich selbst so lange versagte.

Sonst dürfte man wohl behaupten, daß der zu große Reichthum eines Dichters ihm bei einer gewissen Gattung von Kritikern und Commentatoren wahrhaft schade. Sie haben nicht Lust, so häufig mit Geist zu rühmen, und mögen aus dieser Nothwendigkeit keine Tugend machen. So scheint z. B. Johnson bei diesem Drama sich völlig verarmt gefühlt zu haben, er hat die alltäglichen Ehrenpfennige für den Dichter längst ausgegeben, und weiß nichts weiter zu sagen als: This play keeps curiosity always busy, and the passions always interested u. s. w. Was weiter folgt, ist noch viel seichter und nebstbei verdrießlich, so daß auch der arme Upton, dem die Sprache des Antonius vorzüglich wohl gefallen hatte, nicht wenig angefahren wird. Er könne sich darauf verlassen, es sey nichts Besonderes daran. — Ueberhaupt gehört diese Johnsonsche Kritik zu denjenigen, die man

mehreremale lesen muß, um sich nur zu überzeugen, daß es möglich sey, also zu schreiben.

Um nicht mit dieser traurigen Bemerkung zu schließen, wollen wir noch erwähnen, daß vielleicht unter allen Dramen, welche von Antonius und Cleopatra handeln, keines ergötzlicher sey, als das von unserem vielberühmten Daniel Caspar von Lohenstein. Da ich indessen in meinem Werk „die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart" (Band II., S. 43 fg.) sowohl über den genannten eben so talentvollen als geschmacklosen Dichter überhaupt, als auch über dessen Antonius insbesondere ausführlich gesprochen habe, so möge mir nur erlaubt seyn, darauf hinzudeuten. — — Man wird schwerlich ein Drama finden, das mehr hypergeniale Albernheit, und, bei einzelnen erfreulichen Stellen, mehr pedantische Raserei (d. h. eine Raserei, die bei der Pedanterie in die Schule gegangen ist) enthielte, als dieses Lohensteinsche Schauspiel.

XXX.

Verlorene Liebesmühe.

§. 1.

Ist einmal ein Dichter zu einer solchen Berühmtheit gelangt, wie Shakspeare, und gleichsam vom Volk und Parlament als Genie sanctionirt, so sollte man sich freilich billig darüber freuen; aber den ältern englischen Commentatoren ist dadurch auch manches Kreuz und Leiden zugewachsen. Waren sie vollends auch Herausgeber der Shakspeareschen Werke, so erhöhte sich der Uebelstand, und sie mußten z. B. ein so unglückseliges heilloses Werk, wie Titus Andronicus ihnen erschien, immer von neuem wieder abdrucken lassen, weil sonst das Volk böse geworden wäre, welches nun einmal das entsetzliche Stück sich nicht nehmen lassen wollte. Zwar rächten sie sich in langen Anmerkungen, welche die bemerkten Geschmackswidrigkeiten dem allgemeinen Abscheu preisgeben sollten; dennoch mußte es ihnen selbst wohl zuweilen lächerlich

vorkommen, daß sie sich überhaupt mit dergleichen üblen Sachen abgäben, wozu ja niemand gezwungen werden kann. Indessen ist doch Titus Andronicus ein Trauerspiel, und ein solches enthält in jedem Fall Sentenzen, die man entweder annimmt oder verbessert, rührende Situationen, über die man ernsthafte Bemerkungen machen kann, und die seltsam phantastische gleichsam antihistorische Basis jenes Stücks mit einigen historischen Namen und Charakterandeutungen gab eine gute Gelegenheit zu scharfem Tadel des ungelehrten Dichters. Das Tadeln aber hat für die meisten Menschen schon um deswillen einen eigenen Reiz, weil sie sich dabei einigermaßen groß vorkommen und vermuthlich größer als das Getadelte.

Was aber nun anfangen mit einem Lustspiele, wie diese verlorene Mühe der Liebe? Konnten sie dergleichen wohl lesen ohne Betrübniß und Widerwillen? Man erwäge nur die Sache genau, und man wird sich des herzlichsten Mitleids mit jenen gesetzten Männern nicht erwehren können, die sich Wochen- und Monatelang mit solchen Possen beschäftigen, und wohl gar die Druckbogen selbst mühsam corrigiren mußten.

§. 2.

Wir sehen hier einen jungen König, Ferdinand von Navarra, der den Vorsatz gefaßt hat, drei Jahre lang, von allem Umgang mit Frauen entfernt, lediglich den Wissenschaften und den Büchern zu leben, und diesen

Entschluß mit einem theuren Eide bekräftigt. Seine Hofleute Longeville und Dumain schwören gleichfalls mit der keckſten und munterſten Bereitwilligkeit; der besonnenere und witzigere Biron macht die bedenklichsten und lustigsten Einwürfe, kommt aber zu spät, da der Eid schon abgelegt worden ist, und muß sich zuletzt nicht minder zu demselben verstehen. Wie es aber eigentlich mit diesen genialen und leichtfertigen Herren beschaffen sey, wird bald genug offenbar, denn die noch so eben eine salbungsvolle Lobrede auf die zu erzielende Weisheit gehalten haben, sind doch auch sehr bemüht um unwissenschaftliche Ergötzlichkeiten, und freuen sich schon im Voraus auf die Lust, die sie mit und an einem höchst seltsamen in den zierlichsten und tollsten Phantasien lebenden Spanier, Don Adriano de Armado, haben wollen. Ueberhaupt scheint das Jahr, in welchem dieses Stück spielt, für Navarra überaus wohlthätig und fruchtbar gewesen zu seyn, und insonderheit steht die Narrheit in der schönsten Blüthe, z. B. bei dem jungen Bauer Costard und dem Edelknaben Moth, so wie sie bereits bei Nathaniel dem Dorfpfarrer, Holofernes dem Schulmeister und Dull dem Constable die reifsten Früchte hervorgebracht hat, die selbst bei dem leisesten Schütteln uns in den Schoß fallen.

§. 3.

Der Prinz Ferdinand, nicht zufrieden sich selbst und den drei Freunden ein so schweres Joch aufgelegt zu ha-

den, will nicht bloß selber mit aller Gewalt weise werden, sondern auch seine sämmtlichen Unterthanen sollen sich dasselbe Glück erwerben, weshalb auch ihnen für's erste alles Glück — genommen, und befohlen wird, den Frauen gänzlich zu entsagen. Es ist öffentlich kund gemacht worden, daß, wer irgend bei einem Frauenzimmer angetroffen werde, diesen Frevel mit einjähriger Gefängnißstrafe bezahlen solle. Der lustige Costard ist der erste, den Armado's forschender Geist als Sünder gegen das Gesetz ertappt hat, doch ist es schon ein gutes Zeichen, daß der Prinz, ohne im mindesten über den derben Witz des Frevlers zu zürnen — denn witzig sollen und müssen in diesem Lustspiel alle Menschen seyn, der Bauer bäuerisch, der Hofmann hofmännisch — ihm sogleich ein und funfzig Theile der gesetzlichen Strafe erläßt, und ihm bloß ein siebentägiges Fasten bei Wasser und Brot unter Armado's Sürveillance als Strafe dictirt.

Wie übereilt aber auch des Fürsten Schwur war, kommt augenblicklich an den Tag, indem ihn seine Würde zwingt, einer hohen Dame die gewünschte Audienz zu geben, da er doch unmöglich den schlimmsten Ruf eines unhöflichen Ritters auf sich laden darf. Es hat nämlich der König von Frankreich, ein vermuthlich nicht minder genialer Fürst als der Navarrer, den etwas seltsamen Gedanken gefaßt, in einer sehr wichtigen Staatsangelegenheit diesmal keinen grauen Diplomaten an Ferdinand zu senden, sondern seine eigne in geistiger und

leiblicher Schönheit blühende Tochter, der, wie billig, das gehörige Männergefolge und drei überaus witzige Hofdamen zugesellt worden sind. Hier ist nun guter Rath theuer, und der Prinz, der so gern nach den feierlichen Lobreden auf die noch im Hintergrund schwebende Weisheit augenblicklich zu den gelehrtesten Büchern in Folio und Quart eilen möchte, kann nicht dazu gelangen, sondern muß den vornehm zarten Gesandtinnen Gehör verleihen. Als eine Ausnahme mag es hingehen, so tröstet er sein Gewissen; und — Aquitanien, hunderttausend Kronen und dergleichen, worüber die Prinzessin mit ihm verhandeln will, muß doch auch in Anschlag gebracht werden.

§. 4.

Eine Hinterthür für sein Gewissen findet er auch in dem Umstande, daß er die Prinzessin nur auf freiem Felde empfängt, wo außer dem schönen Laubgezelt des nahen Waldes, auf seinen Befehl sich köstliche Zelte für die Damen erheben sollen; aber in seine Residenz selbst läßt er sie nicht ein. Das ist nun freilich ein wenig lächerlich, aber das Lächeln wird erst dann recht behaglich, wenn wir zugleich bedenken wollen, ob nicht etwa auch in unserm und fast aller Menschen Leben sich ähnliche Fälle antreffen lassen, weshalb wir denn auch in dem Navarrer einen guten Bruder finden, über den wir uns doch nicht zu sehr erheben wollen.

Während er aber die Pforten seiner Residenz vor der Prinzessin verschließt, zieht sie siegreich in sein Herz hinein, ein unvermeidliches Schicksal, dem er schon nach dem ersten Gespräch mit der zauberischen Französin unterliegen muß. Das ist aber auch ein Gespräch, wie es nur seyn kann! zart und fein und angenehm und geistreich und muthwillig, eine wahre Göttertafel, an der die Genien des Witzes und der Laune sitzen und lächelnd genießen, was nur irgend die feinste geistige Zunge erlaben mag. Der liebenswürdige königliche Jüngling ist wirklich, mit dem Gedanken, die reelsten Staatsangelegenheiten abzumachen, zu der Prinzessin hinausgegangen, doch scheint es, als habe er bereits nach wenigen Minuten Aquitanien nebst den hunderttausend Kronen (oder sind es funfzigtausend? er weiß es selbst kaum mehr) vergessen, er spricht darüber nur mechanisch so hin, und es kommt nicht viel darauf an. Er ist plötzlich verliebt geworden, das Beste, was er thun konnte. Thun? welch ein unpassendes Wort! es ist eine Begebenheit, welche sich nothwendig zutragen muß, ein reines Lustspielschicksal, das in seiner Muthwilligkeit nicht minder tyrannisirt als das tragische. — Das Medusenhaupt in seiner versteinernden Kraft ist nicht gefährlicher als der Gürtel der Venus, und mit einem solchen ist die Prinzessin offenbar angethan.

§. 5.

Mit dem früher geleisteten Schwur ist es freilich eine üble Sache, aber einen Irrthum oder eine Sünde soll man nicht beschwören, und hat man das eingesehen, so kann doch auch kein Eid die Fortsetzung der Sünde heiligen. Freilich ist der arme Costard zu einer Woche Gefängniß bei Wasser und Brot verurtheilt, wir können aber unmöglich verlangen, daß Prinz Ferdinand eben so rauh mit sich selbst umgehe, er sucht seinen Trost in der Poesie und ist glücklich genug, daß ihm die süßesten melodischsten Verse zuströmen, von denen sich der beste Erfolg erwarten läßt. Ein ächter Liebhaber würde indessen wider alles gute altpoetische Herkommen handeln, wenn er bloß in seiner Kammer oder in seinem Gesellschaftssaale seufzen wollte. Er bedarf dazu einer freiern Gegend und besonders des Waldes, der ohnehin fast als eine Elegie der Natur gelten kann. In der That hat auch ein Wald mit seinem lebendigen Laubdach, mit seiner grünen Nacht, von den mannigfaltigsten Melodien belebt, etwas so Zauberisches, daß selbst einem über alle Maßen gesetzten und gemachten Manne zuweilen ganz eigen darin zu Muthe wird, und es ließen sich Exempel beibringen, daß ein solcher in der Waldesbefangenheit plötzlich etwas Kühnes und Ueberschwengliches gesprochen hat, etwa: die Natur habe auch einige Reize, die Liebe sey kein Märchen u. s. w., was er jedoch späterhin im eleganten Zimmer sorglich beschränkt und, des

möglichen Mißbrauchs wegen, halb und halb widerruft. — Ich habe diese Bemerkung einflechten dürfen, denn wenn wir zugeben, daß dergleichen Wunder an dürrem Philisterholze geschehen kann, wie muß erst dem aus Phantasie gebornen und jetzt frisch grünenden Ferdinand in der Waldesnacht zu Muthe werden! Was aber dem Könige begegnet, geschieht auch den Rittern, es kommt einer nach dem andern, um den grünenden Bäumen die in schöner Melodie gemessenen Liebesseufzer vorzutragen, und wohl kann es scheinen, als verständen sich auch die Bäume ein wenig auf Poesie und den Genuß derselben, weil sie ja selbst so melodisch rauschen.

Biron, der schlimmste und beste von allen — je nachdem man in so luftigen Verhältnissen den Standpunkt nimmt — leugnet seine Liebeswunden am längsten ab, bis endlich auch ihn Costards Unbeholfenheit verräth. Es entsteht ein überaus muthwilliger Streit über die Tugenden und Lieblichkeiten der respectiven Geliebten, bis endlich Biron in einer sinnreichen und wohltönenden Rede gegen die Schulweisheit und für die Liebe, die köstliche Waldscene endet.

§. 6.

Indessen hat der Dichter noch anderweitig für die auserlesenste Unterhaltung gesorgt. Auch Armado hat seine Erhabenheit und Würde durch die anmuthige Schwäche der Liebe zu derselben Bäuerin (Jaquenette), die bereits

Costarden gefährlich geworden ist, eben sowohl zu beleuchten als zu lindern gesucht. Er ist glücklich genug sich einzubilden, daß er liebe; ja er bringt es sogar zu Seufzern von Belang, weshalb er auch mit Recht das Firmament um Vergebung bittet, daß er es mit diesen Herzenshauchen belästigt. Dieser Armado ist ein mageres, welkes und dürres Wesen, das sich mit einer Wolke von Redensarten aus den Ritterzeiten wie mit Schleiern und Mänteln umhüllt. So ist er nach und nach selbst zu einer Redensart geworden, und weit entfernt zu fühlen, reflectirt er nur darüber, wie wohl ein zierlich liebender Ritter in ähnlichem Falle reflectiren würde. Er bringt es aber nicht weit darin, denn sein ganz und gar ausgetrockneter Verstand hat nichts mehr aufzuweisen als Phrasen, und auch zu diesen muß er schon einen Anlauf nehmen. Wir trauen ihm leider wirklich zu, daß er die Frage des Pagen: „Wie viel ist dreimal eins?" nicht sobald zu beantworten wisse, denn er hat dergleichen dornig-wissenschaftliche Untersuchungen stets verachtet, und die „Bierwirthe," die dergleichen wohl beantworten können, gewiß nicht beneidet.

§. 7.

Auch in der Geschichte besteht er nicht sonderlich, denn selbst Herkules und Simson, die ihm zum Troste als gleichfalls unglückliche und unter ihrer Würde liebende Helden genannt werden, scheinen ihm bis dahin noch

fremd gewesen zu seyn. Nur der König Cophetua und sein geliebtes Bettlermädchen wohnen noch als Uebelgestalten in Armado's Seele; aber selbst hier fehlt ihm alle genauere Kenntniß, und er fragt nur, ob es nicht eine Ballade gebe, in der dies Verhältniß besungen wird. Mit Einem Worte: wir haben in diesem Spanier nur einen umherwandelnden, nicht aus der ächten Ritterzeit entquollenen, selbst nicht aus den besseren Ritterbüchern, sondern aus den späteren manierirten entflohenen Hauch und Schatten. Das wollte Shakspeare und das erreichte er auf die angenehmste Weise. Dennoch hat man diesen Armado mit Don Quixote vergleichen wollen, was eben so viel heißt, als etwa einen Todten mit einem Lebendigen, oder eine Menge aus Ritterbüchern ausgeschnittener Phrasen mit einem edeln Rittergedicht selbst zusammen stellen zu wollen. Indessen kann uns wohl der Gedanke kommen, wie wohl der wirkliche Don Quixote, mit seinem ächten Gefühl, seinem tüchtigen Lebenskern und seiner einzigen großartig-verrückten Idee neben diesem Navarrer, diesen Hofleuten u. s. w. würde gestanden seyn, und gewaltet haben; eine Phantasie, die in der That viel Ergötzliches mit sich führt. In den Kreis dieses Stückes würde er, wie sich von selbst versteht, nicht passen, sondern eher das Ganze aus seinen Angeln heben, und nicht bloß wie der oben genannte Simson die Stadtthore, sondern die ganze phantastische Liebesstadt davon tragen.

§. 8.

Nicht minder erfreulich und passend finden sich Holofernes und Nathaniel in den Cirkel dieses Schauspiels ein. Wenn Armado aus Redensarten besteht, so besteht Holofernes nur aus Wörtern und zwar aus fremden und gelehrten. Die ganze Welt mit allem ihren Großen, Herrlichen und — Heillosen, mit allen ihren Wolfsgruben und Angstkammern, mit ihren Palästen und Bettlerherbergen u. s. w., ist für ihn gewissermaßen gar nicht da, er will bloß wissen, wie man das Alles — in lateinische Worte übersetzt. Das hat er nun endlich mit großer Mühe erreicht, er ist durchaus fertig geworden, und in diesem Fertigseyn glücklicher als man kaum sich denken mag. Was auch der Welt, und was auch ihm selbst begegne: ihn kann es wenig kümmern. Er übersetzt es; und es ist durch die Uebersetzung für ihn beseitigt und überwunden. Ja sollte dieser Edle selbst einmal ein wenig — geprügelt werden, so wird er sein Ungemach in sogenanntes ciceronisches Latein vertiren und Ruhe finden. Da ferner dieser lateinische Mann auch viel lateinische Dichter gelesen hat, so müßte es wunderlich zugehen, wenn er nicht selbst sollte Gedichte machen. Man setzt auserlesene Wörter zusammen, und wenn es so klingt wie die Regel haben will, so ist es ein Gedicht. Doch damit ist Holofernes noch lange nicht zufrieden, er weiß auch mit ruhmwürdiger Kunst-

fertigkeit die Buchstaben so zu setzen, daß sie zuweilen auch eine Zahl bedeuten *).

§. 9.

Die Frage, ob Shakspeare mit seinem Holofernes eine bestimmte persönlich-satyrische Absicht gehabt habe, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Der Sprachmeister Johann Florio war freilich ein interessanter Narr und hätte wohl als Maske gebraucht werden können, allein er streift denn doch, wie man schon aus ein paar Stellen der Vorrede zu seiner „Wörterwelt" (a world of words) sehen kann, mitunter auch dergestalt an das Rasende, daß er schon um deswillen in seiner Natürlichkeit in einem so feinen Lustspiele keinen Platz einnehmen konnte. Daß er sich selbst getroffen fand, darf nicht entscheiden. Eben so wenig aber kann ich Johnson

*) Das vortrefflich-tolle, überschwenglich-künstlich-alberne Gedicht:

The praiseful princess pierced and prick'd a pretty pleasing pricket; u. s. w.

hat von jeher durch seine Schwierigkeit die Uebersetzer gereizt, doch scheint bis jetzt noch immer Lenz den Preis davon zu tragen. (S. dessen sehr selten gewordenes Buch: „Anmerkungen übers Theater, nebst angehängtem übersetzten Stück Shakspeares." Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung, 1774, S. 99 fg.) Auch sind wir diesem Liede das weniger künstliche aber anmuthige „Ein Ritter wohnt in diesem Haus" von Goethe schuldig.

Recht geben, der hier bloß im Allgemeinen einen pedantischen Schulmeister sehen will, eine Maske, die ja in komischen Stücken nichts Seltenes sey, wobei ein Deutscher noch an die ältere deutsche Komödie und namentlich an den Schulmeister in A. Gryphius Horribilicribrifax erinnert. Mich dünkt: diese Schulmeister, deren die ältere vaterländische Komödie allerdings einen ganzen Phalanx aufzuweisen hat, der sich bald mehr bald minder komisch gebärdet, gehören nicht hieher, denn bei Holofernes ist das Schulmeisteramt eine bloße Nebensache. Er ist in der That eine lebendige Wörterwelt, und wenn Florio und sein Buch — wie wir gern glauben — den ersten Funken zur Darstellung des Holofernes gegeben haben, so müssen wir ihm noch heute danken, möge er selbst auch sich noch so ungebärdigtoll gegen den Dichter gestellt haben. Wie verschieden aber ist diese Charakteristik von einer selbst geistreichen nur persönlichen Satyre! Florio ist längst todt und begraben, und im eigentlichsten Sinne Staub und Asche; aber dieser Holofernes geht mit ewig frischem Leben noch immer munter herum und begrüßt seine Collegen, deren er besonders in Deutschland nicht wenige hat.

§. 10.

In der ganzen Welt hätte er vielleicht keinen besseren Freund finden können als den Nathaniel, den wir troß aller interessanten Leute, die ihn umgeben, doch

auch nicht ganz vergessen wollen. Er macht, wie es scheint, nur wenig Ansprüche auf ein selbstständiges Leben, und erlaubt sich fast nie, eine eigene Meinung zu haben. Sein Leben besteht nur im Hören und Bewundern, und in dem Aussprechen, daß er höre und bewundre. Er gehört mit zur Wörterwelt, deren König Holofernes in ihm den treusten Unterthan hat.

Begleiten wir jetzt die höheren Liebhaber auf ihrem Fluge weiter, so müssen wir sie bedauren, daß sie mit Damen zu thun haben, die viel zu witzig sind, um lieben zu können, denen wir aber doch auch wieder zugeben müssen, daß ihr Witz hier an der rechten Stelle sey, weil sie Liebhabern gegenüber stehen, die gleichfalls in der Ueberfülle des Witzes, nicht sonderlich tief zu lieben im Stande sind. Die Scene, wo sie als verkleidete Moskowiter erscheinen, ist ein wenig lang, doch bedarf nun einmal diese Gattung des mystificirenden Scherzes eines weiten Raumes, und in jedem Fall vergütet der darauf folgende Auftritt (wo die Damen in ihrer Verkleidung von den Liebhabern verwechselt werden, und wodurch sich der mangelnde Herzenszug verräth) durch unnachahmliche Frische die frühere etwanige Weitläufigkeit. — Ohne Zweifel triumphiren hier die Damen, denn wie mag sich ein Liebhaber, den eine Verkleidung der Geliebten täuschen konnte, entschuldigen? — Nur vergesse man nicht, daß wohl schwerlich irgend eine Dame einen

solchen Triumph gern feiert, weshalb denn auch hier der Witz mit doppelter Stärke wirkt.

§. 11.

Und so hat es denn nun eine Scene nach der andern gegrünt und geblüht, geglüht und gefunkelt in Witz und Laune, und wir haben uns von den leichten und raschen Wellen auf die angenehmste Weise schaukeln lassen. Doch endlich fragen wir mit Recht: „Wohin nun? und an welchem Ufer werden wir landen?" Auch der Dichter fragt so, und ist gewiß schon bei der Abfahrt seines reich befrachteten Lustschiffs mit der Antwort völlig im Klaren gewesen. — Der Mensch kann und darf nun einmal nicht immer scherzen, und nicht ohne Unterbrechung können ihn des Witzes heitere Genien umschwärmen. Das Geschick bedarf nur eines einzigen ernsten Wortes, mit dem es den Menschen anredet, und jene geflügelten Kinder nehmen wehmüthig Abschied, versprechen aber zum Glück sobald als möglich wieder zu kommen. — Eine solche Scene hat uns hier der Dichter bereitet. Mitten in der neckendsten Lust und der muthwilligsten Fröhlichkeit erscheint plötzlich Macard, ein französischer Gesandter, und seine Stirn ist wie ein Titelblatt, das auf ein Buch von tragischem Inhalt deutet. Kaum hat er ausgesprochen: „Der König, ihr Vater" — — so unterbricht ihn die Prinzessin, mit dem Ausruf: „Todt! so wahr ich lebe!" Hier haben wir wieder den Dichter,

der durch ein paar Zeilen seinen ächten Seherblick bekundet. — Ich möchte nicht sagen, daß stete Furcht „das Haupt des rein Glücklichen umschweben" solle: das Gefühl, welches ihn in seinem Glücke begleitet, ist ein höheres und besseres; und eben so wenig darf Furcht im Gemüth des Scherzenden und Muthwilligen wohnen. Hier tritt eine ganz neue kaum zu beschreibende Empfindung ein und der gute, gebildete, sinnige Mensch wird, so oft er auch wagen darf, sich jenen scherzenden Genien zu überlassen, mit geschärfterm Blicke die Nemesis selber ahnend herannahen sehen. Diese Nemesis ist aber keineswegs die alte Rachegöttin, sondern lediglich der strenge Ernst des Schicksals, der nun einmal in dem zeitlichen und räumlichen Leben nicht ausbleiben kann. Deshalb setzten schon unsre kräftig heitern Vorfahren, wenn sie von etwas Glücklichem hörten, schnell hinzu: „Gott behüte es," ein Wort, das freilich oft genug auch vom Knechtssinn und Aberglauben gemißbraucht werden kann, eben so oft aber und hoffentlich noch öfter vom reinen Christensinn eingegeben wird. — — Witz und Laune in ihrer schönen Aechtheit sind Strahlen einer höhern Welt, um die unsrige zu erhellen, und es ist fast unmöglich, gebildet und tugendhaft zu seyn, ohne diese Strahlen zu genießen und immer neue Strahlen an ihnen zu entzünden. Nie aber werden wir es dahin bringen, ganz in dieser herrlich leuchtenden Witzeswelt zu leben. Es giebt Momente, in denen wir selbst fühlen

und sagen: „jetzt bist du fast zu glücklich" und dann, so scheint es, ist das Unglück nahe. Der bloße Tritt eines Boten aus der Ferne oder aus der Heimath, das Anpochen des Briefträgers u. s. w. kann uns dann schon mächtig ergreifen, und gewöhnlich wird auch unsere Ahnung bestätigt werden.

§. 12.

So hier. — Dem guten alten König hätte man wohl gegönnt zu erfahren, daß seine geistreiche Tochter mehr als eine Provinz erobert hat, und daß der Navarrer selbst zu ihren Füßen liegt. Fragt man, warum nicht auch der Dichter es ihm gegönnt, so ließe sich antworten, daß er zu diesem Zweck ein von A bis Z völlig andres Stück hätte schreiben müssen. — In diesem Drama — könnte man vielleicht weiter sagen — stirbt er, damit seine Tochter und ihre Damen, der König von Navarra und seine Hofleute u. s. w., ein neues Leben beginnen. Der Dichter konnte vielleicht alle diese Personen auf keine andre Weise retten, die sonst, in Witz erschöpft, gleichsam in leere Luft hätten zerflattern müssen. Jetzt, da ihnen ein reines großes Unglück begegnet, vor dem der Witz scheu zurücktritt, bedarf es eines heilenden Umschwungs der Seele, jetzt rafft sich die Prinzessin zu neuer schönerer Kraft zusammen. Zum erstenmale vernehmen wir aus ihrem und des königlichen Jünglings Munde ungekünstelte ernste Worte, ganz wie wir es erwarteten,

eben, weil beide so trefflich scherzen konnten. Für jetzt hat sie, in Hinsicht seiner Liebe, weder ein Ja noch ein Nein, aber sie legt Beides für ihre Zukunft in seine Hand. Er soll, verlangt sie, ein ganzes Jahr hindurch in einer abgelegenen wüsten Gegend ein Einsiedlerleben führen, und fühlt er dann am Schlusse dieser Zeit noch eben so wie heute, so will sie ihm gern ihre Hand reichen. Lassen wir die Frage, wer indessen Navarra regieren soll — mir ist sie, ich gestehe es, im Ernst und Scherz gekommen — als ungehörig fallen, so müssen wir das Urtheil der Prinzessin für wahrhaft geistreich und zweckmäßig erkennen. Der Prinz hat die geselligen Talente so sehr und so ganz ausschließlich ausgebildet, daß es wohl der Untersuchung bedarf, ob er auch für sich allein, und sich selbst allein gegenüber, etwas oder gar viel sey. Wir hoffen von ihm das Beste; doch Kampf wird und soll es kosten, und — wie werden auch jene geselligen Talente nach überstandener Prüfung in reinerer Schönheit und Gediegenheit erblühen!

§. 13.

Aehnliche Urtheile fallen über die andern Liebhaber. Der noch etwas unreife Dumain soll erst einen Bart, gute Gesundheit (!) und Redlichkeit erwerben; und wenn das nächste Jahr diese trefflichen Sachen für ihn mitbringt, so möge er nur mit dem Könige die Bewerbung erneuern, wo dann Katharine, wenn sie gerade besondern Vorrath an Liebe hat, ihm ein Weniges wird zu-

kommen lassen. Longueville kommt am leichtesten weg, denn Maria verspricht geradezu, daß sie nach einem Jahre ihr Trauerkleid gegen einen treuen Freund vertauschen will. — Desto strenger und bedeutsamer ist Rosalinens Endurtheil über Biron. Er ist vielleicht der ehrlichste und — unartigste, der witzigste, aber auch zerflatterndste unter allen. Er lebte bisher nicht bloß im Witz, sondern vom Witz. Er ist ihm die einzige Lebensluft geworden, in der er fliegen und schwimmen mochte. So soll er denn jetzt erproben, was er mit diesem Witze Tüchtiges und wahrhaft Nützliches erreichen könne. Er soll ein ganzes Jahr lang ohne Aufhören bettlägrige Kranke besuchen, Unglückliche, deren einzige Sprache in Seufzen und Aechzen besteht, durch seine humoristische Sprachseligkeit zu erheitern streben. Gelingt ihm das, so will ihm Rosaline trotz seines bisherigen Fehlers (des Nurwitzigseyns) gern zum Manne nehmen. Gelingt es ihm aber nicht, so soll er sich die Sünde abgewöhnen, das heißt hier: den Ernst eben so anerkennen und üben, wie er bisher den Scherz anerkannt und geübt hat.

Dieser Ernst des Lebens darf indeß hier nicht ernster genommen werden, als das Lustspiel ihn verträgt; denn, wenn dieses auch nicht verhindern kann, daß jener Ernst eintrete, so hat es doch auch die Macht, ihn zu mildern. Wie die Geduld (in dem bekannten schönen Bilde in „Was ihr wollt") den Scherz anlächelt, so hier der Scherz den Ernst. Kaum ist die sinnreiche Ge-

richtsscene vorüber, so erscheint Armado von neuem, der diesmal consequenter als seine Spötter, sich selbst eine Prüfung seiner Liebe für Jacquenetten auferlegt hat, die härter ist, als alle andre. Er will nämlich für sie drei Jahre lang den Pflug treiben, und auf diese Weise das Ritterliche und Bäuerliche in Einen Kranz zusammen binden. — Ein trefflich possenhaftes Lied vom Kukuk und der Eule beschließt dann das ganze Stück.

§. 14.

Es ist sehr begreiflich, daß fast das ganze achtzehnte Jahrhundert, in misverstandenen Theorien befangen, nicht selten auch von Hochmuth geblendet, und correcte Armuth am höchsten schätzend, von einem so seltsamen Schauspiele, wie diese Liebesmüh, nicht viel halten konnte, und so sind jene Urtheile, von denen ich zu Anfange dieser Erläuterungen sprach, als nothwendige Resultate trübseliger Stimmung oder einer einseitigen und deshalb falschen Bildung überhaupt zu betrachten. Mit besonderer Schärfe aber ist zu rügen, daß man im Unmuth über dies allzuwitzige Stück (welches 1598 Franz Meres bekanntlich als Shakspeares Werk verzeichnet hat!) — ohne allen historischen Grund behauptete, es sey nicht von dem großen Dichter, weil es nicht von ihm seyn könne. Dazu sey es zu schlecht, zu albern, zu absurd, oder wie sich sonst eine roh hinkratzende Feder zu ergießen pflegt. Es ist auch nimmermehr einzuräumen, daß

ein Werk allzuwitzig seyn könne, eben so wenig als ein Mensch allzugut und allzufromm seyn kann. — Ein Andres ist es mit der subjectiven Satyre, die als etwas Negirendes sich in engern Schranken halten muß. („Ich darf nicht übersehen", sagt Vult in den „Flegeljahren", Thl. I., S. 170, „daß es mit Büchern ist, wie mit Pökelfleisch, von welchem Huxham darthat, daß es zwar durch mäßiges Salz sich lange halte, aber auch durch zu vieles sogleich faule u. s. w.")

Soll aber der Ausdruck „allzuwitzig" als Vorwurf einen Sinn haben, so kann dieser nur in gewissen Gattungen des Witzes zu finden seyn, z. B. bei dem zu flüchtigen und luftigen, und ich kann mir denken, daß selbst ein sonst gebildeter Freund des Witzes unserer verlorenen Liebesmüh einen solchen Vorwurf mache, doch nur, wenn er es noch nicht ganz und als Ganzes in sich aufgenommen hat, oder wenn er noch bei einzelnen Scenen hauptsächlich verweilt. Dieses Schauspiel gleicht einem Zauberwalde, wo die Bäume in den mannigfaltigsten Gruppen, wie im Tanz begriffen, eingewurzelt zu seyn scheinen, wo Blüthen und Blätter in den ungewöhnlichsten Farben leuchten, wo seltsam gestaltete durch einander flatternde und zwitschernde Vögel Blick und Ohr zugleich auf sich lenken, und wo ganz neue Wohlgerüche, zuweilen gar ein wenig trunken machend, uns umwehen. Tritt nun ein guter Mann mit einer Miene, wie sie das ernste Tagesgeschäft zu geben pflegt, unvorbereitet in einen sol-

chen Zauberhain, so wird er stutzig; was wohl zu verzeihen ist, sobald er nur nicht auch trutzig wird, und den Dichter schilt, daß er bei diesem Festmahl sogar keine Nebenschüssel mit Hausmannskost hat auftragen lassen. — Findet sich hie und da wirklich auch Schaum; wer tadelt ihn am Champagner? und waren selbst die Fluthen, aus denen Venus stieg, ohne eine solche Zugabe?

§. 15.

Der Dichter weiß übrigens sehr wohl, daß mehrere seiner Personen zuweilen auch in bloßen Witzübungen begriffen sind, weshalb manche der von ihnen geworfenen Leuchtkugeln mit falschem Schimmer glänzen. Er geht in seiner edlen Aufrichtigkeit so weit, daß er dem Biron selbst in Beziehung auf Boyet, sagen läßt: der Mann picke Witz auf, wie Tauben die Erbsen, und gebe ihn wieder von sich, wenn's der Himmel will, er sei nur ein Hausirer des Witzes und habe keinen größern Markt für seine Waaren als Kirmsen und Jahrmärkte *). Bi-

*) This fellow pecks up wit, as pigeons peas;
And utters it again when God doth please:
He is wit's pedlar, and retails his wares
At wakes, and wassels, meetings, markets, fairs;
And we that sell by gross, the Lord doth know
Have not the grace to grace it with such show etc.
(Act. V., Sc. 2.)

Die ganze stolze Bußpredigt möchte wohl als Motto gelten für eine beträchtliche Menge von Menschen, die nicht Witz haben, weil der Witz sie hat.

von selbst aber mit seiner höhern Gesellschaft handelt schon mehr en gros mit Witz, doch kann auch hier jener falsche Schimmer nicht ausbleiben, weil sie doch nun einmal immer auf der Lauer stehen müssen, jene Waare zu erhandeln und zu verhandeln. Der Dichter selbst weiß das sehr wohl und erläßt ihnen keine Strafe, und wir werden sein Stück nie verstehen, wenn wir es nicht bis in die Tiefe verfolgen, und so dürfen wir denn auch zum Schluß die Behauptung wagen, daß in dieser „Liebesmühe umsonst" selbst eine Mühe zu lieben sichtbar ist, die wenigstens für's erste kein andres Ergebniß haben kann als das vom Dichter geschilderte. Um so mehr aber ist zu bedauern, daß das Gegenstück: „Der Liebe Mühe hat gewonnen", welches bereits in diesem Werk genannt wurde (Th. I., S. 300), verloren gegangen ist.

Endlich glaube ich diesen ganzen Aufsatz nicht besser begränzen zu können, als durch die Erinnerung, daß abermals Deutsche es waren, welche zuerst den Werth von Love's labour lost einsahen, und zwar Goethe, schon als Jüngling, nebst der trefflichen Schaar, die sich im Anfange der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts um ihn versammelte. Er hat darüber selbst eine höchst willkommne ausführliche Nachricht gegeben. (S. Goethe's Werke, Band XIX., S. 75 ff.)

XXXI.

Troilus und Cressida.

§. 1.

Wenn die gedruckten Urtheile vieler gefeierter Kritiker einen Maßstab gäben auch für die Urtheile des Volkes, das bekanntlich seine Ansichten nicht drucken läßt, so dürfte man unumwunden sagen, daß dieses Schauspiel fast zweihundert Jahre hindurch ununterbrochen völlig misverstanden worden sey; doch habe ich eine viel zu gute Meinung von dem natürlichen Verstande des Volks, als daß ich glauben sollte, es hätte durchgängig jene Misverständnisse getheilt. Jene Kritiker fanden hier ein Stück, das gleich von vorn herein durch ein ihm eigenthümliches Geschick anzog. Es ist nämlich das Einzige, welches niemals aufgeführt worden ist, auch selbst auf Shakspeares eigener Bühne nicht; wohl aber hat er es im Jahr 1609 selbst drucken lassen, und sehr deutlich gezeigt, daß er einen nicht geringen Werth auf dasselbe

lege. Man schloß daraus, es möge wenigstens für die bühnebesuchenden Zeitgenossen nicht geeignet gewesen seyn, und da man diese für sehr roh ansah, so fühlte man sich geneigt, es schon um deswillen mit günstigen Augen zu betrachten. Was aber fanden nun diese günstigen Augen? Im Personenverzeichnisse lauter erhabene Heldennamen, an die man, so lange Griechisch und Lateinisch gelehrt und gelernt wird, in der frühen Knabenzeit sich schon gewöhnt. Hier waren die gelehrten Männer auf ihrem Gebiet, und konnten dem Dichter mit leichter Mühe auf die Finger sehen. Zwar bedauerten sie manche Auswüchse, doch fanden sie auch, er habe es im Ganzen recht gut gemacht, und ein Trauerspiel geliefert, das ein löbliches Zeugniß von seiner fortschreitenden Bildung in den reiferen Mannesjahren ablege.

§. 2.

Ein Trauerspiel aber mußte es seyn, denn wie mochte man glauben, daß sich irgend Jemand unterfangen könnte, mit den vor unendlicher Berühmtheit fast starr gewordenen Helden aus dem trojanischen Kriege Neckerei und Muthwillen zu treiben? Es kommen ferner Zweikämpfe und Schlachten vor, wobei es nicht an Todten fehlen kann, von denen uns ohnehin Agamemnon selbst eine zweckdienliche kleine Liste giebt (Act. V., Sc. 5), und zum Ueberflusse wird noch gar der Kronprinz von Troja selbst auf der Bühne niedergestochen.

Außerdem aber kommen in diesem Stücke so viel herrliche und weise Reden vor, so gewaltige Leidenschaften, so wunderbare Charaktere, daß man mitten im Tragischen zu seyn glaubte, und diesmal auch, freigebiger als sonst, dem Dichter Lob spendete für so manche lehrreiche Reden, die er den Helden in den Mund legt. Die Charaktere des Thersites und Pandarus konnten die Kritiker nicht irre machen, da man längst daran gewöhnt war, daß der geniale Dichter die Erhabenheit fast nie isolirt giebt, sondern mit Witz und Schalkheit versetzt. Auch ist ja die Schilderung der beiden zuletzt genannten Personen so überaus kurzweilig gerathen, daß man sie sich wohl gefallen lassen konnte. So blieb denn — mit Beseitigung einiger allzufreien Stellen — fast kein anderer Tadel übrig, als der Mangel an politischer Gerechtigkeit, denn leider komme die schlimmgesinnte Cressida ohne reelle Strafe ab. Diesen Uebelstand schaffte indessen der vielgeschäftige Dryden hinweg, der bereits im Jahr 1679 einen verbesserten Troilus herausgab, in welchem, außer unzählbaren neuen Schönheiten, durch die der arme Shakspeare bereichert werden soll, auch der Dolch der tragischen Muse ungleich beherzter und munterer gehandhabt wird, denn Cressida ersticht sich selbst, Troilus ersticht den Diomedes und Achill ersticht den Troilus. Warum aber bleibt es nur bei diesen drei Leichen *),

---

*) Da man nicht belesener scheinen soll, als man ist, so gestehe

die Dryden dem bereits von Shakspeare getödteten Hektor zugesellte? warum wird nicht vor allen Dingen Achill erstochen? Ihm möchte man für den begonnenen Meuchelmord wohl etwas Uebles gönnen. Warum bleibt Pandarus am Leben, der doch die eigentliche Wurzel des Unglücks ist? Warum läßt man den Giftgeschwollenen Thersites frei herumlaufen, da die paar Schläge, die ihm Ajax ertheilt, nicht genug fruchten? Auch könnte man weiter fragen: Warum kündigen die griechischen Könige dem Agamemnon als einem untüchtigen Menschen nicht den Gehorsam auf? Warum erklären sie nicht unumwunden, sie seyen es müde, die Sache des abgeschmackten Menelaus weiter zu verfechten? u. s. w. u. s. w. Es scheint, Alles dieses dürfe nicht fehlen, wenn die poetische Gerechtigkeit im weitesten Sinne vollführt werden sollte.

§. 3.

Lassen wir aber auch das Tragische fallen, und nehmen wir das Stück im gewöhnlichen Sinne bloß als ein ernstes und feierliches Drama, so sind wir dadurch

---

ich, daß ich das Drydensche Werk nicht genau kenne, doch ist die bloße Notiz, welche Eschenburg davon giebt, für meinen Zweck hinreichend. Unmöglich kann sie nach einer nähern Bekanntschaft mit dem ganzen Drama lüstern machen, und man möchte gern glauben, das demselben ertheilte Lob sey nur satyrisch gemeint.

um nichts gebessert, denn auf diesem Standpuncte erheben sich nicht minder Klagen gegen den Dichter. Da heißt es denn, wie schade sey es doch, daß Shakspeare die Ilias nicht kannte, oder doch wenigstens nicht in der Ursprache studirt hatte, daß er sich nur an die Ritterromane vom trojanischen Kriege halten mußte, die ihre Quelle im Dares Phrygius haben, daß er Chaucer benutzte, der doch wieder nur aus den trübsten Quellen schöpfte, u. s. w. Hier aber waltet ein historischer und ästhetischer Irrthum dicht neben einander. Shakspeare schrieb seinen Troilus ohne Zweifel in seinen spätern Lebensjahren, wo vermuthlich schon die ganze Ilias von Chapman übersetzt vorhanden war; gewiß aber der größte Theil derselben, die bekanntlich auch in einzelnen Gesängen mitgetheilt wurde (in den Jahren 1581, 1596, 1598, 1600). — Das war für einen Dichter wie Shakspeare völlig genug, um Homer kennen zu lernen. Der zweite Irrthum aber besteht eben in der Voraussetzung, als habe er aus dem Gemisch von Homer und Chaucer u. s. w. ein ernstes Drama verfassen wollen. Hätte er diese Absicht gehabt, so wären ihm nicht bloß einzelne Charaktere, Scenen und Stellen misglückt, sondern das ganze Werk wäre von der ersten bis zur letzten Zeile ein schreiender Misgriff zu nennen. Wer aber heißt die Kritiker, als sey es unumgänglich, hier an baaren und trockenen Ernst zu denken? Auch der schülerhafteste Poet würde bei der Ab-

sicht den Agamemnon, Achilles u. s. w. in hergebrachter Würde zu schildern, ganz andre Farben aufgetragen haben, die ja wohl auch Shakspearen zu Gebote standen; aber er hat sie nun einmal durchweg verschmäht, und die Sache auf eigne Weise verarbeitet. — Dieses Allereinfachste anzuerkennen, wurden jedoch die früheren Kritiker verhindert, hauptsächlich durch zwei verschiedene Irrthümer, oder, wenn das Wort erlaubt ist, geistige Befangenheiten.

§. 4.

Zuvörderst schien es ihnen kaum denkbar, daß irgend jemand den Frevel begehen könne, gegen die geheiligten Personen der Ilias Scherz und Muthwillen loszulassen; und wie viel Verwegenheit sie auch Shakspearen zutrauen mochten; ein solches Uebermaß trauten sie ihm doch nicht zu. Hatte er also jene Helden nicht recht homerisch geschildert, so war nur seine Unwissenheit im Spiele, die man diesmal mit besonderer Herzlichkeit bedauerte. — — Die zweite fast noch traurigere Befangenheit bestand in einer sehr armen und engen Ansicht von dem Wesen des Witzes und der Satyre überhaupt. Wenn man auch späterhin bei einigen geistreichen Humoristen, z. B. bei Sterne, wohl leiden mochte, daß er einige hemmende Schranken durchbrach, so galt doch im Allgemeinen nur die directe Satyre, deren Hauptwesen bekanntlich darin bestehen sollte, daß man mit ernsthaf-

ter Miene rühmt, was man eigentlich tadeln will, und umgekehrt. Bei den deutschen Kritikern war diese Ansicht am lähmendsten, und sie erkannten fast gar keine andre Form der Satyre, als die bei Liskow und Rabener zu findende, z. B. „über die Vortrefflichkeit der schlechten Scribenten." Bei einem solchen Titel ging ihnen schon das Herz auf, und sie durften hoffen, den schalkhaften Mann zu verstehen, wenn sie nur immer, was leicht genug ist, das Gegentheil nahmen von dem, was der Autor mit scheinbarem Ernst als wahr vorträgt. Da nun von einer solchen Satyre bei Shakspeare nie die Rede ist, nnd vollends im Troilus gar nicht, so fiel es ihnen nicht ein, daß der Dichter wohl als Dichter ganz andre Ansichten haben möchte, und sie blieben über das Wesen des Stückes völlig im Dunkeln.

§. 5.

Sind wir nun aber dahin gelangt, hier Satyre und Ironie zu vermuthen, so fragen wir gewöhnlich, „auf was sie gerichtet sey?" — und W. Schlegel antwortet: „auf die Krone aller Heldensagen, den trojanischen Krieg. Die Verächtlichkeit seiner Ursache, die Schläfrigkeit und Uneinigkeit, womit er geführt worden, so daß die Belagerung Troja's zehn Jahre dauern konnte, werden durch die herrlichen Beschreibungen, die weisen und sinnreichen Sprüche, wovon Alles überfließt, und durch die hohe Einbildung der Helden von sich selbst und von einander (?)

nur in ein desto helleres Licht gesetzt." u. s. w. Weiter unten sagt er, es möge sich niemand ängstigen, als sey hiedurch ein großer Frevel an dem ehrwürdigen Homer begangen, denn nicht die Ilias habe Shakspeare vor Augen gehabt, sondern die Ritterromane vom trojanischen Kriege, u. s. w. — — Das klingt nun Alles recht gut und ist auch gut, und wir wollen es stets als Verdienst anrechnen, daß wir doch endlich einmal gedruckt zu lesen bekamen, was ohne Zweifel schon früher viele Tausende gesagt und gedacht hatten. Dennoch gestehe ich, daß es mir nicht genügend scheint. Auch Homer, so groß er ist, ist doch immer nur ein Einzelner, und der trojanische Krieg, so zauberisch er auch vor unsern Augen steht, ist doch mit allen seinen großen Gestalten gleichfalls nur eine einzelne Begebenheit, und ich kann nicht glauben, daß ein Dichter, wie Shakspeare, sich mit einer Parodie oder Travestie dieser Gegenstände befriedigt gefühlt habe.

§. 6.

Da indessen das Wesen des Dichters, so lange er schafft, in der Vereinigung der bewußten und bewußtlosen Thätigkeit beruht, so ist es wohl möglich, daß Shakspeare selbst beim Schreiben, besonders im Anfange, auf eine solche Parodie hingezielt habe *). Gar bald aber

*) Cervantes, in dessen kraftreicher Seele, wie es wohl menschlich ist, sich auch einige Tropfen von Bitterkeit befanden, hat, wie es scheint, seinen unübertrefflichen Don Quixote wirklich

erweiterte sich seine Ansicht, und der Genius bildete ein Werk, das die besagte Parodie nur als einen Faden benutzt, um daran das Größere zu knüpfen, als einen Boden, auf welchem er ein ganz neues Gebäude aufführt, aus welchem gar wunderbare Stimmen ertönen, die weder auf Homer noch auf den trojanischen Krieg allein hindeuten. Und so wage ich denn zu behaupten, daß dieses Werk nichts Geringeres sey, als eine große Ironie auf die gesammte Menschenschwäche, auf die ganze Welt und auf deren gewöhnlichen Lauf. Dieser Agamemnon, dieser Achill u. s. w., sind nicht todt, sondern leben und zwar in allen Ländern, bis auf den heutigen Tag, und — mit Beseitigung ihrer äußerlichen Verhältnisse — werden sie auch wohl wandeln, bis an den jüngsten Tag. — Sollte ich ein Motto wählen für dieses Stück, um auf dasselbe mit einemmale das rechte Licht fallen zu lassen, so wäre es Falstaffs unsterbliche Entschuldigung für seine Rekruten: „Pah! pah! gut genug zum Aufspießen; Futter für Pulver; sie füllen eine Grube so gut wie bessere; hem Freund! sterbliche Menschen! sterbliche Menschen!" (S. Heinrich IV., Th. I. Act. IV, Sc. 2.) Jene Rekruten zogen freilich

---

mit dem Vorsatze angefangen, eine heitere erschöpfende Satyre gegen die Ritterromane zu verfassen. Wie viel mehr aber hat er erreicht! ein unschätzbares, nie veraltendes Kunstwerk, dessen tiefere Beziehungen über alle Satyre hinaus gehen.

in armseligen Kleidern, blaß und mager einher; und was Shakspeare hier angeworben hat, tritt in der glänzendsten Tracht auf, wohl beleibt und stolzierend, aber es läuft am Ende doch so ziemlich auf eins hinaus.

§. 7.

Betrachten wir jetzt die einzelnen Charaktere. — Troilus ist einer der seltsamsten Romanhelden, der sich von seiner geschäftigen Phantasie überreden läßt, seine Liebe, die nicht viel mehr ist, als eine heftige sinnliche Neigung, für etwas höchst Stattliches und Besonderes zu halten. Eine farbig blühende, aber weiche und asiatische Beredtsamkeit kommt ihm zu Hülfe, das Feuer stets frisch zu erhalten, aber schwerlich würde es dauernd seyn, wenn nicht die unerwartete Trennung den Prinzen von neuem aufregte. Als er endlich den gänzlichen Unwerth seiner Cressida erfährt, verbraucht er seine Kraft zu den wortreichsten Drohungen, die er auch am Tage darauf in der Schlacht fortsetzt; doch bleiben die verheißenen Thaten aus. So täuscht er sich über seine Liebe und seinen Heldenmuth, ja er täuscht sich über sein ganzes Wesen. Es ist ein sehr geistreicher Zug des Dichters, daß dieser Jüngling, der eben an verworrener bunter Ueberfülle im Gemüth leidet, und Alles, was er zu fühlen meint, erst in tausend Fetzen zerreißt, dennoch fest überzeugt ist, er sey ein ungemein einfacher, schlichter, naiver Knabe, und eben deshalb werde er so oft ge=

täuscht. Er, der nie Thaten hat, sondern nur Worte, sagt dennoch: „Keine versprochene That soll vor der Ausführung gerühmt werden, wir wollen das Verdienst nicht vor der Geburt taufen, und wenn es geboren ist, so soll es keinen prahlerischen Namen bekommen. Aechte Treue braucht wenig Worte u. s. w." (Act. III., Sc. 2.) Bald darauf: „Ich bin so wahr, wie die Wahrheit selbst, und einfacher, als die Wahrheit bei einem Kinde ist." Ferner: „ich treu? das ist ja eben meine Schwäche. Andre gewinnen ihren Ruhm mit List, ich fange mit reiner Wahrheit nur gewöhnlichen Beifall u. s. w." „Einfach und wahr zu seyn, ist mein höchstes Ziel" (Act. III., Sc. 4.) — Nicht minder ergötzlich ist der ungeheuere Wortschaum, den er, als er gesehen hat, wie Cressida ihn betrügt, ausströmen läßt. Ulyß, der ihn belehren will, er könne unmöglich das Alles fühlen, was er sage, wird von dem beschränkten Jüngling nicht verstanden. Endlich wird die maßlose Ungebärdigkeit des Jünglings dem kalten Manne zu viel, aber er wirft nur die Bemerkung hin, daß sein Schreien ihm Horcher werde auf den Hals ziehen und der feurige Prinz hemmt mit einem Male seine laute Beredtsamkeit, und läßt sich in aller Stille nach Troja zurückbegleiten, wo er gesicherter schelten kann.

§. 8.

Auch Cressida scheint sich anfangs über ihre Neigung für Troilus zu täuschen, und es mag ihr wohl zu-

weilen vorkommen, als erfülle dieser schöne und wohlredende Prinz ihr ganzes viel und Vieles begehrende Herz. Da es ihr indessen an aller Tiefe fehlt, so wird die Trennung von ihm leicht überstanden. Sich irgend einem ächten Schmerz im Gemüth zu überlassen, ist ihr unmöglich, weil sie keins hat. Auch ist sie eine so talentvolle Sünderin, daß sie in jeder Situation mit schnellem Blick die Gelegenheit zu süßen und romantischen Vergehungen erspäht. Mit welcher lockenden Zierlichkeit benimmt sie sich bei der ersten Begrüßung der griechischen Helden; und wie sehr sie auch in der Kußscene den Kuß entweiht; doch bleibt ihr immer noch äußere Grazie. Aber der edle Dichter hat nie vergessen, daß selbst der witzigsten Sündhaftigkeit doch immer aller Gehalt und Poesie fehlt. Daher die schneidende aber gerechte Bitterkeit, mit der der kluge Ulyß Cressiden schildert und ihren Kuß verschmäht, daher endlich die Uebermacht des fast rohen Diomedes über sie, eine Gewalt, der sie bei allen Künsten der Koketterie und der Laune nicht widerstehen kann. Es mag ihr nicht entgehen, welch ein Abstand sey zwischen dem derben Griechen und dem zarten Troerprinzen, und dennoch muß sie folgen, weil in ihrem seichten Herzen die Kraft des Widerstandes viel zu gering ist.

Dennoch ziehen in den ersten Scenen zwischen ihr und Troilus einige wahrhaft rührende Anklänge hindurch, die sogar an die duftende Frühlingsnacht im Romeo erin-

nern können. Auch eine unsittliche Leidenschaft, sobald sie nur das Herz ganz erfüllt, oder auch so lange sie sich nur für vollständig hält, kann des Rührenden nicht ganz entbehren, doch nimmt die spätere Nüchternheit die gehörige Rache dafür.

§. 9.

Steht es nun also mit den sogenannten Helden des Stücks, wie mag es mit den andern bewandt seyn! — Der alte Priamus gleicht etwa gewissen Bildern vom Könige Salomon auf Tapeten aus dem siebzehnten Jahrhundert. Er ist nichts als alt, und wieder alt, ihm machen die sämmtlichen Verhandlungen über Krieg und Frieden Langeweile, er sehnt sich nach dem Ruhebett und erregt halb Lachen halb Mitleiden, wenn ihn die Damen am frühen Morgen herbei schleppen, um den feurigen Hektor durch Bitten von der Schlacht zurückzuhalten. Daß er nichts ausrichtet, versteht sich von selbst, denn das ist eben der Inhalt seines ganzen Lebens, nie etwas auszurichten.

Mit der Hekuba hat uns Shakspeare verschont, und wir müssen ihn deshalb loben. Wie trefflich sie sich auch ausnimmt in der Rede des Schauspielers im Hamlet als „schlotterichte" Königin (mabled queen); wandeln sehen dürfen wir sie nicht in dieser Schlottrichkeit, weil dadurch ein Misgefühl ganz gegen die Absicht des Dichters entstehen würde. Das bezeichnende Wort ist ohne

Tadel; aber eine daher fließende Handlung würde nicht zu ertragen seyn. Selbst in einem durch und durch ironischen Stücke darf der Dichter die Gränzen der Künste und die ewigen Gesetze des Anständigen nicht vergessen.

§. 10.

Paris gehört zu der schlimmsten Classe von Verbrechern, die, weit entfernt zu ahnen, daß sie einen Frevel begangen haben, die ganze Sache, wie eine That guter Ordnung betrachten. Was er gewann: Helena selbst hat für ihn längst den Reiz der Neuheit verloren und es kommt ihm deshalb unbegreiflich vor, daß er dafür büßen soll. Dennoch ist sie ihm noch immer erträglich angenehm, und da sich täglich viel tausend Hände für und gegen sie bewaffnen, so wird er auch täglich an sie erinnert. So hat er denn auch noch eine Art von gelassener ehemännischer Zärtlichkeit für sie gerettet. Helena selbst scheint am Hofe des Priamus eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen; auch sie thut, als sey eben nichts Besonderes vorgefallen, und es kann unmöglich in ihrem flachen Herzen Reue entstehen, weil sich dieselbe nun einmal nicht mit der Flachheit verträgt. Sie ermuntert den, wie es scheint, nicht eben geistreichen Hof durch ein bischen Witz und gute Laune, und wenn die Quellen der Unterhaltung für den Augenblick versiegen wollen, so muß selbst die Zahl der unreif weichen Härchen an Troilus Kinn ihr Stoff verleihen, worüber die ergötzba-

ren Leute in ein unendliches Gelächter gerathen. Die ganze Person hat etwas Bequemes und anständig Ordinaires: die beste Partie, die sie ergreifen konnte, indem man nunmehr kaum dazu gelangen kann, einer solchen lustigkühlen Dame die Vergehung der Leidenschaft vorzurücken.

Auch Aeneas, auf dessen Heldenthümlichkeit nun einmal ein Fluch zu lasten scheint, so daß selbst Virgil uns nicht zwingen kann, daran zu glauben, hat sich mit Erfolg auf die Mittelmäßigkeit gelegt. Der ganze Krieg ist ihm lästig, er sieht, wie mich dünkt, vornehm und unzufrieden aus, und will auch weiter nichts vorstellen. Nur soll man, dünkt mich gleichfalls, ihn zuweilen fragen, warum er misvergnügt sey, worauf er dann eine Antwort giebt, nach welcher er wieder munter aussehen kann. Am andern Tage wiederholt er das Spiel, und es ist eben das Kurzweilige dabei, daß es ihm nie langweilig wird.

Deiphobus, Helenus, Antenor sind bloße Schatten, werden jedoch durch Pandarus mit wenigen Worten charakterisirt. Nur bei dem übrigen Volk und den mindern Kriegern macht er es sich bequem und erklärt sie unbedenklich für Esel, Narren, Lümmel, Kleie und Suppe nach der Mahlzeit *).

---

*) Asses, fools, dolts! Chaff and bran, chaff and bran! Porridge after meat! (Act. I., Sc. 2.) Im Geiste dieses Stücks muß das troische wie das griechische Volk mit

§. 10.

Desto hervorstechender ist Hektor, dessen Liebenswürdigkeit — von Homer für alle Zeiten hingezaubert — auch auf Shakspeares Gemüth einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint, daß er für ihn eine höhere und auserlesenere Ironie bereitet hat. Er ist unter allen Troern der verständigste, und sieht sehr wohl ein, daß man am besten thun würde, eine so geringhaltige Dame wie Helena den bittenden Griechen wieder auszuliefern, da es doch nicht wider die Ehre läuft, ein begangenes Unrecht, in so weit es möglich ist, wieder gut zu machen. Leider aber ist auch er in der Gesellschaft seiner Brüder schon ein wenig indolent geworden, und so giebt er auch seine bessere Ansicht wieder auf. Es ist recht ritterlich, daß er, um die Schläfrigkeit der Kriegführung einmal zu unterbrechen, irgend einen griechischen König zum Einzelkampfe fordert, auch ist die Zierlichkeit und Höflichkeit, mit der er seinen Feinden begegnet, ganz in der Form altspanischer Ritterschaft. Leider aber kommt er bald darauf gar zu sehr in das Reden hinein, und seine Wohlgezogenheit und Artigkeit empfängt einen süßlich faden Beischmack. Die Rolle, die er bei dem Zweikampf spielt, ist nicht ohne Zweideutigkeit. Er, der an-

---

solchen Bezeichnungen vorlieb nehmen, weil ja der ganze Krieg um ein Paar verbuhlter Leute willen geführt wird, für die Niemand sich interessiren kann.

muthig schlanke, und, bei aller Tapferkeit, wohlduftende Prinz, scheint auch auf einen edlen, fein=tapfern Gegner gerechnet zu haben, und nun stellt man ihm einen Koloß mit Riesenbeinen, den ungeschlachten, fast möcht' ich sagen: nur thierisch=tapfern Ajax hin. Fechten muß er freilich, weil er herausgefordert hat, aber er thut es ungern, so daß auch Troilus ihm mit Recht zuruft: „Hektor, Du schläfst!" *)

§. 11.

Es ist ein großes Glück, daß ihm nach dem ersten Gange einfällt, Ajax sey seines Vaters Schwestersohn, weshalb ein fernerer ernsterer Kampf mit ihm dem Herkommen zuwiderlaufe. Auch die Redekunst kommt ihm noch zur rechten Zeit zu Hülfe, um das natürliche Lächeln der Griechen über den so plötzlich abgebrochenen Zwei=

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier wenigstens in einer Anmerkung zu erwähnen, daß Dryden, der, wie gesagt, das ganze Stück und auch das Verhältniß der beiden Brüder höchst ernsthaft nahm, eine nach seiner Manier überaus beredte und rührende Versöhnungsscene zwischen Troilus und Hektor hinzugedichtet hat, wofür er nicht wenig gepriesen worden ist. Zwar giebt man zu, daß sie der Scene zwischen Cassius und Brutus gänzlich nachgeahmt sey, doch habe das nichts auf sich, und sie sey wahrhaftig wunderschön. — Schade nur, daß sie durchaus überflüssig und ungehörig folglich höchst lästig seyn muß. Oder ist etwa das Rührende, selbst das Gestohlene, immer schön?

kampf zu vermeiden, und er versichert, wenn sich nur nicht die verwünschte Blutsverwandtschaft über den ganzen Körper des ungeschlachten Vetters verbreite, und könne man nur angeben, welche Wange, welcher Schenkel und welche Hand bei ihm griechisch, und welche troisch sey, so würde man ganz andere Thaten von ihm gesehen haben. Der kamelartige Ajax versteht freilich von allen diesen asiatisch-ritterlichen, höflich-grausamen Reden sehr wenig, indessen ist doch für ihn die Aussicht auf den Schmaus reizender als auf den Kampf, und so giebt er sich zufrieden.

Ist es aber diesmal zu nichts gekommen, so kommt es dafür am andern Tage wirklich zu etwas. Diesmal hat Hektor allerdings Lust zu fechten, und wie auch Priamus und Andromache bitten und Kassandra weissagen möge, er beginnt die Schlacht, erkämpft einen herrlichen Sieg, tödtet auserlesene Helden, und unter ihnen den Patroklus. Jetzt aber kommt ihm der tragisch-neckende Genius des Stückes, der auch sein eigner geworden ist, von neuem in die Quere. Dem Prinzen fällt mit einem Male ein, er habe nun genug gethan, und, obwohl die Schlacht noch fortbraust, will er nicht mehr fechten. Er legt den Helm und die Waffen ab, um sich desto gemüthlicher in das grüne Gras zu strecken, und wird so als ein armer Wehrloser vom Achill erschlagen.

§. 12.

Die troischen Frauen sind als Einzeln-Personen mit einfachem Ernst geschildert, und die Ironie wird nur durch das Verhältniß hervorgebracht, in welches der Dichter sie gestellt hat. Eine gutmüthige, mäßig vernünftige, aber nicht sehr interessante Frau, wie diese Andromache, kann dem übergenialen Hektor wenig helfen. Sie bittet, er widersteht, und wenn sie fortfährt, so ersucht er sie zu schweigen, mit dem Zusatze, sie möge ihn nicht in die Verlegenheit bringen, ihr etwas Unhöfliches zu sagen; eine Bemerkung, die freilich schon die Unhöflichkeit selbst ist *).

Unvergleichbar tiefer gedacht, und in ihrer Einfachheit von größter Wirksamkeit ist Kassandra, und gleich ihr erstes Auftreten in der vor lauter Rathschlägen rathlosen Versammlung, mit den Worten: „Weint, Troer, weint, gebt mir zehntausend Augen, und ich will sie alle mit prophetischen Thränen füllen!“ verkündet ganz die

*) Um so trefflicher ist es und der ganzen Richtung des Stücks gemäß, daß Hektor früherhin durch einen Zweikampf hat darthun wollen, er habe ein Weib, das klüger, reizender und treuer sey als irgend eins, das je ein Grieche in seine Arme geschlossen habe. So etwas bei Trompetenschall durch die friedlichen Läger hindurch rufen zu lassen, nimmt sich gewiß gut aus, die häuslichen Unarten, die er sich gegen das gepriesene Ideal erlaubt, können in diesem Drama sehr wohl damit bestehen, müssen aber freilich nicht mit ausgerufen werden.

aus ächter Heroenzeit stammende unglückliche Seherin, für die es keine Gegenwart mehr giebt um der Zukunft willen, die deutlich vor ihr liegt. — Wie aber muß uns zu Muthe werden, wenn wir uns diese Tiefsinnige unter so vielen seichten, sich selbst täuschenden und phantastischen Personen denken! Daß sie nichts ausrichtet, versteht sich sogleich von vorn herein, denn der Flache ist mit seiner witzelnden Flachheit ein Zufriedener und zeigt sich nie so übermüthig, als wenn ihm der Tiefsinn in der Gestalt der Schwermuth entgegentritt. Hektor versteht sie recht wohl; allein es gehört zu seinem Charakter, nie der bessern Ueberzeugung zu folgen, sondern sich der Stimmenmehrheit hinzugeben, was ihm hiebei leicht wird, da ihm der Krieg als Krieg schon Vergnügen macht.

§. 13.

Um aber die ganze confuse troische Haushaltung noch viel confuser zu machen und ihr die Krone aufzusetzen, hat der Dichter sie außerdem mit einem höchst originellen Wesen beschenkt, das in steter unverdrossener Thätigkeit durch die unheiligen Hallen hüpft. Dieser Pandarus ist in seiner Jugend ein lockerer, verbuhlter, schlimmer Gesell gewesen, und jetzt, da er alt geworden, aber noch rührig und witzig geblieben ist, labt er sich nicht nur zu Zeiten in der Erinnerung an die früher genossenen sündhaften Freuden, sondern lebt und webt auch noch ganz in ihnen. Weil er die gesammte Ju-

gend beiderlei Geschlechts für eben so geartet hält als er sich geartet fühlt, so ist er gutmüthig genug, ihnen überall bequeme Wege zu bahnen, damit die lieben Kinder keine Zeit verlieren. Selbst der erste troische Minister hat schwerlich so viel zu thun, als er sich mit wahrer Uneigennützigkeit und Herzenslust zu thun macht. Vielleicht sieht er sogar selbst ein, daß es bei den meisten jungen Leuten gar keiner Gelegenheitsmacherei bedarf, und daß besonders ein Paar wie Troilus und Cressida seine Hülfe nicht braucht; allein er kann es nun einmal nicht lassen. Er liebt die freie Kunst des Kuppelns um ihrer selbst willen; er achtet nicht die Gichtschmerzen, mit denen ihn die Natur und der Dichter beschenkten, wenn es darauf ankommt, den Liebesleuten etwas zuzutragen, und für sie als Bote zu laufen, er erwartet auch keinen besondern Dank, sondern ist schon zufrieden, wenn er sie gelegentlich einmal necken kann, daß sie eben so lüstern und schlimm seyen, wie er selber. Es kann nicht fehlen, daß er auf diese Weise durchaus verächtlich werde; allein, sobald man ihn sieht und sprechen hört, erläßt man sich — für's erste wenigstens — dies Gefühl, und begnügt sich, über das possierliche Wesen — gleichsam eine Mischung von Affen und Bock — zu lachen.

§. 14.

Ueberhaupt ist es eine wunderliche Sache um einen

lasterhaften Greis und sündhaften alten Mann, und man kann, dünkt mich, selbst diese schrecklichen Worte kaum ohne tragisches Lachen aussprechen. Das Alter soll nun einmal — eine innere Stimme, die wohl alle Menschen theilen, will es so haben — nichts Andres seyn als gut und fromm, heiter und freundlich, oder ernst erhaben, mit Einem Worte „ehrwürdig," und finden sich in dieser Rechnung bedeutende sittliche Brüche, so wird in uns ein Widerwille wach, den in dieser Art kein junger Mensch erregen kann, weil wir für ihn noch mehr Hoffnung retten können. Ein solcher alter Sünder ist wie ein ununterbrochen wiederholter schlechter Witz, wie ein mislungener, doch stets nach dem Gelingen strebender Sarkasmus gegen die Natur und Menschenwürde, er gewährt einen gräulichen Anblick für unsre Seele, und es ist deshalb ein wahres Glück, daß doch auch im Leben jenes Lachen bei uns nicht ganz ausbleibt, das der Dichter hier so reichlich bietet.

Wie unstatthaft sind hier die Klagen über mangelnde poetische Gerechtigkeit! Diesmal erndtet Pandarus nicht bloß keinen Dank, sondern nichts als Herzeleid. Troilus, der in der Schlacht gegen Diomedes nichts hat ausrichten können (ja sogar sich von demselben sein Pferd hat rauben lassen), begnügt sich jetzt, dem Kuppler die einzige Bezahlung zu ertheilen, die er verdient; einige — Schläge, die nicht ausbleiben können, weil das Schicksal schlechthin will, daß dergleichen Strafe als tragi-

scher Hintergrund im Leben jedes Kupplers stehen soll. Entehrt war Pandarus freilich immer durch sich selbst; jetzt aber ist er es auch bei Hofe, und was will nun aus ihm werden, wenn jeder vornehmere Markt seinem witzig sündigen Treiben geschlossen wird? Oder verlangen etwa jene Kritiker durchaus Blut, und zwar selbst das des Pandarus, so könnte ein strenger Zweifler sie vielleicht durch die Frage stören, ob dieser Kuppler dergleichen auch habe. Viel möchte überhaupt nicht an ihm zu tödten seyn.

§. 15.

Solchen Troern nun stehen Griechen gegenüber, bei deren Schilderung wir uns kürzer fassen können, da sie zum Theil schon mit angedeutet wurde. Agamemnon, der König der Könige, ist ein Mann, der nichts weiter vermag, als: sehen, was sich eben begiebt, ohne sagen zu können, wie und warum sich wohl begeben möge, was sich begiebt. Ein gutes derbes Sprichwort erinnert an das lächerliche Staunen der Kuh vor einem neuen Thor; allein um sie zum Staunen zu bringen, muß doch immer ein neues Thor vorhanden seyn; dem Agamemnon aber scheint selbst das Alltäglichste neu. Er selbst, als Oberfeldherr, führt den Krieg sehr schläfrig, fragt aber seine königlichen Räthe mit Wehmuth, warum der Krieg wohl so schläfrig geführt werde, er selbst hat den Achill erzürnt, sieht auch, daß er zürne, dennoch

scheint es ihm neu zu seyn, als er zürnt. Er sieht, daß man weder seinen Befehl, noch die Befehle anderer Feldherrn sonderlich achtet, und daß überall Zwiespalt im Lager herrscht. Wenn man ihm aber sagt, daß es sich so verhalte, so staunt er über die Sache selbst und über den Scharfsinn, der so etwas auszusprechen vermag.

Diesen Scharfsinn hat Ulysses allerdings, doch um sich Bahn zu brechen, muß er erst mit einer Wolke von Redensarten den Anfang machen. Dem Agamemnon mit guter Manier zu beweisen, daß er ein untauglicher Kriegführer sey, muß er ihn zuvörderst einen „großen Feldherrn, den Nerven Griechenlands, das Herz aller Schaaren," u. s. w. nennen, und um das Factum der Insubordination, das Jedem in die Augen leuchtet, fest zu stellen, muß er weitläufige Gleichnisse vom Bienenstock und von den Planeten hernehmen. Ausgerichtet wird freilich auch nichts dadurch; aber es ist doch wenigstens ein Wort, das sich hören läßt, obwohl gegen einige Punkte in seiner Rede mit Grund Manches vorzubringen wäre. Ueberhaupt ist die ganze Klugheit des Ulysses nichts weiter als die Kunst sich selbst zu decken, und Andere vorzuschieben, was unter Leuten, die er alle übersieht und verachtet, ihm ziemlich leicht werden muß. Es gehört gewiß nur wenig Verstand dazu, die Persiflage zu ahnen, die z. B. in jenen schwülstigen Ehrentiteln liegt, mit denen er den Agamemnon überschüttet;

allein es ist ohne Gefahr zu wagen, denn dieser harmlose Mann nimmt Alles wie guten Ernst und baare Münze, befindet sich wohl dabei und läßt es zum Dank nicht an erwiedernden Lobeserhebungen fehlen. Es sind Rechenpfennige für das gewöhnliche Spiel des Lebens.

Ueberhaupt möchte ich auch von den übrigen Pseudoheroen dieses Stücks keinesweges behaupten, daß sie gegenseitig viel von einander halten, denn abgerechnet, daß sie wirklich nichts Hochachtungswürdiges bei den Andern wahrnehmen, haben sie auch nicht Kraft genug, sich das Talent der liebenden Anerkennung fremden Verdienstes zu erwerben.

§. 16.

Menelaus scheint nur vorhanden zu seyn, um über sein Unglück geneckt zu werden, denn er hat nun einmal leider jene schlimmste Gattung von Misgeschick, bei dessen Betrachtung sich das Mitleid mit Ekel und Lachen vermischt. In diesem Drama ist vollends kein Einziger, der eine so bequeme Gelegenheit witzig zu seyn, ungenutzt vorübergehen ließe. Uebrigens hat doch auch ein mit so vielem Griechen- und Troerblute geröthetes Horn allerdings etwas Tragisches, das, trotz aller Umhüllung mit Lächerlichem, seine Wirkung nicht verfehlen kann.

Von dem alten Nestor können wir nicht viel mehr sagen, als daß er — alt ist, und mittelmäßige Redensar-

ten noch immer ziemlich gut an einander zu reihen weiß. Dennoch könnten sanfte Herzen leicht zu einigem Respect für ihn gelangen, da das bloße schöne Wort: „ein Greis,“ von dem wir wissen, daß er drei Menschenalter sah, etwas Zauberisches hat. Damit aber ein solches, für dieses Drama unpassende Gefühl nicht aufkomme, so zeigt uns der Dichter auch bald, daß dieser alte Herr auch ein alter Geck ist: denn nur ein solcher kann sich, so wie er, um den Kuß einer Cressida bemühen.

Ajax der Telamonier, den schon die Ilias als breitschultrig, tapfer und ein wenig beschränkt schildert, ist hier vollends als des Kriegsgotts dummer Teufel und gespreizter Koloß gezeichnet worden, und seine Freunde bedienen sich seiner, wie etwa einer eisernen Thür, die man bequem vorschieben kann, wenn man selbst in Sicherheit bleiben will. Was er noch irgend an Seelenkraft hat, gebraucht er um zu prahlen; doch sind alle seine Gedanken gewissermaßen nur Fragmente von Gedanken, die er, wie etwa ein häßliches und bornirtes Kind, dem das Sprechen sauer wird, in dicken Brocken um sich wirft.

§. 17.

Von Diomedes wurde bereits oben gesagt, daß er in Vergleich mit Troilus roh zu nennen ist; allein wenn schon im Leben eine gewisse Derbheit, welche weiß, was sie will und überhaupt wenig Umstände macht, leicht zum

Ziele kommt, wie viel mehr muß dieses in Verhältnissen der Fall seyn, wie sie uns dieses Drama bietet. Während Troilus wirklich glaubt, eine Juno umarmt zu haben, ist er klug genug, in Cressiden nichts weiter als eine artige Wolkengestalt zu erkennen, und so bald sie sich als solche ertappt sieht, ist es auch mit ihren Künsten am Ende.

Am übelsten ist Achilles weggekommen, dessen bloßer Name von solchem Glanz umgeben ist, daß er vom Scheitel bis zur Ferse, wie einst in den Styx, jetzt in das schwarze Meer der Satyre getaucht werden mußte, damit von dem alten Schimmer nichts Störendes übrig bleibe. Dieser Achill hat das seltsame Glück, daß alle Welt glaubt, er sey überaus wichtig und tapfer, während kaum ein wahres Wort an dem Gerüchte ist. Er ist nichts weiter, als ein reicher, verzogener, übermüthiger Jüngling, der bloß in Launen lebt; müßiggängerisch umherschweift, stets um Kurzweil bemüht ist, und das Alles für sehr genialisch hält. Zum Fechten hat er keine Lust, aber man soll glauben, daß seine Trägheit auf einem großen Gedanken ruhe, während er sich nur an Patroklus Schmeichelreden und an Thersites witziger Grobheit ergötzt. Da ihn endlich des sogenannten Freundes Tod in's Feld ruft, fällt er mit allen seinen Myrmidonen über den waffenlosen Hektor her, schlägt ihn todt, oder läßt ihn todtschlagen, und bindet dann die Leiche an seinen Wagen, um sie zu mishandeln.

Patroklus wurde so eben als ein sogenannter Freund bezeichnet, denn zu einem wirklichen fehlt ihm nicht mehr als Alles. Wie beschränkt sein Verstand auch seyn möge; so viel hat er doch gewiß, um Achilles Unwerth einzusehen, wenn er nur ein einziges Mal recht nachdenken wollte; allein er gefällt sich nicht minder in jenem träumerisch-witzelnden Müßiggange, und ist recht wohl zufrieden, so gute Tage haben zu können. Er ist dabei niedrig genug, stets mit der zweiten Rolle in einem solchen Verhältniß vorlieb zu nehmen, so daß in dieser Hinsicht Achills Wagschaale vortheilhaft sinkt, doch erhebt jenen wieder sein rühmlicher Tod durch Hektors Hand weit über den Myrmidonenfürsten, der gewissermaßen weder zu leben noch zu sterben werth ist, und sich schwerlich ein Gewissen daraus machen wird, ein Meuchelmörder zu seyn. Uebrigens ist auch jener Tod des Patroklus von dem Dichter, der wohl wußte, daß hier für die Rührung kein Raum seyn dürfe, nur ganz obenhin, zeitungsmäßig referirt worden, so daß wir kaum Muße haben für ein kühles „Schade um den Mann!" Wirklich ist auch nur sehr wenig an ihm verloren, und wenn wir vollends dem Thersites glauben wollen, der über das ganze Freundschaftsverhältniß sehr bedenkliche Reden führt, so möchte er schwerlich verdienen, von Hektors Hand zu fallen.

§. 18.

Dieser Thersites ist für das griechische Lager, was Pandarus für den trojischen Hof, obwohl sich sonst zwischen beiden Personen ein großer Unterschied findet. Pandarus ist ein alberner, witzelnder, geschniegelter, höflicher und zuthulicher Sünder, den es in der tiefsten Seele kitzelt, daß andre Leute auch nichts taugen, Thersites ein spitziger, scharfkantiger, giftiger und unsittlicher Brummer, dem die ganze Welt fatal ist, weil er in ihr nichts entdeckt als lauter Widerwärtigkeit und Schändlichkeit*). Leider aber kann er auch sich selbst nicht schätzen, denn er ist der ärgsten einer und es fehlt ihm nur an Macht seinen üblen Willen durchzusetzen. Ueber diese Ohnmacht

*) W. v. Schlegel sagt mit Recht, Achill habe sich als eine seiner würdige Gesellschaft den Thersites zum Lustigmacher gewählt; man könnte jedoch, scheint mir, nicht mit minderm Recht behaupten, daß Thersites sich den Achill zum Narren ausgesucht habe, da er doch wenigstens besser mit sich reden läßt, als der kameelartige Ajax. Zwar nennt Achill, der vom Helden nichts weiter hat als den Titel, den Thersites einmal sehr ergötzlich seinen „Käse," sein „Verdauungspulver" (my cheese, my digestion, Act. II., Sc. 3), aber wir sehen doch auch überall, daß er im Witzkampfe mit diesem stachlichen Menschen den Kürzern zieht. Außerdem ist Thersites keineswegs ein privilegirter Narr, sondern ein Narr auf eigne Hand, und wir sollen die Satyre nicht allein bei ihm suchen, sondern im ganzen Stück. Ueberhaupt hat Shakspeare niemals eine einzelne Person allein zum Geschäftsträger des Witzes gemacht, obgleich freilich — jede Akademie, auch eine humoristische, ihren Präsidenten haben muß.

zürnt er am meisten, und in der That ist auch seine Lage schlimm genug, denn welch eine Fülle von schneidenden Sarkasmen ihm auch zu Gebote stehen möge, man achtet ihrer nicht, und so oft er es zu arg macht, findet sich ein leichtes Mittel, ihn zur Ruhe zu bringen: — Schläge. Er ist so erbärmlich, daß er, die Jämmerlichkeit seines Lebens einsehend, dennoch sein Leben ängstlich liebt, und um es aus Hektors großmüthigen Händen zu retten, sich selbst mit wahrer Aufrichtigkeit und Beredtsamkeit einen armen schmähsüchtigen Lump nennt („I am a rascal, a scurvy railing Knave,| a very filthy rogue"). (Act. V., Sc. 4.) Das Mittel hilft, denn wie möchte sich Hektor mit einem Solchen gemein machen? Dadurch ermuntert, wählt er bei dem gleichfalls gefährlichen Bastard des Priamus (Margarelon) eine andre, bequem cordiale Manier, und auch diese rettet ihn.

§. 19.

Das Merkwürdigste an Thersites ist seine ungemeine Kenntniß jeder Unsittlichkeit und Unwürdigkeit, und das Talent, sie an Andern, mögen sie sich auch stellen wie sie wollen, schnell zu erkennen. Da er in sich selbst nichts gewahr wird als Feigheit, Verdrießlichkeit und ohnmächtigen Zorn, so gereicht ihm jenes Talent nur zur Qual, und doch kann er nicht lassen, es stets zu üben. Er weiß genau, wie untüchtig Agamemnon, wie unbedeutend Menelaus, wie albern grob Ajax, wie übermüthig

und gehaltlos Achilles, wie unselbstständig schmeichlerisch Patroklus u. s. w. sey, ärgert sich täglich darüber satt und übersatt, findet aber in sich selbst noch Schlimmeres. Ganz vorzüglich durchschaut er die lüsterne Sinnlichkeit und geheime Lasterhaftigkeit der Cressida und des Diomedes, so wie die wortreiche, von ächtem Muth entblößte Phantasterei der Leidenschaft bei Troilus; aber in völligem Gegensatze zu Pandarus, der ein wahres Behagen hat an diesen glänzenden Sündern, verzehrt er sich darüber in unnützer Wuth. — Dabei fühlt er recht wohl, daß ihm, dem Häßlichen, nur die Gelegenheit und die äußere Bildung fehle, um mit noch größerer Virtuosität zu sündigen wie jene. Jetzt, stets belauernd und erspähend, bereitet er sich selbst nur Herzeleid, das ihn bald aufreiben würde, wenn ihm nicht die assa foetida seines Alles verhöhnenden Witzes mit stets erneuter momentaner Kraft erfüllte.

§. 20.

Erwägen wir dies Alles, so kann hier unmöglich von einem Trauerspiel im reinen Sinne des Worts die Rede seyn, wohl aber von einer ungeheuern komisch-tragischen Satyre, für die Hamlet das Motto wählen würde:

> Pfui pfui drüber! 's ist ein wüster Garten,
> Der auf in Samen schießt, verworfnes Unkraut
> Erfüllt ihn gänzlich u. s. w.

Nur darf der Kritiker, obwohl er den Hamlet ganz verstehen soll, kein Hamlet seyn, sondern er möge von einer sichern lichten Höhe herab in jenen Garten hinein schauen, und die Scenen, die in demselben aufgeführt werden, mit sinnigem Ernst und heiterer Ueberlegenheit betrachten. Das kostet freilich, aber lohnt auch Mühe, so daß bald — von keiner Mühe mehr die Rede ist.

Endlich möchte ich noch den Leser bitten, den Troilus etwa auf eine ähnliche Weise zu genießen, wie wir Goethe's unschätzbares „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" genießen, denn trotz aller auch dem blödesten Auge auffallenden Verschiedenheit beider Werke, ist doch ihre Richtung einander nicht unähnlich. Mit denen, die sich nur an dem einzelnen Zigeunerhauptmann und Zigeunerburschen, dem Doctor, dem Zitherspielbuben, dem Marionettenspieler u. s. w. ergötzen, läßt sich darüber freilich nicht ersprießlich reden, sondern allein mit denen, die das Ganze auffassen. Erinnern wir uns nur an den Schluß jenes bunten Festes: „Sie kommen doch wieder morgen?" — „Weiß nicht, man hat an einmal satt." — „Jeder Tag seine eigene Plage hat." — „Orgelum Orgelei, Dudeldum Dei." — —

Das sind scheinbar sehr harmlose Reden, und in der Seele unsers geliebtesten deutschen Dichters war auch die Harmlosigkeit, aber der tragische Ernst und der tragische Schauder, den sie doch auch hervorrufen,

konnte ohne Zweifel ihm nicht fremd seyn, wie er es uns nicht ist.

Und nun vollends unser William Shakspeare! Wie oft liegt bei ihm jene muthwillige, überschwenglich witzige Scherzhaftigkeit dicht neben jenem tragischen Schauder!

XXXII.

Cymbelin,

König von Britannien.

§. 1.

Da die Erzählungen des Boccaccio von jeher als classisch betrachtet, und, wenn auch nicht immer studirt, doch um des melodischen Styls willen viel gelesen worden sind, so war es leicht aufzufinden, daß Shakspeare einen Theil des Stoffs zu diesem Schauspiel aus dem Decamerone des berühmten Italieners entlehnt habe. Die Geschichte ist bekannt und werde deshalb hier nur kurz angedeutet. Eine Gesellschaft von italienischen Kaufleuten, die durch ihre Geschäfte nach Paris geführt worden sind, unterhält sich bei Tisch über ihre daheim gelassenen Frauen. Diese stehen bei ihren Männern in einem solchen Miscredit, daß sie jeden beliebigen Treubruch im voraus ahnen und — verzeihen; leider aber auch das Wiedervergeltungsrecht zu üben beschließen. Nur ein Ein=

ziger, Bernabo aus Genua, „welche Stadt wegen ihrer treuen Frauen berühmt ist,“ stimmt nicht in das widerliche Concert, und schildert seine Frau als schön, redlich und jeder Verführung gewachsen. Durch dieses Lob reizt er einen gewissen Ambrogiuolo, den frechsten der Gesellschaft, eine große Wette anzubieten, daß ihm, wenn er nur Zutritt gewinnen könne, die gerühmte Frau nicht widerstehen werde. Man wird einig, Ambrogiuolo reist nach Genua, sieht die Schöne, bekommt aber sogleich einen solchen Respect für ihre Tugend, daß er keine Verführung, sondern nur List anzuwenden wagt. Es wird ihm durch eine bestochene Hülfsperson möglich, in einem Kasten verborgen in das Schlafzimmer der reizenden Donna Zinevra zu gelangen; Nachts schleicht er aus dem Versteck an das Bette, betrachtet die Umgebungen genau, raubt einige der Dame zugehörende Kostbarkeiten und entdeckt auch noch zum Ueberfluß ein Maal an ihrer linken Brust: — ein unangenehm wirkender Gedanke, welchen der Dichter durch goldgelbes Haar, mit dem das Maal umwachsen ist, hat verhüllen wollen.

§. 2.

Durch solche Zeichen wird Bernabo betrogen, der nun in Verzweiflung einen Diener absendet, welcher die Unschuldige unterwegs ermorden soll. (Man vergleiche die Geschichte der heiligen Genoveva.) Dieser wird jedoch weichherzig gemacht, und noch einmal sehen wir den Ver=

nabo durch eine falsche Nachricht — von dem Morde seiner Gattin — getäuscht. Sie hat sich durch Bitten gerettet, muß aber fliehen und nach einigen romantischen Abenteuern treffen die Schuldigen und Unschuldigen in Alexandrien zusammen, wo endlich eine Wiederfindung und Aufdeckung sämmtlicher Irrthümer und Frevel zu Stande kommt, worüber wir uns bereitwillig freuen würden, wenn nicht dabei der Sultan von Aegypten das große Richteramt verwaltete, was wir ihm, dem mit herkömmlichem Orientalismus ausgestatteten Manne, nicht gönnen. Hat ihm aber das Judiciren Mühe gemacht, so weiß er sich dafür auch zu belohnen, indem er den Ambrogiuolo entkleidet und mit Honig bestrichen an einen Pfahl binden läßt, damit er langsam an den Strahlen der Sonne verdorrend sterbe: ein Schauspiel, das vermuthlich nur ihm, aber keinem europäischen Leser Vergnügen macht. — Ob Bernabo und seine tugendhafte Gemahlin in der Nähe des Pfahls der Execution bequem zusehen, wissen wir nicht; daß sie aber reichlich beschenkt nach Hause fahren, ist gewiß *).

§. 3.

Denken wir uns diese Geschichte mit manchen hier übergangenen Abenteuern verziert und in dem blühend-

---

*) Daß die belle et vertueuse Euryant de Savoye gleichfalls als Quelle des Cymbelin betrachtet worden, ist bekannt genug,

sten Styl vorgetragen, so kann uns das Glück nicht wundern, das sie gemacht hat; aber für das Drama ist sie nicht geeignet. Die frechen Ansichten der italienischen Kaufleute von weiblicher Tugend würden, da sie leider auch ziemlich trocken und ohne muthwilligen Witz vorgetragen werden, auf der Bühne ein doppeltes Misgefühl erregen, und Bernabo's Gegenrede könnte die unangenehme Empfindung nicht ganz aufheben, denn sie ist in sich selbst unzureichend. Wir wollen es ihm eben nicht übel nehmen, daß er in Gesellschaft dieser widrigen Gesellen speiset, da es allerdings Tage giebt, an denen das Leben einer Postreise gleicht, auf der wir die Gesellschaft nicht nach unserm Gutbefinden wählen können, sondern vorlieb nehmen müssen. Fallen aber dann Gespräche vor, wie die angedeuteten, so ist es am bequemsten, verachtend zu schweigen; am besten aber wohl, mit kurzen eindringlichen Worten die entschiedenste Misbilligung zu zeigen. Lassen wir uns weiter ein, so erreichen wir nichts als wachsendes Misgefühl, oder werden wohl gar für einige Zeit aus unsrer Klarheit in ein trübes Element gerissen, das tiefer verschlingende Wirbel hegt, als wir wohl in stolzer Ruhe oder in edelm Zorn anfangs ahnen. Bernabo läßt sich so weit ein, daß der Versucher gereizt

da in neueren Zeiten Friedrich Schlegel und Helmina von Chezy jene anziehende altfranzösische Novelle, die wir früherhin nur durch Tressan's bibliothèque des Romans verunstaltet kannten, zugänglich gemacht haben.

wird. Er wettet über etwas, das über alle Wetten erhaben ist, und zeigt sich hinterher als einen leichtgläubigen Thoren. So dürfen wir ihn nennen, denn was ist ihm begegnet, das ihm die Ruhe des Geistes, so wie die Gerechtigkeit und Billigkeit auch nur für einen Augenblick hätte rauben können? Er kennt seit Jahren seine Frau als sittlich-treu, und der Ehestand in seiner Aechtheit ist etwas so Heilig-Heiteres, Vollendet-Vertrauliches, daß man — nach Jahren der Erfahrung — ohne wahnsinnig zu seyn, schlechthin an keinen Irrthum glauben kann, der, jedesmal Sünde, selbst in der bloßen Freundschaft kaum entschuldigt werden mag. Bernabo gleicht einem hitzigen Fechter, der im Vertrauen auf seine gute Sache (die er selbst aber bald nur zu einer halbguten macht) übermüthig den Kampf beginnt, doch nach dem ersten Gange schon Athem und Glauben verlierend die Waffen wegwirft.

Was er ferner Blutiges beschließt, ist vollends unstatthaft, denn wenn auch überhaupt Keinem erlaubt ist, das Todesurtheil in eigner Sache zu sprechen, so mag doch ein solcher Frevel in höheren glänzenden Verhältnissen mitunter reinfurchtbar und tragisch wirken. In engbürgerlichen Verhältnissen aber, z. B. bei diesem italienischen Kaufmann, fällt uns unwillkürlich die Polizei und Gensd'armerie ein, die einen solchen machtlosen Sünder schon wird zu fassen wissen, wo dann im Hintergrunde nichts weiter stehen kann, als das Hochgericht.

§. 4.

Bei Shakspeare ist Alles umgestaltet: Grund und Boden, äußerliche Beziehung und innerer Charakter. Wir haben hier keine Privatpersonen vor uns, sondern werden augenblicklich eingeführt in fürstliche Verhältnisse. Cymbelin, Sohn des Tenantius, ein altbritischer König zur Zeit des August, hat aus der ersten Ehe eine einzige Tochter, Imogen; späterhin aber, zum Wittwer geworden, vermählt er sich mit einer Wittwe, die ihm aus ihrer ersten Ehe einen bereits erwachsenen Sohn zubrachte. Diese Königin, deren Name fehlt, fühlt sich trotz aller ihrer bösen Künste unsicher auf dem neuen Thron, und um sich fester zu setzen, betreibt sie eifrig eine Verbindung ihres Kloten mit Imogen. Diese verwirft ihn mit Abscheu, und es wird bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie bereits heimlich verheirathet sey mit Posthumus, einem Edelmann von den glänzendsten Eigenschaften, doch ohne Vermögen, über den jetzt der König das Verbannungsurtheil ausgesprochen. Hier beginnt das Stück. Mit ruhiger Ausführlichkeit erzählen sich zwei wohlgesinnte Lords, was sich früher in Beziehung auf die Hauptpersonen zugetragen, und mit ernster Beredtsamkeit werden die Tugenden gerühmt, die Posthumus als Mensch, als Krieger und im Staate überhaupt gezeigt hat, während Imogen durch das kurze aber gewichtige Wort: „ihre Wahl allein zeige schon hinlänglich, welch ein Mann er seyn müsse," den Preis erhält. Der Dichter darf

vertrauen, daß eine solche Beschreibung eindringlich genug sey, um unsre Gedanken sodann auch noch auf zwei Söhne des Königs zu lenken, die in ihrer frühesten Kindheit, bereits vor einigen zwanzig Jahren, geraubt worden sind. Daß ein solcher Vorfall sich zugetragen habe, muß ohne Zweifel befremden; doch hat der Dichter auch auf diese Befremdung gerechnet, indem er den zweiten Edelmann selbst verwundert ausrufen läßt, „es sey doch etwas Unerhörtes, daß man eines Königs Kinder so entführen konnte, und daß man sie so nachlässig hütete," worauf der erste Redner mit Gelassenheit erwiedert, es sey freilich sonderbar, und, wenn man wolle, auch lächerlich, dennoch habe es mit der Sache seine vollkommene Richtigkeit. Warum sollte es auch in der Welt nicht zuweilen etwas sehr Sonderbares und Lächerliches geben? und auch das Gewöhnlichste ist doch einmal unerhört gewesen, als es sich zum ersten Mal ereignete. Durch diese naive Ansicht wird schon die Befremdung gemildert, und wir erwarten mit Ruhe, daß sich diese Verhältnisse im weitern Verlauf deutlicher entwickeln werden. — So einfach führt uns der Dichter in sein Werk.

§. 5.

Jetzt erscheinen die Helden des Stücks, Posthumus und Imogen, um Abschied von einander zu nehmen, leider aber auch in der Gesellschaft ihres bösen Dämons, jener anonymen Königin. Sie ist eine solche Stiefmut-

ter, wie sie uns in vielen alten rührenden Kindermärchen aller Nationen geschildert wird. Hart und grausam gegen das ächte schöne Kind aus der frühern Ehe des Gemahls, thöricht und fast zauberhaft verlieb in ihren eigenen Wechselbalg, stets in Intriguen lebend und auch das abscheulichste Mittel für ihren Zweck nicht scheuend, wie sie denn z. B. das Studium der Pflanzenkunde mit großem Eifer treibt, um auf eigne Hand Gifttränke bereiten zu können, im Gegensatze des guten Paters Lorenzo im Romeo, der nur Schlaf und Heilung hervorbringen will. Den König, ihren jetzigen Gemahl, beherrscht sie gänzlich, denn ihre Worte weiß sie zu wählen, und ihre Tücke und natürlichen Mienen verbirgt sie so gut es gehen will; aber Imogens reines und kluges Frauenauge hat ihre Bösartigkeit längst durchschaut. Jetzt verläßt sie die Liebenden auf einige Minuten, theils wohl aus Verstellung, um Imogen zu täuschen und zur Dankbarkeit zu reizen; theils aber auch aus wirklichem, wenn auch nur momentanem Mitleid, weil doch nun einmal auch der frevelhafteste Charakter sich nicht wohl ohne einzelne menschlichere Momente behelfen kann. — Was dem Dichter selbst: Trennung der Liebenden, Verbannung u. s. w. sey, wie er dabei so ganz mitfühle und wie er diesen Schmerzen die herrlichsten eindringlichsten Worte leihe, darüber ist in dieser Schrift schon geredet worden, und ich möchte fast sagen, daß Shakspeare es nicht vermocht haben würde, die Lie-

beyden zu trennen, ohne ihnen die schmerzlichste Wonne des Abschieds zu gönnen. Und welch ein Abschied ist dieser! hier sind nicht bloß Liebende, hier ist ein Ehepaar, dessen Gefühl, Anschauung und ganzes Leben durch das heiligste und süßeste Verhältniß zu neuem Adel erhoben und bewährt worden ist. — Wer nicht das einfachgroße, göttlich-belehrende Wort erfaßt hat, daß durch die wahre Ehe zwei Personen in der That und Wahrheit Eins werden, und daß was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden soll, wird auch diese Scene und die ganze Natur der Verbindung nicht fassen, wie sie der Dichter uns dargestellt hat.

§. 6.

Und unter welchen Verhältnissen wird dieser Abschied genommen! Zwar sagt man wohl, der Abreisende sey wenigstens fürs erste glücklicher als der Zurückbleibende, weil er durch größere Thätigkeit zerstreut werde; hier aber möchte man den Posthumus unglücklicher schätzen, weil er für seine Gattin nichts mehr thun kann — (den ewigen Schmerz zu leiden ausgenommen) — indem sie jetzt Alles allein bestehen, abwehren oder dulden muß. In welcher Lage läßt er sie zurück? Bei einem Könige, der, mit beschränktem Geist, so ganz das innere Gleichgewicht verloren hat, daß er in ungemäßigter Wuth selbst noch die kurzen Minuten des Abschiedes durch Schimpfwörter und Drohungen verbittert, worauf der

edle Unterthan nur Segnungen erwiedert. Bei einem Fürsten, der in die Netze der Gattin dergestalt verstrickt ist, daß er selbst noch gegen die Tochter, welcher er Alles geraubt hat, in demselben Tone fortfährt; denn da er ganz Unrecht hat, was kann er jetzt anders thun als verworren toben und gelegentlich verhöhnen? Er läßt sie zurück, umlagert von den Tücken einer Königin, die, wenn wir mit unsrer Phantasie bei ihr ein wenig verweilen, uns wohl gar wie mit Geierskrallen und Basiliskenblicken versehen, erscheinen kann, unter den Bewerbungen eines halbverrückten rohen Misgeschöpfs, über den wir Leser freilich herzlich lachen können; nicht aber Imogen, die sehr ernst bedenken muß, daß doch nun einmal der kronprinzliche Purpurmantel den Kaliban umgiebt, und Vater und Mutter die Verbindung fordern. Dennoch trübt bis jetzt kein Argwohn Posthumus Seele. Er hat nur das eine Leiden in dem Gefühl, daß sie doppelt leiden müsse.

In dieser Verletztheit kommt er zu seinem Gastfreund nach Rom, wo er nicht bloß diesen, sondern auch einen guten Bekannten desselben, Jachimo, antrifft, der ihn durch frostig giftige Bemerkungen über die Treulosigkeit des weiblichen Geschlechts reizt, und zu einer ähnlichen Wette veranlaßt, wie wir sie bei dem Boccaccio gefunden haben.

§. 7.

Schon einmal hatte Posthumus in Paris einen ähn-

lichen Streit gehabt, und ihn im ritterlichen Styl mit dem Degen ausfechten wollen; doch war durch das Zureden mäßig gesinnter Freunde die Sache noch gütlich beigelegt worden, da freilich das Schwerdt nicht entscheiden kann über die Richtigkeit eines Gedankens. Wie ihm nun damals ein Franzose mit einigen widrigen Zweifeln gegenüber trat, so hier ein Italiener mit dem vollständigsten Unglauben. Und in welchem Momente begegnet ihm so Verhaßtes? Noch vor Kurzem der glücklichste Mann auf Erden, dünkt er sich jetzt der unglücklichste. Er hat Alles verloren; nur Eines nicht, das allein ihn aufrecht hält: den Glauben an Liebe und Treue, ohne den das Leben ohnehin nicht des Athemholens werth ist. Hier durfte er nicht schweigen, und sein Unrecht geht erst an, als er sich zu jener Wette überreden läßt, die einzugehen, ihn nichts in der Welt hätte vermögen sollen. Folgen wir ihm nun in Gedanken durch die Zeit des Wartens auf die Nachricht, (das Lähmendste für den Mann), so begreifen wir zwar, daß er durch den zurückkehrenden Jachimo wirklich getäuscht werden konnte, doch ist die Sünde seines Mistrauens lediglich durch seine verfinsternde Lage zu erklären, und durch nichts zu rechtfertigen. Ich zweifle nicht, daß manche Leser dies Urtheil zu hart finden und meinen werden, was Jachimo mitbringe und zu erzählen wisse, könne wohl selbst den besten Vertrauenden zum Ungläubigen machen. Ohne Zweifel jeden, der sich

für einen Vertrauenden hält, weil er in den Tagen guter Ordnung keine Gelegenheit zum Argwohn bekommt. So übel steht es freilich mit Posthumus nicht, allein auch sein Glaube an die Liebe und Treue, so stark er auch sonst seyn möge, ist doch nicht vollständig, und nur diese Vollständigkeit könnte ihn retten. Die Menschen lassen sich mit Recht nicht die kleinste mathematische Wahrheit rauben, und niemand würde sich entschließen, jemals anzunehmen, daß zweimal zwei fünf sey, selbst wenn es ihm eine ganze Universität einreden wollte. Ja selbst bei bloßen sinnlichen Wahrnehmungen beharren sie in erhabener Ruhe, daß z. B. die Feder wirklich eine Feder, und das Dintenfaß, worein man sie tunkt, in der That und Wahrheit ein Dintenfaß sey. Hier kämpfen sie siegreich, wenn es seyn müßte, gegen eine halbe Welt, und lassen sich nicht irre machen. Wenn aber ein Jachimo, den man bereits als tückisch anerkannt hat, von London zurückkommt, mit einer Menge von Scheinbeweisen, so ist es vorbei mit dem Vertrauen, und Imogen, in welcher der Gatte das höchste Muster von anmuthiger Tugend, reiner Liebe und Treue längst erschaut hat, kann doch recht gut mit einem Male das verächtlichste Geschöpf geworden seyn, wie man etwa plötzlich krank werden und sterben kann! — In solchem Jammer leben die Menschen, welche nur ein Halbes- oder Zweidrittel-Vertrauen erschwingen, und dabei meinen, es sey ein ächtes. Selbst das verworrene Glück, dessen

sie zuweilen genießen, kann ihnen in jedem Augenblicke geraubt werden.

§. 8.

Unser Dichter scheint dieselbe Ansicht gehabt zu haben, denn er läßt dem Mistrauen augenblicklich die entsetzlichste Strafe auf dem Fuße folgen. Nicht willkürlich, sondern weil es die Natur so haben will, daß der Argwohn in der Liebe, bis zu einem gewissen Grade gesteigert, bald eine gänzliche Vergiftung der Phantasie und sinnlichen Ahnung erzeugt. Es ist furchtbar zu schaun, wie dieser sonst so reine, blühende Posthumus immer tiefer in Verworrenheit sinkt, und eine Beute von Vorstellungen wird, die eine Zeit lang als heitere Bildung, und das ganze Schönheitsgefühl in ihm antasten müssen *), weshalb wir uns kaum mehr wun-

---

*) Wer fühlt sich nicht von Schauder ergriffen, wenn er aus einem bis dahin noch unentweihten Munde Worte vernehmen muß, wie folgende, die ich aus Schonung für die Leserinnen nicht übersetzen mag:

— — — — — O all the devils! —
This yellow Jachimo, in an hour, — was't not? —
Or less, — at first: perchance he spook not; but
Like a full-acorn'd boar, a German one,
Cried O h! and mounted u. s. w.

Zu solchen gräulichen Phantasien kann herabsinken, wer Glauben und Vertrauen verlor, denn wenn diese zusammenstürzen, fällt alles Schöne mit. Den Anblick dieses Zerfalls durfte uns der Dichter nicht erlassen.

dern, daß er gleich darauf Richter in seiner eigenen Sache seyn will, und ohne Imogen auch nur eine Vertheidigung zu verstatten, sogleich zu Mordplanen schreitet.

Dieser fieberhafte Zustand dauert bis zu der Zeit, wo ihm die scheinbaren Beweise überbracht werden, daß die Geliebte auf seinen Befehl den Tod gefunden habe: dann erst folgt die Reue über das eigenmächtig angemaßte Richteramt. Daß sie unschuldig seyn könne, ahnet er auch jetzt noch nicht, sondern er dankt nur den Göttern, daß die geliebte Frau durch einen schnellen Tod von der Bahn des Lasters gerissen sey. Ihre früheren Tugenden überwiegen ja so weit ihre spätere Sünde, daß die Vergebung für die Götter leicht ist, die sie nun unter sich aufgenommen haben. Seine eigene Sünde erkennt er jetzt wenigstens zur Hälfte, und gern will er auf immer unglücklich seyn, da Imogen durch den Tod gerettet ist. Sein Leben hat für immer Blüthe und Farbe verloren; aber er will es nicht aufgeben wie ein gewöhnlicher Selbstmörder, der es wegwirft wie eine Last, sondern als wackerer Kriegsmann, der es theuer verkauft, er will die höchste Tapferkeit zeigen, und doch keinen Ruhm dafür ernten, sondern in der ärmsten Tracht nur wie ein Unbekannter für Britannien fechtend sterben. Hat er doch dem edlen Lande seine Königin genommen, was kann er büßend jetzt weniger für dasselbe thun?

§. 9.

Wie es aber wohl nicht selten sich zuträgt, daß der Tapferste, der den Tod sucht, ihn nicht findet, so auch hier. Er, nebst noch zwei andern Jünglingen, in denen niemand die geraubten Königskinder ahnt, rettet dem Könige Krone und Reich, auch begegnet ihm Jachimo, den er besiegt und entwaffnet, aber am Leben läßt. Er will keine Rache mehr, sondern nur sterben, und da das mislungen ist, so wendet er sich nun zu den geschlagenen Römern, nicht um in ihren Reihen zu fechten, sondern nur um sich den Briten gefangen zu geben, damit diese, die er durch Imogens Tod beleidigt hat, an ihm das Gleiche thun mögen. Es geht nach seinem Wunsche, und wir sehen ihn bald im Gefängnisse mit einer Freudigkeit den Tod erwarten, die ihn uns wieder von neuem näher bringt. Es dünkt ihn die höchste Glückseligkeit, wenn die Götter sein Leben für Imogens Opfer annehmen. Ist sein Leben auch nicht so theuer als das geopferte, so ist es doch auch von den Göttern gekommen. Die Liebe für die Gattin ist wie die zu einer Heiligen geworden, und mit rührender Demuth wagt er nicht einmal zu ihr zu reden, selbst in den Kerkermauern nicht. „O, Imogen, ich will schweigend mit Dir reden," spricht er leise, indem er sich zum Schlummer neigt. Ein lebenvoller Traum kommt über ihn. Die Schatten seiner Eltern und Brüder erscheinen klagend, daß sie so früh hingerafft

worden sind; aber Jupiter selbst, umgeben von den Zeichen seiner höchsten Macht, läßt sich herab, zürnend zu schelten, dann zu erklären, und endlich tröstende Entwicklung zu versprechen. — Wir ahnen, daß von diesem so tiefgebeugten Jüngling noch einst Großes zu hoffen sey.

§. 10.

Der Traum erhebt und erquickt ihn; aber das Räthsel seines Lebens bleibt ungelöst, so wie der Wunsch zu sterben unerschütterlich. — Wir sind längst gewöhnt, erhabene Helden, in Kerker eingeschlossen, dem Publicum vorsagen oder vorsingen zu hören, daß ihnen der Gang zum Tode ziemlich angenehm vorkomme. Was sey es denn auch so Sonderliches um das Sterben? man schlafe eben sanft ein, komme schnell aus der wilden, argen Welt weg, u. s. w. — Mir sind, ich gestehe es, dergleichen Dramen- und Operncharaktere immer ein wenig verdächtig vorgekommen, als verließen sie sich auf ihren guten Freund, den Dichter, der es doch nicht wird zum Schlimmsten kommen lassen, weshalb sie auch leichtes Spiel haben, und mit Ruhe das Publicum durch majestätische Reden erbauen können. Ganz anders steht es mit Posthumus. Ihm glauben wir völlig, daß kein sehnlicherer Wunsch in ihm ist, als durch den Tod die Lösung eines verfinsterten Lebens zu finden. Ihm begegnet jetzt die schwerste Prüfung in der Person des Kerkermeisters, der ihm mit witziger Gemeinheit beizu-

bringen sucht, daß es doch ein schlimmes Ding um den Tod, und noch dazu unter Henkershänden sey. Der „Galgen" wird dabei nicht selten und frischweg genannt, denn es galt ja eben die Untersuchung, ob der feste Wille selbst auch das widrigste Phantasiebild, das ein Fremder ihr aufdrängt, rasch besiegen könne.

§. 11.

Der Kerkermeister geht noch weiter, und äußert seine Bedenklichkeit über die Zukunft, welche jenseit des Galgens blüht, unumwunden; doch danken wir dem Dichter, daß er ihn nicht ausführlicher darüber zu Worte kommen läßt. — Es ist bekanntlich nichts leichter, als mit einseitigem Verstande und eisigem Witz die schönste aller Hoffnungen der Menschheit, d. h. die Hoffnung selbst anzugreifen, denn so bald der mit Witz und Verstand begabte Erdkloß sich bloß als solcher fühlt und als solcher geltend macht, muß er allerdings nicht bloß zweifeln, sondern verzweifelnd überzeugt seyn, er sey nicht unsterblich. Posthumus, der durch Liebe und Reue geadelte, hält indessen auch diesen Sturm leicht aus, und mit jener stolzen Kürze, welche durch kräftige Gewißheit im Gemüth erzeugt wird, beseitigt er, was für ihn gar keine Geltung mehr hat. Es giebt einen Standpunkt, auf welchem ein Zweifel, wie die gewöhnliche Welt ihrer tausende hat, kaum noch das Gehör berührt, und selbst dem bloßen Verstande nur seicht und flach

erscheint, weil wir (auf jenem Standpunkte) bereits gar viele unendlich höhere Zweifel, wie sie die Welt gar nicht kennt, mit Gottes Hülfe besiegt haben. — Der Kerkermeister selbst bekommt einen ihm ganz neuen Respect, und versichert, er habe noch keinen so unverzagt gesehen, es sey, als wolle dieser kühne Gefangene einen „Galgen heirathen, um eine Schaar von jungen Galgenchen in die Welt zu setzen.“

So gereinigt und zum Tode bereit kann Posthumus auch wieder — leben. Wir sahen seine Begnadigung vorher; und selbst seine Zukunft, nachdem er Imogen wieder gewonnen, liegt uns klar vor Augen. Er ist der völlig gereinigte Sünder, und die Wunden, die er sich selbst schlug, sind durch die Buße verklärt worden. Er kann hinfort wieder ruhig, glücklich und heiter seyn in Leben und Liebe. Der Himmel selbst hat dafür gesorgt, daß sein früheres ausgesonnenes Verbrechen nicht zur Ausführung gekommen ist, und so wird sein ganzes Leben hinfort ein ununterbrochener Dank seyn, gegen Gott, Imogen, und den treuen Diener Pisanio.

§. 12.

Mit welchem erfreuten Herzen wenden wir uns jetzt zu Imogen, deren Name bereits in dieser Schrift einige Male mit Liebe genannt worden ist, und wohl kann man, bei jahrelangem Umgang mit diesem Drama sich

dergestalt in ihren Charakter und das ganze Bild vertiefen, daß es schwer ist, sich in ihrer Schilderung auch nur entfernt genugzuthun. Wählen wir deshalb die einfachsten Worte. Sie ist ein ächtes Mädchen, d. h. ein solches, die ausgestattet von der Natur mit äußerer Schönheit und Reiz, in anmuthiger Tugend lebt, wie in ihrem eigentlichen Elemente, bei der die Tugend zur Schönheit geworden ist, und die Schönheit zur Tugend. Sie ist fein und zart gebildet, aber sie hat diese Bildung nicht auf Kosten ihrer Gesundheit und ihrer Nerven errungen, und wie ihr inneres Auge geschärft wurde, so auch das äußere. So fand sie die Liebe und ward durch sie von neuem erhöht, bis endlich das eheliche Verhältniß sie auf den Gipfel heiterer Klarheit führte. In sich selbst gesichert, kennt sie genau die Menschen, mit denen sie das Geschick zusammengeführt hat. Selbst im höchsten Schmerze über die Ungerechtigkeit ihres jetzt so schmählich verstrickten Vaters, fühlt sie dennoch nicht das gegen ihn, was man „Unwillen" oder Zorn nennen darf; wohl aber ein unendliches Bedauern, daß er so sinken konnte. Sie kennt die Stiefmutter, und muß ihre Sünden hassen; aber sie verweilt nie bei dieser Empfindung. Sie will nur sich gegen sie schützen. Mehr verlangt sie nicht und will und mag dann auch nicht weiter über ein solches Wesen nachdenken.

Der bloße Gedanke, von einem so widrigen Liebhaber umgeben zu seyn wie Cloten, könnte gar manche

zartnervige Dame krank machen; doch das Gefühl des Ekels ist dieser schönen Natur so fremd, daß sie den argen Freier nur abwehrt und abermals nichts weiter will als sich selbst schützen. Sie hat ihm längst unumwunden erklärt, daß sie, und wäre sie auch nicht verheirathet, ihn doch nicht lieben könne, und wie empörend auch seine immer fortwährenden Bewerbungen seyn mögen, so bleibt sie doch, so lange es irgend seyn kann, auch gegen ihn eben so fein und höflich als fest.

§. 13.

Da aber in der Welt Alles seine Grenze haben muß, so auch natürlich die untergeordnete Pflicht, die Formen der großen Welt auch in Beziehung auf die Rohen und Gemeinen zu achten. Die Sanftmuth wird Schwäche, sobald sie Unwürdiges, vielleicht aus Bequemlichkeit, duldet. Als deshalb Cloten mit unanständigen und ehrverletzenden Worten ihren Gatten schmäht, so tritt sie ihm entgegen, fast wie ein schöner zürnender Apoll, mit Pfeilen, die das Ziel niemals verfehlen. — „Wärst Du der Sohn Jupiters (versichert sie ihm mit der ganzen Ueberlegenheit ihrer höhern Würde) und nicht mehr als was Du außerdem bist, so wärst Du doch nicht würdig, meines Gatten Stallknecht zu seyn u. s. w." „Ihn kann kein größeres Unglück treffen, als wenn er von Dir nur genannt wird u. s. w." Dergleichen Reden sind freilich in den Conduitenbüchern gänzlich verboten;

keineswegeß aber in der Poesie, sobald sie an den rechten Ort gestellt werden, wofür diese schon die gehörige Sorge tragen wird. — Es war durchaus nothwendig, den witzlos schimpfenden *) Kaliban endlich einmal ganz in's Klare zu setzen, wie es eigentlich mit ihm stehe, da er nun einmal die feineren Formen, mit denen das Nein umgeben werden kann, nicht begreift. Reicht auch diese Bemerkung nicht hin, um Imogens flammende Zornesberedtsamkeit zu rechtfertigen, so fassen wir eine höhere Idee und zwar folgende: Die Frau hat, seitdem sie liebte und sich der Ehe hingab (die wir nicht obenhin als „heilig" bezeichnen) aufgehört als Einzelwesen zu existiren, sie opferte sich und empfing sich schöner zurück, denn das tiefste Leben ihres Gatten — der sich durch sie nicht minder erhöht hat — ist nun das ihrige geworden. Deshalb ist es ihr auch schlechthin unmöglich, dieses geheiligte Verhältniß in ihrem Gatten geschmähet zu sehen, denn sie lebt nur durch dasselbe. — Nicht an ihr ist es, sich vor Cloten zu fürchten, sondern an ihm, und da er zu beschränkt ist, um ihn auf gewöhn-

*) Er nennt den Posthumus einen armseligen Verworfenen, der durch Almosen groß geworden, und aufgefüttert sey von den Ueberbleibseln der Hoftafel, und — einmal im Zuge des pöbelhaften Witzes — einen Knecht, einen Livreibedienten, den Lakei eines Dorfjunkers, einen Tafeldecker, und setzt zum Ueberflusse hinzu: „ja nicht einmal so viel" (not so eminent. Act. II., Sc. 3).

lichem Wege Furcht zu lehren, so scheint es gar löblich, ihn in dieselbe hineinzuschrecken, wobei freilich der majestätische Donner nicht ausbleiben kann.

§. 14.

Aber eben sie, die so herrlich zürnen kann, ist auch voll der tiefsten Sanftmuth und zartesten Liebe. Sie ruft nicht, wie Helena in Ende gut, alles gut: „er ist fort, und nun ist Alles aus!" sie ist viel glücklicher und viel unglücklicher als jene. Sie hat das Höchste in der Wirklichkeit besessen und besitzt es jetzt nur in Gedanken. Das mag vielleicht der Freundschaft genügen; die Liebe aber verlangt Gegenwart. — Sie darf nicht wie jene ungebundene Jungfrau Alles aufs Spiel setzen, sie muß warten und dulden. Aber sie ist nicht feige in ihrem Schmerz, sondern hat den Muth, ihn ganz auszukosten.

Sie sendet seinen treuen Diener Pisanio, der nun der ihrige geworden ist, nach dem Hafen, um die Abreise des Gatten mit anzusehen, und wie genau er auch beschreibt: ihr ist er nie genau genug. Nicht eher hätte er wiederkehren sollen, als bis Posthumus auf dem absegelnden Schiffe vor seinem Blick so klein geworden wäre, wie eine Krähe oder noch kleiner. Sie hätte die Nerven ihrer Augen zerrissen, vor lauter Schauen nach ihm, bis er durch die Entfernung so klein, wie die Spitze einer Nadel geworden wäre, ihr Blick hätte ihn verfolgt, bis er von der Kleinheit einer Mücke, gestaltlos in Luft

zerronnen wäre, — und dann erst hätte sie ihr Auge weggewandt, um zu weinen und es auszuweinen. — Und wie Vieles hat sie beim Abschiede vergessen! Sie wollte ihm sagen, wie sie zu bestimmten Stunden mit gewissen Gedanken an ihn sich beschäftigen wollte. Sie wollte ihn bitten, um sechs Uhr morgens, um Mittag und um Mitternacht ihr mit seinen Gebeten zu begegnen: denn „um diese Zeit ist sie für ihn im Himmel.“— Nicht einmal den Abschiedskuß konnte sie ihm geben *), den sie zwischen zwei süße Worte stellen wollte, denn der Vater kam, und wie ein rauher Nordwind hemmte er stürmend alle Knospen in ihrem Wachsthum.

§. 15.

So köstliche Worte, die die Natur, die Liebe und der Schmerz selbst eingegeben zu haben scheinen, sind, wie leicht zu erachten, von jeher als trefflich anerkannt worden. Selbst Richardson, der sich vielleicht anderthalb Jahrzehnte als literarischer König von England ansah, und als solcher nur selten Lob spendete, kann nicht umhin, diesmal eine Ausnahme zu machen, und zeigt sich, in so weit es mit der Grandezza bestehen kann, gerührt genug über so liebenswürdigen Schmerz. Nur

*) Wie rührend wahr ist daher, als Pisanio erzählt, daß ihr Gatte noch auf dem Schiff ihr Tuch geschwenkt und geküßt habe, ihr: Senseless linen! Happier therein than I! Fühllose Leinwand! Glücklicher als ich!

der Doctor Warburton scheint anfangs nicht recht zur Mitempfindung gelangen zu können, denn ihn beunruhigen die räthselhaften zwei bezaubernden Worte (two charming words), zwischen welchen die Prinzessin den Kuß geben will. Allein dem redlichen Forschen gelingt viel, und so ist der fleißige Mann denn auch bald so glücklich, heraus zu bekommen, daß diese Worte nicht anders hätten lauten können als: „Adieu Posthumus!" — In der That, wäre der wackere, schwergelehrte Doctor nicht ohnehin längst unsterblich gewesen, so hätte er es doch in dem Augenblick werden müssen, als er diese kühne Bemerkung niederschrieb. Leider aber ist er damit nicht durchgedrungen. Steevens, der, wie es scheint, nicht gern selbst hat vor den Riß treten wollen, sagt, daß Herr Edwards darüber mit Recht gespottet und gemeint habe, Imogen müsse sich auf die Sprache der Liebe sehr wenig verstanden haben, wenn sie keinen zärtlichern Ausdruck für ihren Gatten habe auftreiben können, denn allerdings — (könnte man hinzusetzen) — stand der Name Posthumus selbst auf jedem Briefcouvert, das an den interessanten Edelmann gerichtet war. Vergeblich aber sehen sich die gründlichen Leser nach einer nähern Auskunft durch Edwards um, der, nachdem er des Doctors gespottet, ohne weitere Belehrung triumphirend von dannen geht. Es scheint deshalb, wir werden uns wohl mit der ganzen Sache gedulden müssen, bis wir einmal Shakspearen und dessen liebste Tochter Imogen selbst

fragen können, was sie eigentlich gemeint habe; — wenn wir uns nicht mit der Antwort begnügen wollen, die jedes rein fühlende Herz selbst giebt.

§. 16.

Folgen wir der Prinzessin weiter auf ihrer Laufbahn, so finden wir überall die schönste Verschmelzung von Anmuth und Würde. Wie reinweiblich ist ihr Benehmen gegen den anfänglich so kunstreich täuschenden Jachimo! — Richardson freut sich über die Natürlichkeit, mit der die sie anwandelnde Eifersucht geschildert sey; meines Erachtens aber ist kaum eine leise Spur von jener Leidenschaft bei ihr zu bemerken. Ein Mann, den Posthumus ihr als seinen Freund empfohlen, und der deshalb glaubwürdig scheint, bringt ihr die seltsamsten Nachrichten: — ihr Gatte, der selbst in Britannien bei noch ungestörtem Glück nicht selten sehr nachdenklich und „traurig" gewesen war, „ohne recht zu wissen, weshalb" (ein Zug, der über ihn ein volles Licht verbreitet), soll jetzt mit einem Mal sich auf die wunderlichste Weise verändert haben. Imogen fragt so herzlich nach seiner Gesundheit, und wünscht so innig, daß er auch heiter seyn möge, — der reinste Beweis von der ächten Liebe, die nicht sich liebt, sondern den geliebten Gegenstand — und erfährt nun, daß Posthumus wie umgewandelt sey, lustig bis zur Ausgelassenheit, ein wüster Lacher. Es wäre unbillig zu verlangen, daß sie solche Nachrichten als völlige

Unmöglichkeiten sogleich zurückstoßen sollte. Auch für die klügsten Frauen bleibt im Charakter der Männer immer noch viel Unbegreifliches. Zu lang anhaltendem Schmerz sind sie meistens ungeschickt, auch Posthumus kann ja in eine lustige Verzweiflung gefallen seyn, die zuletzt zur ächten Ausgelassenheit und Wildheit geworden. Bei ihr ist keine verletzte Eitelkeit im Spiel, es ist vielmehr eine reine Traurigkeit über den Irrweg, auf den der Geliebte gerathen zu seyn scheint, und in dem tiefsten Seufzer, den wir von ihr vernehmen: „ich fürchte, mein Gemahl hat Britannien vergessen," liegt keinesweges Eifersucht, sondern ein großer aber sanfter Schmerz, so wie in den bald darauf folgenden Worten: „Mich rächen?" u. s. w. die Ahnung von Jachimo's Falschheit, die nur zu bald zur Gewißheit wird.

§. 17.

Als späterhin Jachimo seine thörichten Misgriffe erkennt, und gewandt und beredt genug, die ganze Sache für eine bloße Prüfung erklärt, ist ihre arglose Seele leicht wieder zu gewinnen. Lasset sie uns deshalb ja nicht „beschränkt" nennen, sonst wäre fast jeder edle Mensch beschränkt, weil er nur ungern das Böse glaubt und mit Freuden das Gute. Nur der hegt leicht Mistrauen, der es selbst verdient. — Hier ist vollends der entscheidende Umstand nicht aus dem Auge zu verlieren, daß Posthumus ihr den Jachimo als seinen wahren Freund

empfohlen hat, und daß es den Frauen überhaupt nicht ziemt, die Freunde ihres Gatten mit Argwohn anzusehen. Endlich wollen wir auch bedenken, daß Imogen unmöglich so glücklich seyn kann, wie — wir, die selbst aus einer mäßigen Leihbibliothek nach jeder beendigten Oster- und Michaelismesse eine solche Fülle von Menschenkenntniß ernten können, daß wir ordentlich schwer daran zu tragen haben. Wir nähmen gewiß Jachimos Kasten nicht in unser Schlafzimmer, schon um deswillen, weil wir Boccaccio und Shakspeare — gelesen haben, was der armen Imogen freilich nicht ganz wohl möglich war.

Doch liest auch sie, und zwar vor Schlafengehn drei Stunden. Das ist fast zu viel; wir wollen indeß bedenken, daß die Arme während des ganzen Tages von den unangenehmsten geräuschvollen Umgebungen gestört wird, und daß dann am Abend ein Buch noch das Einzige ist, was den verworrenen Tag wieder gut machen kann. Was sie aber liest, hat uns der Dichter nicht vertraut, vermuthlich ist es eine tröstliche, still beruhigende Schrift, ohne besondere Lebenspfiffigkeit. Sie kann gleich abbrechen, sobald sie hört, es sey beinah Mitternacht, und der Kammerfrau auftragen, daß man sie schon um vier Uhr morgens wecken soll, ein Befehl, der uns betrüben mag, da sie sich die einzige Freude ihres jetzigen Lebens: „Schlaf" nicht so grausam verkürzen sollte. Dann nur noch ein kurzes Gebet (besser selbst

als Banquo's im Macbeth), und sie darf entschlummern, während das Verbrechen in ihrer Nähe wacht und mit Basiliskenblicken nach ihren Reizen forscht, um sie und ihren Gatten zu verderben.

§. 18.

Was sollen wir sagen von der Wirkung jenes Briefes, der sie nach Milfordhafen ruft! — Wie der Schmerz in allen seinen Beziehungen, so hat auch das Verlangen der hoffenden Liebe keinen beredtern Dichter gefunden, als Shakspeare. Was von den Gefühlen, die sich ihrer bemächtigen, als sie endlich durch den treuen Pisanio erfährt, welch einen Lohn der unseelig getäuschte Gatte ihr für ihre Treue bestimmt hat; wie möchten wir erläutern wollen, was sich selbst so reich und vollständig ausspricht! — Eine solche Sprache des Herzens und des ganzen Menschen scheint leider seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. und insonderheit durch dasselbe beinahe verloren, bis sie sich endlich in Werthers Leiden wiederfand; — aber es ist hier keinesweges von gedruckten Dichterwerken allein die Rede, sondern von dem Leben überhaupt, das etwa seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an Lebendigkeit verloren hat, das im achtzehnten sich wohl gar zuweilen der geschnürten Engbrüstigkeit rühmte, und indem es den Ton der Natur verlor, das volle Rauschen des Stroms, wie das leise Plätschern des Bachs immer künstlicher und schwächer nachahmte,

bis es endlich fast gar nicht mehr erzählen, beschreiben und den tiefen Gefühlen, Gesinnungen und Gedanken die rechten Worte zu leihen vermochte. So ist es gekommen, daß heut zu Tage die meisten Menschen mit sich selbst und mit Andern fast nur stumm und verschlossen umgehen, schweigend von dem, was der Rede bedarf, um ganz klar zu werden, und nur schwatzend von dem, was keine Worte braucht, und selbst durch die gewähltesten sich nicht halten kann.

§. 19.

Ueber die folgende einsame Scene, der als Knabe verkleideten Imogen, wie sie, die zart und weich gewöhnte königliche Frau, jetzt so ganz allein in der Welt steht, wie sie die Beschwerden der Flucht ertragend, doch immer lieblich und geistreich bleibt, sich selbst allein gegenüber, und wie selbst der höchste Schmerz der sinnlichen Natur, der Hunger und der Durst, für den so lange keine Befriedigung sich finden ließ, sie nicht um ihre Anmuth bringt, wie sie dann in der Höhle Nahrung findet und gleich darauf durch den bloßen Zauber ihrer Gegenwart eine wunderbare Neigung für sich bei Menschen erweckt, die ihr so nahe verwandt sind, ohne daß sie es wissen. — Ueber alle diese Scenen wollen wir nicht hinweggehen, wie über Dinge, die „recht artig" und „beredt" sind, und die man auch wohl gelegentlich lobt, sondern wir dürfen und müssen es ohne Scheu sa-

gen, daß solche vollendet naturwahre und künstlerische Scenen fast nur bei unserm Dichter vorkommen, und daß wir in neuern Zeiten uns schon innig freuen, wenn uns nur ähnliche Anklänge begegnen. Indessen ziemt es nicht, sich darüber der Betrübniß zu sehr hinzugeben, sondern es ist besser zu hoffen, daß die Sonne der Poesie, der wir Deutschen seit Klopstock, besonders aber seit Goethe, so bedeutend näher getreten sind, durch das immer tiefere und liebende thätige Anschauen Shakspeares auch immer edlere Früchte bei uns hervorrufen werde. Wer dabei etwa fürchtete, es möchten wieder manche solche Früchte entstehen, als in der verhallten Sturm- und Drangperiode, den möchten wir zuvörderst ersuchen zu bedenken, daß jene Periode doch wohl im Ganzen mehr productive Kraft zeigte als in unsrer heutigen Zeitungs- und Theater-Correspondenz-Zeit sichtbar wird; sodann aber, daß man damals fast gar nicht Shakspeare nachahmte, sondern größtentheils nur ein aufgeputztes Götzenbild, zu dem der zerschnittene Hamlet, Lear u. s. w., nebst Dodd's Beauties of Shakspeare, den Stoff hergegeben hatten.

§. 20.

Ich breche ab, denn ich würde mir doch nie genug thun, sollte ich die Empfindung nennen, die Shakspeares Zeichnung der Prinzessin einflößt. Diese Imogen, so wenig gekannt in Deutschland, — wo fast nur das Theater bekannt machen kann, auf dem sie bisher noch nie

gesehen worden, — diese Imogen ist ein Charakter, der an Natürlichkeit und Tiefe, Geistigkeit und Lebendigkeit keinem weicht, der je von einem Dichter geschaffen worden, und es bedarf nur eines genauen Eingehens in denselben, um ihn überaus zu lieben. — Wie betrübend ist es deshalb, daß wir noch so häufig von sonst gebildeten Frauen hören müssen, Shakspeare sey doch wohl nur ein Dichter für Männer. Nach meiner Ueberzeugung wäre die einzige Imogen hinreichend, ihn zum ersten Lieblinge des weiblichen Geschlechts zu machen. Damit er auch das werde, ist nichts weiter nöthig, als daß man ihn mit vorurtheilsfreiem Herzen lese, ohne erst auf den Komödienzettel zu warten, der ihn bringt.

§. 21.

Arviragus und Guiderius, die beiden ausgesetzten und in einer Höhle erzogenen Kinder des Königs, haben durch ihre sittliche Tüchtigkeit und frei athmenden Stolz der reinen Jünglingskraft von jeher viel Liebe bei den Lesern und Auslegern gefunden, und in der That bedurfte es nur der einen Scene mit der nie gesehenen verkleideten Schwester, um ihnen unser Herz zuzuwenden. Nur möchte ich keinesweges sagen, was so oft gesagt worden ist, daß Shakspeare hier eine selbst durch ihre bloße Geburt schon vornehme Natur habe schildern wollen. An dem hohen Sinne dieser Knaben ist wahrlich Cymbelin völlig unschuldig, und so verbrecherisch man auch

den an ihnen verübten Raub finden muß, sie selbst haben sich Glück zu wünschen, nicht an diesem Hofe erzogen worden zu seyn. Dieser Cymbelin, der die Farbe wechselt fast in jeder Stunde, der eine von Sünden starrende Frau nicht zu durchschauen vermag, nicht im Stande ist, einen frechtollen Stiefsohn im Zaum zu halten, was hätte der für ihre Erziehung thun können? und wie hätten sie gedeihen mögen in der Luft eines solchen Hofes? Ihre Höhle, so eng sie sey, umfaßt doch eine gesundere Luft, der Wald, der sie umgiebt, ist selbst in seinem Schweigen beredter als jene Hofleute, und ihr seltsamer Räuber scheint durch eine zur Einfalt, Heiterkeit und Tapferkeit abzweckende Erziehung sein früheres Verbrechen wieder ausgleichen zu wollen. Wie sollten wir uns also wundern, daß sie wurden, was sie werden mußten, wenn sie sich nicht selbst sittlich entadelten? — Der Knabe soll nicht in geputzten Zimmern und bunten Gesellschaften leben, sondern vertraut werden mit der Natur und den wenigen Menschen, die sie, oder eine tiefere Herzensneigung ihm zugeführt hat, damit er als Jüngling die wahre Geselligkeitskunst lerne, und im Alter als Meister in derselben handeln könne. Soll es uns recht einleuchten, wie wohl es den trefflichen Fürstenknaben geht, so vergleiche man nur ihr Loos mit dem ihrer Schwester, und niemand wird im Zweifel seyn, wohin sich die Wagschale neige.

§. 22.

Ueber Cloten ist bereits gesprochen worden, seine arge Unsittlichkeit würde lästig werden, wenn sie nicht durch eine gewisse lächerlich prahlende Tölpelhaftigkeit zu einem guten Gegenstand des Spottes würde. Sein Tod ist nothwendig; aber die Art desselben giebt zu einer Scene Anlaß, die mit ihren tragischen Schaudern wie mit Rabenflügeln flatternd erscheint, und ich gestehe, daß ich mich nicht mit derselben befreunden kann. Die erwachende Imogen glaubt in dem enthaupteten Cloten ihren erschlagenen Gatten zu finden. Sie hält anfangs selbst einen solchen Gedanken für einen Traum und fleht die gefürchteten Götter an, wenn nur ein Tropfen Erbarmung im Himmel sey, so klein wie das Auge eines Zaunkönigs, ihr einen Theil davon zu geben *). Der Traum währt fort, und nun vollenden die Kleider des Posthumus, welche der Todte trägt, die unselige Täuschung!! — Wie aber konnte sie sagen: „ich kenne die Gestalt seines Beines, dies ist seine Hand, sein Merkursfuß, sein Mars-

---

*) I tremble still with fear: but if there be
Yet left in heaven as small a drop of pity
As a wren's eye, fear'd gods, a part of it! u. s. w.
Selten hat sich wohl das tragische Gefühl so furchtbar und rührend ausgesprochen: dennoch können wir die Frage nicht unterdrücken: Wie war es möglich, daß die herrliche Imogen sich so täuschte? — Wohl konnte der schauderhafte Moment betäuben, doch, dünkt mich, nicht einen solchen monstrosen dauernden Irrthum veranlassen.

schenkel, seine Herkulesarme" u. s. w. — ich weiß es nicht. Freilich war im Laufe des Stückes eine solche Täuschung nöthig, allein es scheint mir, als hätte der Dichter diese Nothwendigkeit auf irgend eine andere Art zeigen müssen. — Ist hier aber wirklich ein Versehen, wie bewunderungswürdig dann die Kraft des Dichters, der uns dennoch mit sich fortreißt.

§. 23.

Das ganze Werk ist von einem so ungeheuren Umfange, voll so großer stets wechselnder Situationen und Handlungen, daß der Leser fast ermatten kann, während der Dichter sich stets in gemessener Kraft erhält. Selbst der herrlichste Triumphwagen fährt wohl in der Nähe des Endes der Laufbahn ein wenig langsam, und selbst die Sonnenrosse des Phöbus scheinen am Abend matter zu ziehn; aber unser Dichter, unangefochten und unermüdet durch das Gewühl von Begebenheiten und die Masse des Stoffs, führt selbst alle die einzelnen Entdeckungen und Eröffnungen, an denen der fünfte Act so unvermeidlich überreich ist, mit sieggewohnter Ueberlegenheit durch.

Ist es doch als würden in jenem Act nicht bloß die einzelnen Personen, sondern der ganze Staat geläutert und verklärt, und Cymbelin bildet als König, der jetzt nach langer Prüfung auch königlich erscheint, eine würdige Säule, um die sich Alle mit Vertrauen ver-

sammeln. Die Geschichte weiß von ihm nur, daß er den Tribut an Rom zu bezahlen verweigerte, späterhin aber, durch die Drohungen der Abgesandten des August bewogen, sich dennoch dazu entschloß. (S. Suetonius im Caligula, Cap. 44.) Hier sehen wir ihn als Sieger, der nach gewonnener Schlacht sich dazu versteht, sey es nun, daß er den Ruf der Großmuth gewinnen will, oder weil er die Ungleichheit der römischen und britischen Macht, auch als augenblicklicher Ueberwinder eines einzelnen Heers, erkannt hat. So wird der Staat nicht bloß für den Augenblick gerettet, sondern es steht ihm auch eine friedliche Zukunft bevor, und die Menschen, denen nach so mannichfaltigem Schicksalswechsel jetzt das höchste und reinste Glück zu Theil geworden ist, eilen in den Tempel, um im Gebete zur Gottheit neue Kraft und Klarheit zu gewinnen, deren wir in der Freude nicht minder bedürfen, als im Unglück.

XXXIII.

Die lustigen Frauen von Windsor.

§. 1.

Der wackere Dichter und bescheidene Lebensbeschreiber Shakspeares, Nicolaus Rowe, war, wenn ich nicht irre, der erste, der das Gerücht ausbrachte, daß die Königin Elisabeth, in großer Freude über den herrlichen Falstaff, wie er in den Heinrichen erscheint, verlangt habe, den Ritter noch einmal in einem neuen Stücke zu sehen; und zwar als Verliebten. Die englischen Commentatoren haben diese Geschichte gern geglaubt, und ich glaube sie gleichfalls mit ihnen, nur befremdet mich, daß sie den Auftrag im Allgemeinen nicht eben für schwierig anzusehen scheinen, sondern bloß obenhin bewundern, welch ein treffliches Stück unser Dichter, durch jenes königliche Verlangen veranlaßt, zu Stande gebracht habe. Was mich betrifft, so glaube ich fast, daß ein Blitz aus heitern Höhen den Dichter schwerlich so in Erstaunen setzen

konnte, als ein solcher Auftrag; während freilich wir in neuern Zeiten längst gewohnt sind, daß Hippolytus liebt, Harpagon liebt, Timon liebt, und alle Welt. Daß Falstaff nicht lieben könne, versteht sich freilich von selbst; ob aber auch nicht einmal verliebt seyn für Tage oder Stunden, diese vortreffliche Fähigkeit möchte ich ihm denn doch nicht absprechen, wie Schlegel gethan. Dazu bedarf es nur einer leichten Anregung seiner Geisteskräfte, und Aufregung der sinnlichen Phantasie.

§. 2.

Was hat nun Shakspeare gethan? und wie sehen wir hier den Falstaff? Es ist Friede im Lande, eine gute fröhliche Zeit, aber es giebt nicht viel zu verdienen für den Ritter, der sich in die neuen Verhältnisse, so bequem sie auch seyn mögen, doch nicht sogleich finden kann. Er lebt hier theils unter schlichten, theils sehr krausen und wunderlichen Bürgersleuten, die ihm zwar die gebührende Höflichkeit bezeigen, sonst aber nicht große Neigung haben mit ihm zu verkehren. Wie anders einst, als er noch mit Königen und Prinzen, Rittern vom Thal und vom Berge, Lords Oberrichtern u. s. w. im Gegensatze seiner Schenkenbekanntschaften zu thun hatte! Da fand er es noch der Mühe werth, den Witz wie einen köstlichen Edelstein in allen Farben spielen zu lassen; es war freilich nöthig, ohne Aufhören geistreich zu seyn; aber in dieser Nothwendigkeit war der Ritter über-

aus glücklich, und der Humor gedieh sichtbar bei den interessantesten Untugenden des Leibes und der Seele. Das ist anders geworden. Was kann ihm daran gelegen seyn, ob ein Doctor Cajus aus Frankreich oder ein wallischer Priester, ein Herr Ford oder Page, ein Schaal oder Slender seinen Witz bewundere? oder auch ganz Windsor? Den eigentlichen haut goût der Laune können diese Leute gar nicht haben, denn tausend ruchlose Beziehungen, in denen der falstaffsche Humor so gern verkehrt, sind diesen armen ungebildeten Menschen gänzlich unbekannt. Fragt man deshalb, wie oft geschehen ist, warum der falstaffische Witz in den lustigen Weibern nicht so glänzend sey als im Heinrich, so ist, dünkt mich, die obige Auskunft zu geben.

Wer an Göttertafeln geschwelgt hat, und durch diese zu stets neuem Geistesaufwand erregt wurde, hat nicht Lust bei gewöhnlicher Hausmannskost sonderlich witzig zu seyn, und Falstaff gehört wohl am wenigsten zu den Menschen, die auch beim Wasserkruge singen können, als wäre ihnen Wein gereicht.

§. 3.

Der Witz ist nun einmal da, um sich zu zeigen, und wenn es dazu keine rechte Gelegenheit giebt, so kann er nach und nach ein wenig matt werden. — — Der höchste Reichthum an Witz findet sich am meisten in großen Städten in der glänzenden Gesellschaft, die

es mit der Moral weniger genau nimmt als mit dem Lächerlichen, doch sind auch die kleineren nicht ausgeschlossen, da das gedrängtere Aneinanderleben in denselben die Intriguen und die geistig elektrischen Schläge begünstigt. Dorfpfarrer sind selten witzig*), außer etwa im — Druck, wo sie, wenn das Glück gut ist, selbst Prinzen und Oberconsistorialräthen zu begegnen hoffen dürfen, die sich natürlich auf Witz verstehen. — Ob Robinson auf seiner wüsten Insel auch nur einen witzigen Einfall laut ausgesprochen habe, ist zu bezweifeln. So ist Falstaff nothwendig ein wenig gelähmt; leider aber findet sich noch eine schlimmere Lähmung durch die Leere seiner Börse. Er kann seine Leute, die sich nun einmal mit schlimmer Zuthulichkeit an seine Fersen hängen, nicht mehr ernähren, und muß deshalb Nachsicht haben, wenn sie das siebente Gebot gänzlich ignoriren. Das kann aber auch für ihn nicht ohne Verlegenheiten abgehen, denn leider ist er selbst bereits dahin gekommen, sich von dem Raube einen Theil zuzueignen. Und welche Diebereien! wie gemein, wie geringfügig! wie glänzend dagegen einst auf der Straße nach London! und wie gesichert, da der prächtige „Zuckerprinz" im Nothfalle vor den Riß treten mußte. — Was nun thun, um die Langeweile zu verscheuchen, um wieder witzig zu werden und die Börse zu füllen?

---

*) Vortreffliche Ausnahmen sind hoffentlich jedem Leser bekannt.

§. 4.

Ein Liebeshandel scheint am sichersten und bequemsten zum Ziel zu führen. Dergleichen hat er noch nie versucht, und es ist ihm deshalb schon um der Neuheit willen interessant. Zwar fühlt er wohl, daß es mit seinen körperlichen Reizen nicht mehr viel sagen will (wenn es anders jemals damit etwas hat sagen wollen); indessen ist er ohne Zweifel der Meinung, daß er als Ritter immer noch mit manchem bürgerlichen Jüngling es aufnehmen könne. Er braucht diese Leute nur mit den Sonnenstrahlen seiner Augen anzublitzen, und sie müssen sich geben. Freilich geben sie sich eigensinnigerweise doch nicht: davon hat er schon eine Probe erlebt, da man frech genug gewesen ist, ihn, der Wahrheit gemäß, zu beschuldigen, daß er die Diebereien seiner Leute begünstige; indessen ist die Sache noch so ziemlich abgelaufen und vertuscht worden. Sind aber auch die Männer kleinbürgerliche Philister, mit den Frauen läßt sich eher ein anmuthiges Verhältniß anknüpfen. Da ist eine Frau Page und eine Frau Ford, beide nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, sondern etwa im Mittag des Lebens, aber immer noch hübsch genug, wie ein warmer Johannistag. Sie sind beide längst verheirathet, und die eine hat sogar eine allerliebste Tochter, um die sich ein Ritter aus Prinz Heinrichs Gesellschaftskreise bewirbt; allein die reifen Schönheiten sind gerade nach Falstaffs Geschmack. Die Hauptsache aber ist: sie sind begütert, und deshalb ge-

rade will er mit ihnen umgehen, wie etwa mit einer Brotwissenschaft, die man im Nothfall und in der Angst sogar zu lieben vorgiebt. Freilich sind sie — daß muß auch ihm zu Ohren gekommen seyn — glücklich verheirathet, und sie haben ihre Männer lieb, das aber ist eben ihre bejammernswürdige Seite, und es scheint nothwendig, daß er ihnen zeige, was eigentlich liebenswürdig sey. Ferner sind sie, der Sage nach, auch tugendhaft; das aber ist ihm vollends lächerlich, ja es erregt das völlige Mitleiden des Edeln, der längst weiß, was es mit der menschlichen Tugendhaftigkeit für eine Bewandtniß hat. Sie sind endlich heitern Gemüths und lieben den Scherz; ja er hat gesehen, daß sie sich ein paarmal vergnügt mit ihm unterhalten haben. Wie könnte es ihm also fehlen?

§. 5.

Hat Falstaff also reflectirt (und es scheint allerdings), so hat er vom Anfange bis zum Ende geirrt. Ein merkwürdiger Umstand. Wo ist der Mann, dem Falstaff nicht siegreich imponirt hätte? König Heinrich IV. durchschaute den schlimmen Gesellen gar wohl, warnte sehr ernstlich vor ihm, und — wagte dennoch nicht, ihn zu stören, der geniale Kronprinz erkannte ihn noch besser als einen vollkommenen Taugenichts, und war doch mit diamantenen Ketten an ihn geschmiedet, der Lord Oberrichter muß sich hänseln lassen und wird von ihm an sei-

ner wundesten Stelle angegriffen, trägt aber dennoch Bedenken, einen solchen Helden in's Gefängniß bringen zu lassen. Es ist moralisch und physisch unmöglich, daß er, der unbehülfliche Fleischberg, einen Percy könne überwunden haben, und des ungeachtet findet der witzigste aller Lügner bei den meisten Männern Glauben, weil sie nicht begreifen wollen, wie man so ganz ungeheuer lügen könne. — Das Alles hat er erreicht, und hier, im Umgange mit völlig ungelehrten, nur natürlich gebildeten, muntern Frauen, mislingt ihm Alles *), und er fängt mit Irrthum an, fährt mit Irrthum fort und endet im Irrthum. Welch eine Lehre giebt hier der Dichter! wie rein und ungezwungen, sogar nicht lehren wollend, aber um desto erfreulicher für uns. Mit welcher Sicherheit wählt der wackere, schlichte Fenton die zum Ziel führenden Mittel, und wie unbehülflich, nicht bloß

*) Manche deutsche Roman- und Schauspieldichter zeigen sich oftmals bemüht, die Tugend der Frauen zu rühmen. Sehr löblich; doch sollte sich eigentlich das immer von selbst verstehen, indem ein Hasser des weiblichen Geschlechts unmöglich ein Dichter seyn kann. Störend ist es aber, daß wir so häufig Absicht bemerken, ein ausdrückliches Sich-hinstellen, um eine Rede zu halten über weibliche Tugend. In unsers Dichters „lustigen Weibern" fehlt es gänzlich an solchen stattlichen Sentenzen, sondern es zeigt sich ungezwungen durch die einfache That, daß zwei Weiber, denen er bloß das Beiwort „fröhlich" giebt, den vollständigsten Sieg über Falstaffs unsittliche Liebeswerbung davon tragen; und es wird darüber nicht das mindeste Aufheben gemacht.

körperlich, sondern auch geistig, zeigt sich Falstaff, so bald er mit Frauen zu thun bekommt! — Schon der ein= zige in die Augen leuchtende Umstand, daß er hier mit fröhlichen, muthwilligen Weibern unsittliche Abenteuer unternehmen will, macht seinem Verstande wenig Ehre, da er weit eher einer geistreichen Melancholischen, wenn auch nicht Liebe — darauf darf er nie hoffen — doch vielleicht einiges Interesse einflößen könnte. Aber von Allem dem ahnet er nichts, und so wird der in Bezie= hung auf hundert und wieder hundert Männer klügste und glücklichste Sünder bei Frauen unbeglückt, einfäl= tig, ja fast dumm; — wobei wir jedoch (um den Ge= danken zu beendigen) noch hinzusetzen wollen, daß die Welt zuweilen auch Beispiele vom Gegensatze zeigt, in= dem manche als Damenlieblinge bekannte Männer im Um= gange mit Männern sich noch ungleich unbehülflicher und alberner benehmen.

§. 6.

Falstaff, durch frühere Erfolge in andern Gebieten aufgeblasen und verwöhnt, denkt leichtfertig, es könne ihm nie fehlen; er schreibt deshalb an beide Frauen zu gleicher Zeit, und zwar mit denselben Worten. Diese Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit ist freilich ungeheuer, und ein einziger Augenblick ruhigen Nachdenkens müßte ihm die Wahrscheinlichkeit zeigen, daß die Frauen, die ohnehin im freundschaftlichsten Umgange an einem kleinen

Orte zusammen leben, sich ein solches Schreiben mittheilen werden. Wir wollen ihn nicht bemühen, dabei an Tugendhaftigkeit der Frauen zu denken, sondern er soll bloß in der ihm eignen folgerechten Reihe von Betrachtungen erwägen, daß diese Frauen im Entzücken über die Eroberungen eines so stattlichen Ritters aus Eitelkeit nicht werden schweigen können. Kommt aber dies Geheimniß an den Tag, so ist er schon um deswillen verloren, da die Frauen bei den Männern niemals Vielgötterei dulden *). — Hat aber der Dichter unrecht, den Ritter solche Unvorsichtigkeit begehen zu lassen? Gewiß nicht, sobald wir uns ihn so verwöhnt denken, als er nach seinem Charakter seyn muß. Er ist längst gewöhnt, sich durch alle aus Nachlässigkeit, Vorlautheit, Witzelei u. s. w. entstehende Fatalitäten siegreich durchzuschlagen. Möge also auch die zweite Auflage seines Briefes, während die erste noch nicht vergriffen ist, an den Tag kommen, was ist es mehr? Eine einzige scherzhafte Wendung von ihm, und Alles wird verblüfft. — Endlich möchte ich dabei noch eines Umstandes gedenken, der, geringfügig scheinend, doch nicht selten wichtig geworden ist. Der Ritter ist in jeder Hinsicht ein unglücklicher Briefsteller, er denkt viel zu rasch, um auch nur auf

*) Fast jeder Frauenkatechismus wird als erstes Gebot an die Männer enthalten: „Du sollst nicht andre Götter haben neben mir.“

ähnliche Weise reden zu können (obwohl ihm das Sprechen noch am meisten Genüge thut, sobald nicht der kurze Athem es hindert). Aber mit dem Schreiben will es nicht fort, und es wird ihm nicht bloß geistig, sondern auch körperlich sauer, so wie überhaupt die leibliche Beschaffenheit des Schriftstellers oft einen größern Einfluß auf den Styl haben möchte, als bisher anerkannt worden ist. Falstaff wählt vielleicht auch aus diesem Grunde die Kürze, und thut sich in dem bekannten Schreiben an Prinz Heinrich etwas darauf zu Gute, den Briefstyl des Julius Cäsar scherzhaft nachzuahmen. Die Epistel an die sogenannte Geliebte ist schon etwas länger gerathen. Es fällt ihm schwer genug, daß er ihn noch einmal abschreiben muß, und er sollte ihn vollends in eine andre Form umgießen? Solche Weitläufigkeit findet der Ritter tief unter seiner Würde.

§. 7.

Da ihm alle Liebeshändel, wenn sie auch nur ein wenig an das Romantische streifen, völlig fremdartig sind, so wird er in diesen Irrgärten nothwendig die Rolle des taumelnden Cavaliers spielen, und man darf sich deshalb nicht wundern, daß er, trotz der sonstigen Ueberlegenheit seines Verstandes, in die erste Falle geht. Dabei ist nicht genug zu rühmen, mit welcher charakteristischen Wahrheit und sittlichen Schonung der Dichter die erste kurze Liebesscene behandelt hat. — Ist

es nicht, wenn wir den Ritter ausrufen hören: „Hab' ich dich endlich erwischt, mein himmlisches Kleinod? O nun will ich gerne sterben, denn nun habe ich genug gelebt!" als sähen und hörten wir irgend einen fantastischen Friseur aus dem achtzehnten Jahrhundert, der einmal auf einem Liebhabertheater den Rolla oder Alonso mit Beifall gespielt hat? Falstaff weiß sehr wohl, daß er abgeschmackt und fade redet; aber es klingt doch vornehm, und für Frau Ford gewiß auch neu, weshalb sich hoffen läßt, er werde damit Glück machen. Und gleich darauf, steht nicht in den wenigen Worten: „Nun werde ich nach Herzenslust sündigen können!" „Ich wollte, dein Mann wäre todt!" und in dem Versprechen, die hübsche Frau sogleich als seine Lady bei Hofe vorzustellen, der ganze Falstaff, wie er leibt und lebt vor uns? Ist es nicht ferner, als habe er sich sorgsam vorbereitet, um selbst über den verschiedenen „Schnitt der Frauenhauben" gründlich stutzerhaft reden zu können? — — Wie er dann getäuscht wird, ist bekannt und lustig genug, aber wie geringhaltig würde der Spaß seyn, wenn nicht Herr Ford zu gleicher Zeit mit getäuscht würde. Dadurch allein wird die Scene genialisch, und Falstaff selbst scheint fast die Rolle eines unschuldigen kleinen Kindes zu spielen, das man vor den Nachstellungen eines Räubers in einen Waschkorb packt, und durch mancherlei Verhüllungen rettet. Fromme Seelen können sogar für sein Leben zittern, besonders da

sich ahnen läßt, daß der von tausend Aengsten durchhitzte fette Mann werde in die Themse geworfen werden, von welchem Misgeschick er auch hinterher gegen den Pseudo-Brook ein rembrandisch-höllenbreughelsches Gemälde liefert.

§. 8.

Schwieriger scheint die Frage, wie Falstaff nach einer solchen Abkühlung dennoch auch zum zweiten Male in die Falle geht, aber die leichteste Antwort ist wohl die beste: weil er zum ersten Male hineingegangen. — Er hat das Schlimmste erfahren, und sollte nun abbrechen, ohne den süßen Lohn empfangen zu haben, der ihm zu winken scheint? Daß hier Betrug und Verrath gegen ihn gesponnen sey und noch werde, fällt ihm selbst im Traume nicht ein. Er allein hat das Privilegium zu täuschen, zu betrügen und zu hänseln, und er hofft, es werde niemand so untugendhaft seyn, in sein Gebiet hineinzureiten. Auch ist der Betrug zu grob, als daß Falstaff ihn merken könnte, der jedem feinern gewachsen seyn würde. In seiner Seele ist Alles klar: die hübschen Frauen haben sich in ihn verliebt, was könnten sie Besseres thun? aber der eine Ehemann ist ein unangenehmer, eifersüchtiger Gesell, der, wenn er auf den Vogelfang ausgehen sollte, plötzlich zu Hause kommt; doch was kann die arme verliebte Frau dafür? Diesmal ist Falstaff anfänglich auch nicht bloß zierlich anständig, sondern beginnt sogar mit dem frommen Worte, daß der

Kummer der Frau Ford seine Leiden „übertragen" habe. Was weiter folgt, ist freilich nicht so empfindsam, er wird aber auch sogleich durch das hereinbrechende Ungewitter gestört, ohne auch nur den Genuß zu haben, sich mehr in den Conversationston hinein zu üben.

§. 9.

Die Strafe, die er jetzt in der Verkleidung einer alten übelberüchtigten Frau zu leiden hat, ist freilich die schlimmste der schlimmen, denn wenn er auch die ganze Witzschatzkammer (und zwar eine viel reichere, als die von Franz Meres) *) aufschließt, er wird keine Verhüllung finden für das jämmerlich nackte Factum, daß ihn die ungraziösesten Hände und Stöcke erreicht haben. Ist es aber einmal so weit gekommen, und hat er, wie ein umgekehrter Kent, der bekanntlich um seiner Tugend willen Fußblöcke leiden muß, um seiner Sünde willen das Schlimmste erfahren müssen, so scheint das dritte Eingehen in die Schlinge kaum mehr von Belang. Es kann ihn vielleicht ergötzen, doch auch einmal als eine fantastische Waldperson zu figuriren, und die Hörner, mit deren Bedeutung er und der Dichter so oft spielen, nehmen sich auch in der Wirklichkeit stattlich genug aus. Das bischen Kneipen und Sengen und Brennen, das

*) Die Wits-treasury dieses Zeitgenossen und Freundes unsers Dichters ist bereits in diesem Werk angeführt worden.

er erfährt, geht uns nicht mehr sehr zu Herzen, und wir sagen dabei das bekannte „tu l'as voulu“ ohne Mitleid und mit wahrer Lust. — Was kann ihm aber für Ersatz werden für solche Leiden? Da es einmal mit ihm so weit gekommen ist, ein ziemlich reicher: — der Besitz einer wohlgefüllten Börse, die Herr Ford nun und nimmermehr wiederbekommt, die Aussicht auf ein vortreffliches Nachtessen, und noch viel vortrefflicheres Nachttrinken, die Freude, daß doch auch allen Andern, mit Ausnahme Fentons, ihre anderweitigen Plane mislungen sind, und die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, die ganze Sache in das Meer seines Witzes und nächstdem in das der Vergessenheit zu tauchen. — Zuweilen — ich gestehe es — möchte ich sogar, fast überkühn, vermuthen, daß aus dem Mitleid, welches die guten muthwilligen Frauen jetzt nothwendig für ihn fühlen müssen, nach und nach einige Gunst für ihn entstehen werde. — Hätte man die Königin Elisabeth auf diesen Gedanken gebracht, wer weiß, würde sie nicht noch ein neues Gesuch um einen fortgesetzten und in der Liebe glücklichen Falstaff an ihren Dichter haben ergehen lassen, denn dafür ist ja eben die Willkür — Willkür, daß sie keine Grenzen hat.

§. 10.

Ueber die andern Personen im Stück wollen wir uns kürzer fassen. Die Satyre, welche der Dichter in

Doctor Cajus aufstellt, ist eine solche, deren sich der Gegenstand selbst nicht besonders zu schämen hat. Es ist ein stattlicher, tapferer, geselliger Mann, der aber seine Kraft unnöthig verschwendet, heftig bis zur Krampfhaftigkeit und auflodernd wie eine Pulvertonne. Ein Engländer zu des Dichters Zeit mußte sich doppelt an diesem Repräsentanten Gallia's ergötzen, da der Brite bekanntlich in der Haushaltung mit der Kraft, Mäßigung und Concentration den höchsten Ruhm sucht und gefunden zu haben glaubt.

Der wallisische Priester Hugh Evans ist das wahre Bild eines gutmüthigen, rührig eifrigen und behaglichen Pfarrers in einer kleinen Stadt, dem jedoch in solcher Zeit, wie die des Dichters, auch die höheren Verhältnisse und Irrthümer derselben, z. B. der Zweikampf, nicht fremd sind. Die Einsamkeit ist ihm langweilig; mit dem Studiren ist er längst fertig geworden, und wir fürchten, daß selbst der nicht sehr talentvolle unphilologische kleine Wilhelm, den er im Lateinischen unterrichtet, ihm bald über den Kopf wachsen wird. Er geht eigentlich mit fast allen Menschen gern um, lobt gern, warnt gern, ißt und trinkt gern, und spricht gern zum Frieden; ist er aber beleidigt, so weiß er auch, wie man dergleichen auszufechten habe. In solchem Fall wird er nicht bloß komisch, sondern wahrhaft rührend. In seiner Natur ist auch nicht ein Tropfen Heldenblutes, und dennoch handelt er, wie er glaubt, daß ein Held han=

deln müsse. Seine Vorbereitungen zum Duell, als er sich die Furcht durch Singen und Singenlassen vertreiben will, gehören zu den herrlichsten Meisterzügen des Dichters. Der ganze Mann hat für alle Zeiten etwas Behagliches; für einen Engländer aber, dem nichts über sein reines Englisch geht, ist er vollends unschätzbar lächerlich durch seinen wallisischen Dialekt, so daß auch Falstaff nichts so sehr bejammert, als daß sogar ein Mann, der das Englische radebreche, ihn habe necken dürfen.

Mit dem Doctor Cajus steht es in dieser Hinsicht noch schlimmer, denn er versteht eigentlich fast gar kein Englisch, sondern greift nur halb blind in seinen Sprachtopf, der bei weitem nicht genug gefüllt ist, so daß die zornigen Reden beider Kauderwelschen gegen einander dem londoner Parterre ohne Zweifel ein wahres Fest bieten müssen. Indessen kommt dem Doctor der Umstand zu Hülfe, daß er doch nun einmal ein geborner Franzose ist, dem die Inselsprache besonders schwer wird. — Was mich wundert, ist: Kein Commentator bezeigt sein Befremden, daß hier ein Pfarrer sich sehr ernsthaft duelliren will; mir selbst ist die Sache von nicht geringer Wichtigkeit: sie zeigt fast zum Ueberfluß Shakspeares rein protestantische Liberalität, so wie die seiner ganzen Zeit und der Herrscherin, die sich selbst an solchen Kämpfen herzlich mit erfreuen konnte *).

---

*) Der Pfarrer John von Wrotham gehört nur als Ge-

Ob irgend ein spanischer oder italischer Dichter jemals Aehnliches gewagt habe, bezweifle ich sehr; wenigstens dürfte es ihm selbst in der muthwilligsten Posse nicht frei durchgegangen seyn.

§. 11.

Die Frauen Ford und Page haben wir schon durch die Erläuterung der Falstaffschen Umtriebe selbst kennen gelernt. Ist es wahr, daß man die guten und besten Frauen daran erkenne, daß man von ihnen nicht spreche, so ist es wohl am sichersten, nur auf dieses Urtheil auch in Beziehung auf sie hinzudeuten. Und in der That, es sind heitere Geschöpfe, Scherz liebend und verstehend, sittlich, weil es sich so von selbst versteht, und weil eine unsittliche Frau das Widerlichste auf der ganzen Erde ist. Mit trübseliger Tugend haben sie nicht gern zu schaffen, aber noch viel weniger mit lustigem

gensatz hieher. Er ist freilich handelsüchtig genug, und wird von dem verkleideten König Heinrich V. aufgefordert, bei Fackelschein den Degen zu ziehn, denn er sey der Dieb, der ihm sein Geld weggenommen habe. (Siehe das Schauspiel Sir John Old-Castle, Act. IV., Sc. I.). Es geht aber dieser ganze Mann dergestalt aus dem Pfarrercostum, und zeigt sich in jeder Hinsicht seines Amtes so ganz unwürdig, daß man billig Bedenken tragen soll, ihn in Gesellschaft des redlichen wallisischen Geistlichen auch nur zu nennen. John ist eine bloße Ausnahme, ein Räuber in Priesterkleidern, das heillose Product einer gährenden Zeit.

Laster, dem sie denn auch mit fröhlicher Sittlichkeit leicht begegnen, gebührend strafend, was zu strafen ist. Daß ihnen aber das Strafen auch Vergnügen macht, gehört zum Lustspiel und zur Lustspiel — Tugend.

Alle Welt hat bisher, und zwar mit dem größten Rechte, die meisterhafte Schilderung der Eifersucht des Othello bewundert; sollten wir aber nicht ein gleiches Recht haben in Beziehung auf die Eifersucht des Herrn Ford? Wie leise, wie gelinde fängt das an! — Ganz sorglos soll man doch auch nicht seyn, und eine Warnung nicht immer in den Wind schlagen. Zwar sind Nym und Pistol schlechte und affectirte Gesellen, die im Allgemeinen keinen Glauben verdienen; wenn sie aber von ihrem Herrn, den sie so genau kennen, Uebles erzählen, könnte doch wohl etwas Wahres daran seyn. Wer bloß untersuchen will, ist ja darum noch nicht eifersüchtig, u. s. w. So wird aus einem Tropfen ein Meer, und der arme Mann wühlt sich mit tollem Scharfsinn in alle Qualen jenes Gefühls hinein. Er wendet sich an Falstaff selbst und gewinnt durch Gold und Artigkeit dessen Vertrauen so sehr, daß hier ein Verhältniß entsteht, welches an tragikomischer Kraft Alles übertrifft, was spätere Lustspieldichter (z. B. Moliere in seiner école des femmes) Aehnliches geschaffen haben. Wer kann Fords Monolog im zehnten Auftritt des zweiten Acts ohne die innigste Theilnahme lesen? wer begreift nicht, wie hier die aufgeregte Fantasie selbst dem schlichten Bürgersmann

Worte leihen müsse, die wie Schwefelflammen leuchten? *) — und dennoch: wer würde nicht wieder durch Lächeln über diese unnützen Quälereien, in dem zu großen Mitleid auf die angenehmste Weise unterbrochen? Mir selbst, ich gestehe es, hat gerade dieses Lustspiel von jeher als der beste Beleg gedient, daß die Eifersucht eine Leidenschaft ist, die sich für die Tragödie nicht recht eignet, wenn nicht der Dichter den fast einzigen Ausweg ergreift, den Shakspeare im Othello ergriffen hat.

§. 12.

Herr Page ist ohne allen Zweifel der vernünftigste Mann im Stücke; allein (er mag es nun übelnehmen oder nicht) der einzige in sich selbst uninteressante, weil er gar keinen Witz hat, was in einem Lustspiel die unverzeihlichste Sünde ist. Der Dichter aber zeigt sich dadurch als vernünftig und witzig zu gleicher Zeit, denn wir sollten hier kein fantastisch schwebendes Lustspiel bekommen, wie „Der Liebe Müh ist umsonst," sondern ein rein bürgerliches, auf wahrem Bürgerleben begrün-

---

*) Wir erinnern uns dabei mit tiefer Gemüthsbewegung, wie gräßlich entscheidend einst die öffentliche Vorlesung dieses Monologs in das Leben eines unersetzlichen, höchst unglücklichen deutschen Dichters eingriff. Und doch — da diese Entscheidung einmal, ob früher oder später, unabwendbar war, wollen wir, denke ich, über die raschere Herbeiführung nicht zürnen.

detes. Ein ruhig vernünftiger Mann, war der weiter gar nichts ist und seyn will, als das, war hier unumgänglich nöthig, um die auseinanderfahrenden Partien und Parteien zusammen zu fassen. Dieser schätzbare Mann ist ruhig und wohlgemuth, liebt seine Frau und läßt sich lieben, genießt seinen Reichthum bei guten Schüsseln, lebt und läßt leben, und ist gelassen überzeugt — das Lustspiel giebt ihm ein Recht dazu — das werde immer so dauern. Laster hat er gar nicht, vielleicht schon um deswillen nicht, weil — viele Laster von der Polizei verfolgt werden und folglich unbequem sind; Tugenden aber auch nicht, weil sie oft noch mehr äußerliche Ungelegenheit machen, und von der Polizei wenigstens nicht belohnt werden. Fänden wir einen solchen Mann außerhalb des Lustspiels, so würden wir seiner Frau rathen, ihn ein wenig — doch mit gehöriger sittlicher Zartheit — zur Unruhe aufzureizen, damit er zuerst regsamer, und dann, nach wohlbestandner Aufregung, glücklicher würde. In diesem Lustspiel aber ist ihm nichts anzuhaben, denn er ist ganz so, wie er seyn muß und soll.

§. 13.

Falstaffs „Schatten": Bardolph, Nym und Pistol, sind noch bei weitem mehr heruntergekommen als ihr Herr, und wenn wir uns auch nicht wundern, daß die beiden letzten an ihm einen Verrath begehn, so ist doch der Eindruck in jedem Falle unerfreulich. Geschmückte

Krähen (so sahen wir sie in den Heinrichen) sind ergötzlich; abgerupfte, die sich rächen wollen, könnten leicht widerlich werden, wenn nicht der Dichter durch den Zusammenhang des Ganzen für Milderung gesorgt hätte. Nym und Pistol haben doch beide den Muth, ihren sogenannten Charakter auch jetzt noch fortzusetzen, der erste würfelt und schlenkert noch immer wie sonst mit dem Worte „Humor," und kümmert sich wenig darum, daß die ehrlichen windsorer Bürger ihn und seine Redensarten völlig unausstehlich finden, Pistol renomirt und prahlt noch immer mit gewohnter Anstrengung; leider aber ohne allen reellen Erfolg. Die Bürger sehn zu deutlich, daß nichts hinter ihm ist, haben auch jetzt in den ruhigen Friedenszeiten wenig Lust, sich etwas vorbramarbasiren zu lassen. Um so stattlicher ist es, daß auch er sich nicht im mindesten irre machen läßt, ja er übertrifft sich selbst, wenn er ausruft: „Die Welt ist meine Auster, und ich will sie mir mit dem Schwerdte öffnen."

Schlimmer und besser steht es mit Bardolph. Er ist des wilden, wüsten Lebens, bei dem er ohnehin eine klägliche Rolle gespielt hat, überdrüssig, er hat eingesehen, daß doch bei einer gewissen Legalität mehr — herauskomme, und sehnt sich deshalb nach einem guten bürgerlichen Aemtchen, das seinen Mann nährt und tränkt. Der verlorene Sohn kehrt zurück und wird zum Lohn bei dem Wirth zum blauen Hosenbande Bierzapfer,

so daß er nunmehr, nach Falstaffs, dem Prinzen Heinrich gegebenen Rath, in müssigen Stunden sich bessern kann.

§. 14.

Dieser Wirth zum blauen Hosenbande ist ein Mann, für den es nicht ganz leicht ist, den rechten Namen zu finden. Für den Humor hat er keine Tiefe, für den Witz nicht Verstand genug, und um scherzhaft zu seyn, fehlt ihm der — Ernst; wir können ihn deshalb nicht anders nennen, als einen vom Scheitel bis zur Ferse lustigen und von der Lustigkeit Fait machenden, wohlgenährten, mit glänzend vollen Wangen und weichem Bäuchlein versehenen Mann, oder für einen, — wie wir wohl im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegen — durchtriebenen Spaßvogel *). — Daß Deutsche es sind, die ihn prellen, thut uns aus Patriotismus wahrhaft leid, und um so mehr, da der fette Mann die Deutschen alle für „ehrliche" Leute erklärt. Indessen kann er unmöglich verlangen, etwas vor allen andern Personen des Stücks voraus zu haben.

Wenn es befremdet, daß dieser Wirth hat wagen

---

*) Der Spaß ist gleichsam das Kindesalter des Scherzes, ohne allen Anspruch auf Witz, doch zuweilen unwillkürlich witzig. Wie aber das Kind am leichtesten trunken werden kann, so auch der Spaß trunken und dithyrambisch.

dürfen, ein solches Schild auszuhängen, so vergißt man, daß gerade eben dieses Lustspiel auch die poetischste Verherrlichung des Hosenband-Ordens enthält, die der Dichter im fünften Act der als Fee verkleideten Frau Hurtig in den Mund legt. Man kann die Sprache, in der diese Lobpreisung ertönt, nicht besser schildern, als mit den kurzen Worten, die selbst darin vorkommen: „Feen schreiben nur mit Blumen." (Fairies use flowers for their charactery.) Diese Feierlichkeit der Rede würde indessen fast die Gränzen des Lustspiels überschreiten, wenn nicht eben jenes Wirthshausschild, so wie der Umstand, daß es doch nur Frau Hurtig ist, die so pathetisch spricht, als Gegengewicht diente, dessen das Lustspiel stets bedarf.

§. 15.

Diese Quickly hat sich, seitdem sie London verlassen, nur in so weit verändert, als das Umziehen in einen kleinern Ort nöthig macht, sie ist weniger fantastisch, weniger thöricht, weniger grell geworden; da sie aber aufgehört hat, in romantisch bizarren Verhältnissen zu leben, so ist ihre jetzige Solidität mit mehr Eigennutz versetzt. Inder Rührigkeit ist sie jedoch noch ganz die Alte, unbedenklich in ihren Dienstleistungen nach allen Seiten hin, und wir gönnen ihr, die einst so viel Freude an Falstaffs parodirendem Königsspiel hatte, daß sie jetzt die Ehre genießt, sich auch einmal als Fee vernehmen zu lassen.

Ueber den Friedensrichter Shaal ist bereits in den Heinrichen ausführlich gesprochen. Er scheint sich in Windsor recht wohl zu befinden, und wenn auch der französische Doctor, ja selbst der wallisische Priester ihm in jeder Hinsicht überlegen sind, so schweigt man wenigstens oder begnügt sich mit mäßiger Ironie, so bald er von seiner frühern Heldenthümlichkeit redet, und lächelt gelassen über den Mann, der sich selbst vorlügt, er sey ehedem ein muthwilliger Wildfang gewesen. Er ist nicht unbrauchbar, und vielleicht kommt ihm mitunter sogar seine gutmüthige Langweiligkeit und Redseligkeit zu Hülfe, indem es kaum möglich ist, in seiner Nähe heftig und feindselig zu handeln. Man wird schläfrig und zum Frieden geneigt und so läßt man ihn gewähren. Gegen seinen Neffen Slender ist er immer noch, wenn auch nicht ein Sonnenlicht, doch eine kleine Kerze. Dieser Slender hat die merkwürdige Eigenschaft, überaus wenig zu wollen und auch dies Wenige selten recht ausdrücken zu können. Wir haben nur eine starke Vermuthung, daß er Anna Page wirklich liebt; gewiß aber ist, daß er außer dem ehrlichen Seufzer: „Ach süße Anna Page!" nichts von Belang in der Zärtlichkeit hervorzubringen weiß. Wir wollen darüber von Herzen lachen, doch nicht ganz ohne Rührung, denn wir erinnern uns mancher liebenswürdig unbeholfener Jünglinge, denen im Beiseyn der Geliebten, und besonders im entscheidenden Moment, die Worte wie eingefroren waren, oder de-

nen ganz andre kamen, als das überschwengliche Herz wollte *).

Endlich ist auch noch dem beschränkten Slender ein beschränkterer Diener mit dem gefährlichen Namen Simpel zugegeben, bei dem die treuherzige Dummheit des Herrn sich gleichsam zu einer harmlosen Thierheit gesteigert hat. Man möchte fast vermuthen, es sey ihm unbequem, auf zwei Füßen zu gehen, und, wann er es sich einmal bequem machen will, verdoppelt er vielleicht die Anzahl derselben, und nimmt die Hände zu Hülfe.

§. 16.

Anna Page ist das Miniaturbild eines jungen Mädchens, das nichts weiter ist, als liebenswürdig, was indeß nach jedes Mannes Ansicht recht viel ist, oder vielmehr Alles, was man wünschen kann. Ein bischen Intrigue hat sie von ihrer Mutter gelernt, und da nun einmal mit einem so hausbacken vernünftigen Manne, wie Herr Page, so wie mit dessen allzu demüthigen Ansichten von den Verhältnissen des Bürgerlebens, nicht viel

*) Wer hat nicht einmal über die bekannte sehr alte Geschichte von einem Jünglinge gelacht, der, völlig begeistert zu einer edlen Liebeserklärung, dennoch nichts Anderes hervorzubringen wußte, als: „Essen Sie, o theure Demoiselle, essen Sie gern Käse? — Wir wollen hoffen, die Treffliche hat ihn dennoch verstanden.

anzufangen ist, so glaubt sie zur List greifen zu dürfen, um die Gattin des stattlichen Fenton zu werden. Ob sie daran wohl thue, geht das Lustspiel nichts an, auch steht nirgends geschrieben, daß die Damen in den Logen und im Parterre Annen nachahmen sollen. Eine genauere Individualisirung dieses Mädchens würde ohne Zweifel fehlerhaft seyn. Der große Charakteristiker wird nicht immer bis in das tiefste Mark hinein charakterisiren wollen, sondern wenn es an der Zeit ist, sich mit leichten Umrissen begnügen.

Endlich wollen wir noch der Heiterkeit gedenken, die über das ganze Stück vom Anfang bis zum Ende ausgebreitet ist. Es ist nur ein kleines alltägliches Wort, dies „Heiterkeit," und doch sagt es gar viel, so daß auch manche Dichter, wohl wissend, was für eine schöne Sache es sey, und dennoch vergeblich strebend, ein wahrhaft heiteres Stück zu Stande zu bringen, ihren Personen häufig die Worte in den Mund legen: „wir sind sehr fröhlich und ausgelassen," so daß man aus Höflichkeit schon etwas nachgiebig seyn muß.

Die Heiterkeit in den Frauen von Windsor hat insonderheit viel Behaglichkeit und Ausführlichkeit (doch mit Raschheit wechselnd) bei sich. Es ist, als sähe man einen geistreichen und wackern Trinker, der den Becher voll köstlichen Weins langsam und tropfenweise genießt, und spielend zuweilen auch das Auge an der farbigen Gluth und Fluth desselben weidet. Man sieht vielen

Personen die Wohlhabenheit und Wohlgenährtheit an, den andern wenigstens die Gesundheit, selbst dem Falstaff, so reducirt er sonst auch ist. Ein einziger kranker Weheruf aus seinem Munde, und der fröhliche Eindruck wäre gestört. So aber merken wir wohl, daß ihm die Feuer- und Wassertaufe und ähnliche Fatalitäten körperlich wenig anhaben können, und dürfen seine anderweitigen, wohlverdienten Leiden (in so weit das Lustspiel „Leiden" schildern mag) ohne beängstigendes Mitleid genießen.

Nachschrift.

Ich könnte hier schließen, doch mögen noch zwei Hindeutungen erlaubt seyn. — Es kann Leser geben, welche nicht abgeneigt sind, mir in einigen Punkten der Erläuterung dieses Lustspiels Recht zu geben, und die dennoch aufrichtig erklären werden, sie könnten einen so großen Genuß, wie ich ihn gehabt zu haben versichere, hier nicht finden. Ich selbst gestehe, daß ich etwa noch vor zehn Jahren dieses Stück für das einzige Shakspearesche Lustspiel hielt, welches man, bei allem Respect für die geistreiche Erfindung, Anordnung u. s. w., doch ein wenig nüchtern und spröde, ja wohl gar „gemacht" nennen dürfe. Die große und vollkommen zu rechtfertigende Liebe für das rein romantische „Wie es euch gefällt,"

that den Windsor-Frauen bei mir hoffentlich keinen Eintrag, da eine ächte Liebe für das herrliche Eine doch nicht ungerecht machen kann, gegen das gute Andre. Vielleicht wirkte indessen die Anekdote von dem ausdrücklichen Auftrage der Königin Elisabeth ein wenig gespenstisch auf das Urtheil ein; es bedurfte jedoch nur einer wiederholten genauen Lecture des Werks, an einem völlig heitern Tage — es möge etwa acht Jahre seyn, daß mir ein solcher kam — und das Ganze ward mir auf die erfreulichste Weise klar.

Ganz vor kurzem haben wir auch eine Erläuterung der lustigen Weiber in Nro. 9 des „Bemerkers" von 1826 (Beilage zum 42 Blatte des „Gesellschafters") erhalten, welche so manches Geistreiche enthält, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, darauf von neuem aufmerksam zu machen. Unter vielen treffenden Gedanken möchte ich besonders den auszeichnen, daß das ganze Lustspiel eigentlich betitelt werden könne: „Alles wird geprellt," indem hier keinesweges der witzige Falstaff allein betrogen werden solle, sondern eine ganze Welt lustiger und wahrhafter Gestalten hervorgezaubert worden sey, welche mit betriegen und mit betrogen werden, um den alten John zu entschädigen. Möge der Verfasser, Willibald Alexis, uns noch recht oft mit ähnlichen Erläuterungen Shakspearescher Werke beschenken, da wir seiner feurigen Liebe für den Dichter, so wie seines unermüdeten Studiums, sicher seyn dürfen. — Mich selbst, ich gestehe

es gern, haben selbst die Stellen in seiner Erläuterung der lustigen Frauen, denen ich nicht beistimmen kann, doch auf eine bedeutende Weise angeregt, und es würde vielleicht für die Shakspeareschen Studien zuträglich seyn, wenn ein dritter wohlgesinnter Kritiker den genannten Aufsatz mit dem meinigen vergleichen möchte.

XXXIV.

Ein Sommernachtstraum.

§. 1.

Es kann vielleicht selbst dem solidesten Erläuterer begegnen, daß er, in Liebe und Freude über dieses Stück, kaum recht weiß, wo er vor lauter Wahl und Fülle der möglichen Anfänge anfangen soll. Welch ein seltsames, wunderbares, ja in lauter Wundern, und doch in der höchsten Wahrheit lebendes und schwebendes Stück! und welche bizarrscheinende Composition! Wir sehen hier Theseus, den Herzog von Athen, welcher Hochzeit machen will mit Hippolyta, der Königin der Amazonen. Es sind noch vier Tage abzuwarten, ehe die Verbindung gefeiert werden wird, und was soll der feurige Held und die nicht sehr feurige Prinzessin bis dahin anfangen? an Staatsgeschäfte ist bei solchen Umständen nicht zu denken, doch kommen jetzt zum größten Glücke die allerschönsten und romantisch verwickeltsten Liebesverhältnisse an den Tag, die dem Theseus noch viel besser die Zeit vertreiben werden, als es Philostrat, und die

ganze übrige athenische Jugend, nebst den gehörigen Jagdpartien vermögen werden. Diese beiden Liebespaare, Hermia, Helena, Lysander, Demetrius, lieben in der That auf eine wunderliche, fast beängstigende Weise, bald in's Kreuz, bald wie ein verschobenes Viereck, bald was sie nicht lieben sollen, bald was sie nicht lieben wollen. Die Männer sind stattlich, aber hart, insonderheit Demetrius, der das schlimmste, wie mit Recht erworbene Privilegium der Männer, in der Liebe grausam zu seyn, zuweilen auf eine arge Weise misbraucht. Eine der Jungfrauen, Helena, ist dagegen so ganz in Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie in die zartesten duftendsten Schleier gehüllt, daß wir doch stets in der Hoffnung bleiben, es müssen die Angelegenheiten, so verwickelt sie auch sind, dennoch zu gemeinsamer Zufriedenheit sich lösen. Hermia dagegen ist freilich eine allzuglückliche und eben deshalb ein wenig verwöhnte Dame, und wir glauben Helenen gern, wenn sie klagt, daß sie schon in der Schule ein wildes Ding und ein wenig zänkisch gewesen sey, weshalb wir ihr auch die seltsame Empfindlichkeit über ihre eigene Leibeskleinheit gönnen, da sie sich nun einmal einbildet, nur die Großen können wahrhaft hübsch seyn *). Vielleicht kann sie jedoch auch mit lösen helfen und so sey sie uns gleichfalls hochwillkommen.

---

*) Die Erinnerung an das „In die Schule gehen" der beiden Mädchen, wo sie die Nadel übten, Liedchenwirbelten u. s. w.,

§. 2.

Diese Liebenden haben jedoch nicht bloß mit dem etwas verdrießlichen Vater Egeus, dem starken Herzog Theseus und dem Zauber der Liebe selbst zu kämpfen, sondern es mischt sich auch die Geisterwelt in das Spiel; — keine gespenstisch-geistige, sondern eine mit dem angenehmsten und zartesten Fleisch und Bein versehene fröhlich hingaukelnde Geisterwelt, die im leichten Mitleid über die Liebesleiden der jungen Leute gern helfen möchte, aber bei allem guten Willen doch wie halb blind zufährt, und wenigstens für den Moment Uebel ärger macht. Daran ist offenbar Oberon, der König der Elfen, selbst Schuld, der so zarte Liebesangelegenheiten dem derb lustigen Puck (Robin Gutgesell) nicht anvertrauen sollte. Dieser Puck ist vortrefflich zu gebrauchen, so bald es gilt

---

hat etwas sehr Liebliches. Es ist aus der Mitte des wirklichen Lebens gegriffen und wirkt besonders angenehm in einem Stücke, durch welches die flüchtigste Wunder- und Geisterwelt zieht und rauscht. Die ächte wirkliche Welt hat nämlich von der ächten Wunderwelt nichts zu fürchten, denn sie sind beide in tieferer Hinsicht eins. Will sich eine der andern vordrängen, so kann höchstens ein für den Moment interessantes Räthsel entstehen, keinesweges aber Poesie erscheinen. Eine alle Wirklichkeit, überragende und gleichsam tödtenwollende Wunderwelt wie wir sie in so manchen neuern Märchen erblicken, findet uns mit Recht ungläubig, oder wird uns doch, wenn die erste Ueberraschung vorbei ist, bald lästig. Tritt der umgekehrte Fall ein, so wird das Wunderbare nur zur Taschenspielerei, und die einseitige Prosa feiert einen Triumph, der ihr nicht gebührt.

einem Zettel im Fluge Eselsohren anzuheften; um aber einen liebenden von einem nichtliebenden athenischen Jünglinge zu unterscheiden, dazu fehlt ihm das Talent. Aber Oberon selbst ist diesmal mit eigenen Angelegenheiten dermaßen beschäftigt, daß er nur Hülfe senden, aber nicht selbst helfen kann, und wir wissen schon, wie es geht, wenn der Herr den Diener schickt. — Sie sind indessen nicht sehr wichtig diese eignen Angelegenheiten, der Elfenkönig zürnt ein wenig auf seine Gemahlin, die schöne Titania, weil sie den jungen Sohn einer verstorbenen indischen Fürstin, ihrer Freundin, ihm nicht zum Pagen überlassen will.

Sehr viel kann ihm an dem Jungen nicht gelegen seyn, denn er nennt ihn selbst ein kleines Wechselkind (a little changeling boy), woraus frühere Uebersetzer sogar einen kleinen „Laffen" gemacht haben, ein Ausdruck, der sich selbst für den unartigsten Elfenkönig nicht passen würde. Er hat indessen einmal befohlen, und wie wenig oder wie viel ihm auch an der Erfüllung seines Verlangens liegen möge; der bloße Gedanke, daß Titania doch auch einmal nicht gehorchen will, ist hinreichend, ihn unwillig zu erhalten. Durch solche Mishelligkeit zwischen dem königlichen Ehepaar kommt viel Unheil für Wald und Flur, für Pflüger und Stier. Titania könnte leicht helfen, wenn sie das indische Kind herausgäbe; doch das geht so schnell nicht; und in der That, wenn dasselbe seiner Mutter nachschlägt, von deren genialen

Unarten die Königin selbst ein überaus zierliches Probebild mittheilt*), so muß es schon jetzt ein sehr interessantes Knäbchen seyn. In jedem Fall ist der Gegenstand des Streites der Mühe zu streiten nicht unwerth, auch wird so poetisch gestritten, daß wir mit Vergnügen Zeugen sind.

§. 3.

Ist aber die Strafe, welche die Elfenkönigin für ihre Weigerung dulden muß, nicht allzuhart? sich verlieben zu müssen in einen „Zettel," einen ungeschlachten Dummkopf, der sich zum Ueberflusse noch für witzig hält? — Es kann so scheinen, aber es ist es nicht. Die Hinneigung für ihn ist nur ein böser, für uns aber höchst ergötzlicher Traum, der wunderlichste, der in diesem ganzen Traumdrama geträumt wird, und auch die liebenswürdigste Frau, so bald sie einmal ihr Bestes: „liebenden Gehorsam" vergißt, läuft Gefahr, solche Träume als Strafe zu erhalten. Zum Glücke haften sie nicht, und nach dem Verdruß, so träumen zu können, folgt doch auch bald der Scherz und das Lachen über sich selbst.

---

*) S. die zauberisch malende Stelle:

His mother was a vott'ress of my order

bis

As from a voyage, rich with merchandize.

(Act. II., Sc. 2.)

Um aber das ganze Wesen dieses Oberon und dieser Titania, dieses Puck, dieses Senfsamens, Bohnenblüthe, Spinnweb u. s. w., zu genießen, ist wohl vorher Manches aufzuräumen und zu ordnen. Zuvörderst scheint es, als habe die allzugroße Sehnsucht nach den „griechischen Göttern," die man in gewissen Jahren fast für eine unerläßliche poetische Schuldigkeit ansah, der Kenntniß und Liebe für die modernen und einheimischen Mythen geschadet. Wir lassen, wie sich von selbst versteht, jene griechischen Götter und Halbgötter in ihrer Schönheit und ihrem Reiz, in ihrer Ruhe und Bewegung, in allen Ehren; fragen aber, ob sich nicht bei uns einiger Ersatz finde, und bejahen die Frage. Lernt sie nur kennen diese Elfen und Erlen, diese Undinen und Gnomen, diese Feuer- und Luftgeister, diese schwarzbraunen Mädchen, die, im Busch versteckt, Jäger necken, diesen Alp und diese Kobolde, diese Nixen und Waldfrauen u. s. w., wie sie in manchen uralten Heldenliedern und späterm Volksgesange angedeutet worden sind; und ihr werdet eure Klagen über das untergegangene Eldorado griechischer Mythen ein wenig mäßigen. Gehört haben wir freilich Alle davon, aber Viele von uns nur mit halbem Ohr, denn die schwer erlernte Mythologie der Griechen war bereits zuvorgekommen, und hatte zuviel Raum in uns gebraucht. Indessen bedurfte es nur solcher Gedichte, wie „Erlkönig" und „Fischer," um uns mit einem Mal in diese reiche Welt wieder schauen zu lassen.

§. 4.

Dennoch trifft es sich nicht selten, daß wir uns von dem wahren Charakter mancher jener flüchtigen, und doch in ihrer Eigenthümlichkeit sehr deutlichen Wesen einen falschen Begriff machen. Uns Deutschen insonderheit schadet dabei die an sich recht löbliche Hinneigung zur Erhabenheit, die wir überall suchen und nur mit Verdruß vermissen. Erließen wir aber auch diese Forderung, so zogen wir doch die Linien ihres Charakters zu eng und zu kurz, oder wir ließen sie in Unbestimmtheit auslaufen. So haben wir z. B. von den Elfen lange genug geglaubt, sie seyen bloß luftige Wesen, die im Mondschein Tänze aufführen, wobei höchstens die zartesten Neckereien erlaubt sind, und die süßesten Reden als Zugabe verlangt werden. Man vergißt dabei, daß ein so enger Kreis, in dem man die Elfen einschließt, ihnen selbst und uns bald lästig und langweilig werden mußte. Dieser Kreis ist aber in der That bei weitem größer, sie tanzen und necken allerdings auch, aber sie können noch viel mehr, ihr Gebiet ist die Traumwelt selbst, und insonderheit jene weite leidenschaftlich-sinnliche, die keine Gesetze kennt als die poetischen der Fantasie selbst, denen Oberon so gut gehorchen muß, als der untergeordnete Senfsamen, Spinnweb u. A.

§. 5.

Dieser Oberon hat insonderheit viel gelitten unter uns, und ist fast um seinen ganzen Charakter gekommen,

durch ein allbekanntes deutsches Gedicht, das wegen seiner zierlich-gebildeten Sprache und einzelner vortrefflicher Details großen Beifall gefunden hat, und fast als classisch betrachtet worden ist. Hier geht der Elfenkönig nicht selten auf das Pathetische aus, und wiewohl er in dem wahren Grandiosen selbst manche Fehltritte macht, so verlangt er doch von den beiden Liebenden Hüon und Amanda, daß sie nur auf die allerfeierlichste und strengste Weise lieben sollen. Es ist recht löblich von ihm, daß er die kirchliche und priesterliche Weihe der Ehe so sehr hoch hält *); nur begreifen wir nicht wohl, wie dies sinnlich-selige Wesen in seinem von Mondlicht durchstrahlten Waldreiche, unter Tänzen, lustigen Gesängen und dem Umgang mit Droll, zu einem so streng moralischen Katechismus gekommen ist. Noch einmal, wir loben ihn deshalb mit Herzlichkeit und Wahrheit, sehen in ihm aber in solchen Momenten mehr einen Theologen aus der wittenbergischen Schule des siebzehnten Jahr-

*) Besonders ergötzlich nimmt sich Oberons gewissenhafte Strenge und sein ganzer priesterlicher Charakter in einer Bravourarie aus, die er in der alten Oper gleiches Namens den beiden Liebenden warnend zuzusingen hat, worin besonders würdevoll es heißt: „Doch eh der Priester Amen spricht" u. s. w. Der Mann redet so unumwunden, daß ich nicht wage weiter zu schreiben, was sich aber im Gesang gut genug macht. Bei Wieland ist freilich Alles bei weitem, ja unvergleichlich zierlicher und feiner ausgedrückt.

hunderts als den artigen Elfenkönig. Diese Artigkeit verläßt ihn vollends ganz, wenn er die Liebenden — (die bittere Frucht auf der wüsten Insel mag ihm verziehen werden, da sie zu herrlichen rührenden Scenen Gelegenheit giebt) — späterhin sogar noch am Marterpfahle leiden läßt, wodurch für die Leser ein Eindruck entsteht, der selbst durch die spätere Glückseligkeit, die auf die Liebenden einbricht, nicht ganz gemildert werden kann. Endlich möchten wir auch die Folgewidrigkeit rügen, mit der eben dieser rigoristische Moralist und harte Plager Oberon auf andern Blättern der Geschichte die gütigsten Sentiments und aufgeklärtesten Prinzipien an den Tag legt.

§. 6.

Von all dergleichen ist bei Shakspeare nicht die Rede, und es scheint mir ein noch ungerühmter Meisterzug, daß Oberon bei aller seiner gutmüthigen Lust, den Liebenden zu helfen, doch gänzlich fehlgreift, denn lieben im tiefsten Sinne des Worts kann nur der Mensch, und selbst der Elfenkönig kann es nicht. Möge er die Blume Liebe im Müssiggang — (love-in-idleness) noch so zart beschreiben *) als „sonst milchweiß, purpurn

*) Daß die „göttliche Vestalin, die in Westen thront," des Dichters geliebte Königin selbst sey, konnte keinem aufmerksamen Leser verborgen bleiben; wenn aber Warburton aus

jetzt durch Amors Wunde," möge er ihren Saft immerhin preisen, und versichern, daß, wenn man ihn auf entschlafene Wimpern träufle, Mann und Weib in jede Creatur, die sie zunächst erblicken, sich toll vergaffen müssen; — von einem wirklichen Liebeszauber, der für Menschenherzen gelte, kann hier nicht die Rede seyn. Nur bei Titanien gelingt die List; in Beziehung auf die menschlich Liebenden wird nicht bloß von Droll, sondern auch von Oberon selbst ein arger Misgriff gethan. Ein rein geistiges Erwachen allein kann dem Demetrius Auge und Herz geben für Helena's Liebe. Love-in-idleness richtet nur neue Verwirrung an.

Unser Dichter durfte des mächtigen Zaubers seiner Geisterwelt so ganz sicher seyn, daß er nicht bloß wagen konnte, sie mit dem stattlichen Herzoge und den

---

der früher erwähnten „Sirene" — Marie Stuart herausdeuten will, so geht er über alle Grenzen der ächten Allegorie und dichtet Shakspearen eine Härte an, deren ein so reiner Geist nie fähig seyn konnte. Dennoch haben ihm einige berühmte Männer Beifall gegeben, vielleicht betäubt von fünf (!) sogenannten Gründen, die W. bei dieser Gelegenheit in Schlachtordnung stellt. Möge der unbefangene Leser selbst prüfen. — Dagegen ist W's Note zu dem Namen der Blume ohne Zweifel erbaulich genug, denn der Leser wird aufmerksam gemacht, daß, wenn die Menschen müßig gehen, oder doch mit nichts Solidem sich beschäftigen, sie leicht in die Gewalt der „unordentlichen" Liebe fallen können. — Der schöne flüchtige Elfenkönig wird sich vermuthlich selbst wundern, daß er ohne sein Wissen eine so tüchtige Moral gepredigt hat.

beiden liebenden Paaren, sondern mit der plattesten Wirklichkeit zusammen zu bringen. Wohl ist sie gemein diese Wirklichkeit, aber in ihrer Offenheit und Ehrlichkeit überaus witzig und geistreich durchgeführt. In eben dem Walde, der von zauberischer Musik, süßen und wehmüthigen Liebesträumen durchzogen wird, versammelt sich auch diese vierschrötige Wirklichkeit in der Person einiger athenischer Handwerker, die, weil nun einmal Alles auf Poesie erpicht ist, sich ihres Orts auch entschlossen haben, mit dergleichen Genialitäten aufzuwarten. Dieser Zimmermann, Schreiner, Schneider, Weber, Kesselflicker und Bälgenflicker — warum sollten sie nicht eben so wohl ein Recht haben, diesen Wald zu betreten als die zartesten Liebenden? Alles Existirende wird von unserm Dichter als rein existent anerkannt, und er macht es als solches liebend gelten. Diese ehrlichen, unermüdlichen, hausbackenen Leute sind gewiß in ihren kleinen Häusern und bei ihrem Geschäft recht wacker und achtungswerth; sie werden nur lächerlich, weil sie sich mit dem befassen wollen, was ihrer ganzen Natur das Widerstrebendste ist, d. h. mit der Poesie *). Allein sie

---

*) Es ist wahrlich keine auf Polemik abzweckende Wendung, wozu hier ohnehin keine Gelegenheit wäre, wenn ich hiebei an so Manche erinnere, die, ohne alle Poesie im Innern, dennoch ihr halbes Leben mit gedruckten poetischen Sachen sich beschäftigen müssen. Vielen armen Schulrectoren kommt es gewiß nie in den Sinn, muthwillig ausgelassen zu rufen:

müssen jetzt nun einmal daran, weil sie etwas verdienen wollen; denn wenn ein athenischer Herzog mit einer Amazonenkönigin Hochzeit hält, was kann man ihm anders bieten als Romantisches?

§. 7.

Freilich muß man ihm die Wahl unter mancherlei Tragödien lassen, aber im Nothfalle hält doch immer der reine Liebesjammer vor, wenn er auch nur halbweg gut gespielt wird; ist er vollends blutig, so kann es ihm an Beifalle nie fehlen, denn nicht bloß der Goethische Mephistopheles, sondern auch der Mensch giebt gern zu: „Blut ist ein gar besondrer Saft." Mögen

---

Nunc est bibendum u. s. w., ja sie würden dergleichen für gottlos halten bei so theuren Zeiten, und die süßlächelnde und süßredende Salage ist ihnen vollends überlästig, wenn sie dabei an eine etwanige trunkne Liebe denken sollen. — Was hilft ihnen der das Alles? Horatius hat doch nun einmal solche Feueroden gedichtet, und sie müssen tractirt werden. — Der Lebenden zu geschweigen, wollen wir nur, um eines der größten Beispiele zu geben, an Gottsched erinnern. Solche Oden mochte er allenfalls noch leiden, dennoch fragen wir mit Recht: Wer war wohl jemals verlassener von aller Fantasie? und hat er nicht dennoch sein ganzes Leben, vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, sich mit Poesie beschäftigt herumgeschlagen und herumgequält? — Hunderte sind mit ihm in demselben Falle; aber sie haben seine Berühmtheit nicht. — Jene athenischen Handwerker gewähren ein reines Lachen, diese ein tragisches.

unsre Haare sich weiß färben und Kinn und Wange sinken; für ächte Liebesnoth hat auch der Greis noch Sinn, so wie der athenische Herzog und der athenische Bauer. Hier hilft nun der witzige Ovid aus der Noth, denn auch ein Feind müßte ihm nachsagen, daß sein Pyramus und Thisbe nicht ohne Glück auf Rührung ausgehen. Wer nimmt nicht Theil an zwei armen Liebenden, die sich nur durch eine Breterwand sprechen, und statt der Küsse sich nur durch eine Spalte anhauchen können, die dann sich bei Ninus Grab ein Stell-Dich-ein geben wollen, aber leider durch die ungünstigsten Misverständnisse geängstigt werden. Was kann die arme, nur an feine und sanfte Töne gewohnte Thisbe anders thun, als, wenn der Löwe brüllt, davon laufen? sie verliert den Mantel dabei, und der grimmige Löwe, der die schönere Beute hat müssen fahren lassen, zerzaust den Mantel, und befleckt ihn mit Blut; Pyramus, der es bisher an Feuer hat fehlen lassen, weil er leider zu spät gekommen ist, geräth jetzt dafür in eine Ueberflamme hinein, indem er, nur zu bald meinend, wo ein blutiger Mantel sey, werde auch wohl eine blutige Prinzessin liegen, das Schwerdt zieht, und sich ersticht. Thisbe kehrt zurück, und da sie den todten Liebhaber sieht, glaubt sie auch nicht viel Besseres thun zu können als zu sterben. Der Löwe kehrt ruhig in den Wald zurück, er, der einzig Schuldige, der wohl sein Brüllen hätte verschieben können; der Mond scheint

munter weiter fort wie früher, und die Wand wird auch wohl noch lange stehen bleiben; aber die Liebenden sind und bleiben todt. — Einem solchen Stücke kann der Beifall nicht fehlen, wenn nur das „Oh! oh, oh," und „todt, todt, todt!" genugsam vortönt. Oder ist etwa das „Schlafen, schlafen, schlafen gehn" besser?

§. 8.

Allein eh es zur Aufführung des Stücks kommt, haben die guten Handwerksleute gar viele Geschäfte, und da es ihnen an allen Theaterrequisiten fehlt, müssen einige unter ihnen, die doch auch als Meister in der Zunft in ihren Stadtvierteln geehrt werden, sogar als Thier und Sachen aufzutreten sich bequemen. Wie unbeholfen sie sich aber auch dabei anstellen mögen, so ist doch auch manches Löbliche und Empfehlenswerthe in ihrer Geschäftsführung anzuerkennen. Welcher feurige Eifer in Erlernung der Rollen, da die Sache schnell gehen muß, und nun einmal die „schweißbetriefte Eil die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht!" *) welche schöne Neidlosigkeit bei Vertheilung der Rollen, welche edle Anerkennung der höhern Wissenschaft Zettels, der durchaus den glänzenden Pyramus übernehmen soll, u. s. w.

In der That hat dieses sogenannte Zwischenspiel

---

*) S. die Rede des Marcellus im Hamlet Act. I., Sc. 2.

von seiner ersten Erscheinung an bis auf den heutigen Tag aller Welt gefallen. Es ist Alles so wahr, so ächt menschlich lustig, daß selbst die ernstesten Stirnen älterer englischer und deutscher Commentatoren dabei erheitert worden sind. Man hat Shakspeare gerühmt, daß er hier abermals eine reiche satyrische Ader gezeigt und das falsche Pathos mancher Tragödien, und die traurige Unwissenheit mancher Schauspieler seiner Zeit trefflich bespöttelt habe. Mir selbst scheint indeß, er habe viel mehr und viel Besseres gethan.

§. 9.

Zuvörderst kann ich nicht einräumen, daß das hier aufgeführte Stück ein bloßes Zwischenspiel sey, denn es hat ästhetisch gerade so viel Recht zu spielen, und nicht bloß „zwischen" zu spielen, als Theseus Hochzeit und Jagdlust, als Demetrius Trotz, Helenas Milde u. s. w. Ferner ist es wohl Shakspeares nicht ganz würdig, daß er sich sollte ausdrücklich vorgenommen haben, schlechte Tragödien und verirrte Komödianten seiner Zeit zu persifliren: die fallen wohl von sich selbst und in sich selbst zusammen, und es scheint eben nicht nöthig zu seyn, daß die Pfeile von Apollons Silberbogen dahin fliegen; auch ist es — um zu einem andern Gleichniß überzugehen — kein angenehmer Gedanke, daß die Nachtigall mitunter Würmer in den Sand hineinspießt, obwohl es in gewissen Fällen nöthig ist, schlechte Tra-

gödien als solche zu bezeichnen. — — Wie wäre es, wenn wir die Sache, wie bei Shakspeare so oft, zwar rein individuell, aber auch eben wegen der Reinheit des Individuellen auch rein allegorisch nähmen?

Man hat schon oft das ganze Leben mit einem Schauspiele verglichen, aber vergessen, daß in diesem Weltschauspiel (wie im Hamlet) wieder ein zweites Stück mit Zuschauern, die, während sie zuschauen, wieder ein drittes darstellen u. s. w., aufgeführt werde. Lasset uns mit diesem Gedanken das sogenannte Zwischenspiel betrachten, und es erscheint als Lebensparodie. Was dabei für Nebenblitze auf die obengenannten einzelnen Gegenstände der Satyre mitfallen, das Alles wollen wir natürlich nicht nur nicht läugnen, sondern, wie billig, sehr erfreulich finden; nur nicht die Nebensache zur Hauptsache machen.

§. 10.

Aber einen andern Theil von wahrhaft poetischer Satyre, der hier doch so deutlich waltet, hat man ganz und gar übersehen, und dieser ist gegen den größten Theil des zuschauenden Publicums gerichtet. Die einfältigen gutmüthigen Spieler geben sich doch wenigstens alle ersinnliche Mühe um zu ergötzen; aber dieses Publicum zeigt sich fast unergötzbar. Philostrat, der doch als maître de plaisir klüger seyn sollte, ist so vornehm-philisterhaft, daß er den Herzog vor so unvoll-

kommnen Komödien warnt, Demetrius, gleichsam in seinem gesperrten Sitz bequem ruhend, giebt rohen Witz zu vernehmen, den er aber ohne Zweifel für gut hält, da er ihn macht, und Hippolyta sagt mit unzugänglicher Trockenheit: „Dies ist das einfältigste Zeug, das ich jemals hörte;" bekommt aber von Theseus die vortreffliche Antwort: „Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel und das Schlechteste ist nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft."

In der That ist Theseus auch der Einzige, der das lustige Trauerspiel nebst den Spielern wahrhaft zu genießen versteht. Er zeigt sich liebenswürdig und fürstlich, wenn er sagt: „Nie kann etwas mir zuwider seyn, was Einfalt darbringt und Ergebenheit," — und geistreich witzig, als er, um Hippolytens frostige Gedanken abzulehnen, erwiedert: „Wenn wir uns nichts Schlechteres von ihnen" (den Spielern) „einbilden, als sie selbst, so mögen sie für vortreffliche Leute gelten."

§. 11.

Allein auch so wie man dieses sogenannte Zwischenspiel bisher genossen hat, strömt darin eine reiche Quelle von Lust, und es ist vielleicht als das erste Schauspiel zu betrachten, in welchem die Vorbereitungen zu der Aufführung eines solchen, und das lustige Getriebe hinter den Coulissen zur Beschauung geboten wer-

den. Es hat einen ganz eigenen Reiz zu sehen, wie hier die Poesie und die Schauspielkunst darauf auszugehen scheinen, sich selbst und ihre Wirkung zu stören, wie sie aber ihres Sieges gewiß seyn dürfen, indem schon die Offenheit des Scherzes mit manchen ihnen aufgedrungenen Zufälligkeiten ihre schöne Obermacht bekundet. — Man weiß, wie Moliere und der Herzog v. Buckingham diese Theaterparodie gehandhabt haben; ihnen war es offenbar um Satyre, ja sogar um persönliche, zu thun; und müssen wir deshalb auf Shakspeares harmlose Ironie Verzicht thun, so wollen wir uns doch auch an vielen ihrer treffenden Bon-mots gar sehr erfreuen. Noch merkwürdiger aber ist es, daß auch die Deutschen schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als der unselige dreißigjährige Krieg die früheren Anfänge ihrer Schauspielkunst fast bis auf die Erinnerung zerstört hatte, mit einer solchen Parodie des Schauspiels das neue Schauspiel (das sogenannte correcte, oder doch correctere) wieder begannen. Andreas Gryphius hat in seinem Peter Squenz eine überaus derbe, breite, oft sogar in das Gemeine fallende, doch lebensvolle und nicht ganz witzlose Posse gegeben, in welcher bekanntlich gleichfalls die Aufführung von Pyramus und Thisbe zum Vergnügen hoher Personen die Hauptsache ausmacht. Er verdankt diese Idee nicht Shakspearen unmittelbar, sondern dem als Gelehrten nicht unbekann-

ten David Schwenter *), in welchem redlichen Manne wir deshalb wahrscheinlich den Ersten zu begrüßen haben, der zu seiner Zeit von unserm William doch noch etwas mehr wußte, als den Namen. Interessant bleibt es in jedem Falle, daß aus Shakspeares unendlich reichem Dichterkranze diese kleine, obwohl stets frische Blüthe (jenes sogenannte Zwischenspiel) die erste war, die über das Meer zu uns hinüber flatterte, und bei uns Früchte trug.

§. 12.

Diese Erläuterungen alle, die sich leicht vermehren ließen, können indessen nur in die Vorhalle des Stückes führen; in das Innerste selbst gelangen wir nur dann, wenn wir eine eben so leichte als schwere Kunst verstehen: die Kunst zu träumen. Diese aber im umfassendsten Sinne läßt sich nicht erwerben, ohne tiefe Empfänglichkeit für die Zauber der Natur, und (in Beziehung auf dieses Stück) insonderheit für die süße duftvolle Dämmerung eines Sommerabends, an welchem wir mit tiefer Innigkeit unserm Paul Flemming nachfühlen, wenn er sagt:

Alles neigt sich seiner Ruh,
Sehet, wie die Saat sich bücket,
Die verwachte Rose nicket
Und thut nie ihr Auge zu,

---

*) Er war Doctor der Philosophie und Professor der Mathematik zu Altorf.

Und die taumelnden Cypressen
Haben ihrer selbst vergessen.

Wenn dann das Mondlicht „auf dem Hügel schlummert,“ und sich auf thauigen Blumen wiegt, wenn die Erinnerung an unsere Kindheit neu erwacht, und alle unsre Fantasien der Jugend sich heranwagen, weil sie in der sanften Dämmerung ihre Heimath finden, wenn süße, alte Tonweisen, die bei dem Lärm des Tages nicht recht aufkommen konnten, durch unser Inneres ziehen, wenn „im Nebelkleid die Eiche ein aufgethürmter Riese“ dasteht, wenn der Wald mit seinen zauberischen Stimmen zu uns redet, wenn eine leise Müdigkeit uns beschleicht, und wir doch wach sind unter dem leise herabwehenden Schlummer — dann erst fassen wir dies Stück ganz auf, wir bereiten uns mit Theseus zur Jagdlust und andern Ergötzlichkeiten, wir streiten mit Oberon und Titanien, wir flattern und singen mit den Elfen, wir folgen den Liebenden auf der nächtlichen Irrfahrt durch das schöne Dickicht des Waldes, wir lächeln über die ehrlichen athenischen Handwerker, die mit ihren derben schwieligen Händen die zarte Kunst anfassen, wir nehmen Theil an dem Geschick des armen wohl deklamirenden Pyramus und der nicht minder erhaben wehmüthigen Thisbe, ja wir ließen uns wohl allenfalls bewegen, selbst eine Rolle im Stücke zu übernehmen, und wäre es auch nur die des Mannes im Monde.

XXXV.

Maß für Maß.

§. 1.

Haben wir uns so eben an dem wunderbaren Zauber des Sommernachtstraums erfreut, so führt uns jetzt unser Dichter in die Mitte der wirklichen Welt und in die Tiefen der mannichfaltigsten menschlichen Charaktere hinein. Der Stoff, den er bei Giraldi Cinthio, oder vielmehr in einer englischen Bearbeitung dieses Novellendichters — also erst durch die dritte Hand — empfing, kann bloß auf den ersten Blick einigermaßen interessiren, und wir nehmen vielleicht dies Gefühl der Theilnahme zurück, wenn wir ihn näher betrachten. Daß ein Statthalter heuchlerisch seine eigenen Untugenden unter dem Mantel einer weisen unerbittlichen Strenge gegen die Sünde der ihm Untergebenen verbirgt, daß er einem Mädchen, welches für ihren Bruder bittet, der in seiner Gewalt steht, entehrende Anträge thut, mag unsre Aufmerksamkeit er=

wecken; daß aber dieses Mädchen, von den Thränen des weichlichen Bruders, der weder leben noch sterben kann, gerührt, sich dem Machthaber zum Opfer anbietet, doch unter der Bedingung, daß er nicht bloß den Bruder rette, sondern auch die Gefälligkeit habe, sie zu heira=then, dünkt mich schon weit hinaus über die Grenze des Schicklichen zu seyn. Der Statthalter verspricht, was verlangt wird, hält aber nicht Wort, denn statt des le=bendigen Bruders sendet er ihr am andern Morgen das abgeschlagene Haupt desselben. Wie kommt dieser Mann, den wir für fein und listig halten sollen, zu dieser rohen unnützen Grausamkeit? hat er nicht die gewöhnlichste Klugheit, um zu ahnen, daß eine solche tödtliche Krän=kung ihre Strafe finden müsse? Das Mädchen weiß sich auch recht wohl zu helfen, und wendet sich mit Recht an das höchste Oberhaupt des Staats, den Kaiser Max, der den Statthalter zwingt, nach eingestandenem Verbre=chen das Mädchen zu heirathen. Dann aber soll er so=gleich enthauptet werden. Damit ist jedoch ihr nicht gedient, sie bittet für ihn, und der Kaiser vergiebt; wir aber nicht dem italienischen Erzähler, daß er uns zu=muthet, einen so höchst mittelmäßigen Menschen, wie die=sen sogenannten Kaiser, für unsern trefflichen sinnreichen und dichterisch=liebenswürdigen Max zu halten. Die Mehrheit der Deutschen weiß zwar leider von keiner Geschichte so wenig als von der deutschen; so viel aber ist doch wohl Allen von dem wackern Gemsen=

jäger zu Ohren gekommen, daß sie es nicht werden für möglich halten, er könne sich jemals in der Wahl eines Statthalters so arg betrogen haben, wie hier sein unächter Namensvetter.

§. 2.

Wie anders, wie so ganz und gar anders ist Alles bei Shakspeare! wie geistvoll erfunden, wie sinnreich und besonnen kräftig durchgeführt! — Hier ist kein in der Weltgeschichte glänzender Kaiser aufgeführt, der ohnehin in Verhältnisse, wie sie uns dieses Stück vorführt, nicht paßt, sondern wir sehen zuvörderst einen wohlredenden, doch nicht sehr glänzenden Herzog, mit dem gewöhnlichen Namen Vincentio. Dieser Fürst, geziert mit manchen natürlichen und manchen schwer errungenen Tugenden fühlt nach einer vierzehnjährigen Regierung endlich selbst, daß ihm eine der ersten Tugenden fehle: Strenge und Consequenz. Wildheit und Zügellosigkeit haben in seinem Staate, besonders bei der heranwachsenden Jugend, um sich gegriffen; es sind zwar treffliche Gesetze vorhanden, aber man hat sie nicht genugsam angewandt, und wenn es an das Strafen gehen sollte, hat es der Herzog nie über sein sanftes Herz gewinnen können*). Jetzt, da es zu auffallend wird,

---

*) I find an apt remission in myself, sagt er selbst am Schluß des Stücks, obwohl er gerade jetzt sehr ernstlich strafen wollte.

was soll er thun? Nach vierzehnjähriger Milde plötzlich streng werden, könnte tyrannisch scheinen; oder soll er gar die Fürstenwürde niederlegen? Das verbietet ihm die Pflicht, und vielleicht hat er auch — denn belesen ist der Mann — vernommen, wie schlimm es dem armen Könige Lear ergangen. Er wählt deshalb einen Mittelweg, fingirt eine Reise nach fernen Landen, und übergiebt während dessen die Statthalterschaft einem allgemein geachteten und wegen seiner Strenge gefürchteten Manne, Angelo, dem er jedoch zur Vorsicht den gutmüthigen Escalus als Zweiten im Range beigesellt.

§. 3.

Er selbst bleibt aber ganz in der Nähe, um überall lauschen und im Nothfall als hülfreicher Engel auftreten zu können. Er legt den Fürstenhut ab, nimmt die Mönchskappe, und man sieht ihm an, daß er diesen Tausch für einige Zeit mit wahrem Vergnügen unternimmt, denn sie paßt für ihn ganz vortrefflich. Philosophisches Nachdenken und die Resultate desselben mittheilen, sich selbst und Andre zur Frömmigkeit ermahnen, stete Rührigkeit und gutmüthige Vielgeschäftigkeit: das ist sein Leben. Mühe scheut er nie; hat er doch dafür den Lohn, Angelo kennen zu lernen, Beichtvater zu werden bei Isabellen und Marianen, dem Claudio eine Rede über Leben und Tod zu halten, die, in gutes Latein übersetzt, zur Hälfte in Cicero's, zur Hälfte ein Seneca's Werke ein-

geschwärzt werden könnte u. s. w. Zwar muß er von dem wilden Lucio viel Ungebührliches ertragen und anhören; doch abgerechnet, daß es ihm vielleicht sogar Vergnügen macht, auch einmal auf ein halbes Stündchen ein Märtyrer zu werden, kann er ja in jedem Augenblick, wenn es ihm gefällt, die Mönchskleidung abwerfen, und als rächender oder verzeihender Herzog dastehen. Diesen Charakter hat uns Shakspeare in allen Zügen deutlich ausgemalt, und da wir ihn gleich anfangs so erkennen, so sind wir auch nie zu sehr besorgt für das Geschick der liebenswürdigen Personen des Drama's, so wie wir nicht minder die beste Hoffnung hegen dürfen, daß es selbst den Schlimmgesinnten, wenn sie nur zu der gehörigen Reue und Buße sich bequemen, am Ende auch nicht allzuübel ergehen werde. Stelle er sich auch noch so dräuend; zu strafen versteht er nun einmal nicht und wird es auch nicht lernen.

§. 4.

Angelo's Charakterzeichnung ist nicht selten bewundert worden, doch hat man es meistentheils bei einigen Bemerkungen über seinen Uebergang zur Sünde bewenden lassen, die, wie mich dünkt, nicht genügen können, wenn man ihn nicht bis zu seiner geistigen Wurzel zu verfolgen sucht. Angelo ist ein denkender, zum Ernst und zur Strenge geneigter Mann, bei dem aber die Grazien gänzlich ausgeblieben sind; doch vermag er durch Würde und Kraft zu imponiren. Dadurch ist es ihm

gelungen, die Liebe eines liebenswürdigen leicht zu entzündenden, aber fest behaltenden Mädchens, Mariane, zu gewinnen. Er selbst hat sich nur lieben lassen, doch mag es ihm wohlgethan haben. Indessen war dies schwache Gefühl nicht hinreichend, ihn vor einem Verbrechen zu schützen, denn als das Schiff, welches das Heirathsgut seiner Verlobten trug, im Meer versank, hat er der Unglücklichen seine Hand verweigert. Dadurch ist sein Herz (ich finde kein andres Wort) „anbrüchig" geworden, er sucht sich selbst zu erkälten, es gelingt ziemlich, und gänzlich unbekannt mit der Leidenschaft, ist er überzeugt, daß auch Mariane ihn bald vergessen werde. Seit dieser Zeit ist er nur um so mehr auf seiner Hut, die Vernunft soll allein seine Göttin seyn und der Staat seine Geliebte; aber seine Vernunft ist eine frostig egoistische, und die Geliebte wird als Magd behandelt, die er sogar gern bestraft, damit sie stets fühle, was es heiße, einen Herrn zu haben. („Feri ut sentiat" war bekanntlich Caligula's heilloses Wort.) — So sind fünf Jahre verflossen, seitdem er das Verhältniß zu Marianen zerrissen, und er hat während dieser Zeit sein Herz dergestalt zur Ruhe gebracht, daß es nur noch für die äußere Ehre und Macht zu schlagen scheint.

§. 5.

Sein strenges, finsteres Leben ist bei dem Volk fast zum Sprichwort geworden, und er mag wohl leiden,

daß man wie gewöhnlich die Meinung davon übertreibt. Er will wo möglich ein Fels seyn, wo nicht, es doch wenigstens scheinen. Da er selbst nie die ächte Liebe gefühlt, und doch durch das Verhältniß zu einer Liebenden in seiner gewohnten Ruhe und Kälte gestört worden ist, so sind ihm alle Sünden, die aus Leidenschaft und Sinnlichkeit fließen, doppelt verhaßt, und er nimmt gern die Gelegenheit wahr, den armen Claudio die ganze Schwere des Gesetzes fühlen zu lassen. Er selbst war wegen Leidenschaftlosigkeit nicht fähig, sich so zu vergehen, wie Claudio; da dieser aber Reue fühlt oder doch wenigstens Alles zu thun bereit ist, um die Schuld wieder auszulöschen, so ist die Frage, wer weniger gesündigt hat, leicht zu lösen. Eine solche Vergleichung stellt aber Angelo nicht an. Er hat schlechthin keinen Begriff davon, daß er an der verlassenen Mariane fast noch mehr gefrevelt habe, als Claudio an Julia, denn die Liebe kann ja Alles gut machen; der Egoismus nichts. Ihm ist es genug, daß Marianens Ehre im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht von ihm gekränkt sey, und so bleibt er völlig ruhig, indem er, nach dem Gesetz, das Todesurtheil über Claudio ausspricht. Vergeblich bemüht sich Eskalus, für den armen Jüngling Gnade zu erflehen, vergeblich sind seine wohlgemeinten Erinnerungen an die Schwäche der Menschen, und an die Macht der Gelegenheit; mit dem einzigen Worte: „ein Andres

ist versucht seyn; ein Andres straucheln," weist er ihn entscheidend zurück.

Man sieht, dieser zweite Statthalter ist bereits durch Angelos Klugheit zu einem bloßen Titular-Statthalter geworden, und in Wahrheit nicht viel mehr als ein guter alter Kammerdiener, mit dem man leicht fertig werden kann, so daß der gute Mann bald nicht viel mehr als seufzen darf. Damit er aber nicht unthätig werde, läßt man ihn anderweitige Händel schlichten, die jedoch wegen ihrer Verwickeltheit und innerlichen Widerlichkeit dem braven Manne gar sehr zur Last fallen müssen.

§. 6.

Jetzt bleibt nichts übrig, als zu versuchen, was die rührenden Bitten einer schönen und tugendhaften Schwester Claudios über Angelos eisiges oder eisernes Herz vermögen, und nun erst, nachdem wir den Statthalter so haben kennen lernen, sind die Scenen zwischen ihm und Isabellen in ihrer ganzen Meisterhaftigkeit zu erkennen. Wie schwach er sey, zeigt sich ihm, wie mit Blitzeshelle, da selbst die reinste Frömmigkeit und anmuthigste Unschuld in der Gestalt einer gottgeweihten Jungfrau sündige Gedanken in ihm hervorzurufen im Stande ist, und so fällt sein früheres Wort: „ein Andres ist versucht werden, ein Andres straucheln" mit verdoppeltem Gewicht auf ihn selbst zurück.

Bei Isabellen müssen wir wieder zuvörderst an die schönen Worte erinnern:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und frei, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Aber wir können auch in schlichter Prosa sagen: sie ist eine reine Seele, ein stilles Gemüth, das aber handeln und reden kann, wenn Zeit und Pflicht wollen, daß geredet und gehandelt werde, gegen sich selbst streng, und darum gegen Andre milde, klug, weil sie einfach, muthig, weil sie fromm und bescheiden ist, die Verhältnisse klar überschauend und stets bemüht, sie zu ebenen. So nun, ihrer selbst gewiß und der unerschöpflichen Quelle von Glückseligkeit in der eignen Brust, wünscht sie von außen her nur Begränzung, ja es ist ihr die engste die willkommenste, weil sie für ein rein frommes, still thätiges Leben am geeignetsten scheint. Wie aber das Leben, weil es stets auf ein Ganzes hinaus will, oft selbst mit unsern liebsten Einzel-Wünschen Ironie treibt, so thut es der ächte Dichter ihm nach. Sie soll nicht des sanft beschaulichen Lebens im Kloster genießen, und die schöne Einsamkeit, die sie jetzt in ihrem Probejahre dort findet, soll schnell unterbrochen werden; — und durch welchen wüsten Lärm, durch welche widrige Nachrichten von einem sündhaften Bruder, dem das Schwerdt des Gesetzes droht! — Sie, die Reine, soll für die Straflosigkeit einer Sünde bitten, deren bloßer Name schon ihrer ganzen Seele zuwider ist.

§. 7.

Und aus welchem Munde erfährt sie all dies Traurige? Der lockere Bruder hat unter seinen Kameraden nur den lockersten und wildesten gefunden, um ihn als Boten zur Schwester zu senden. Schonendes Anbringen einer traurigen Nachricht und zartes Verhüllen ist seine Sache nicht; kann er doch selbst von dem Ernstesten nicht mehr ernst reden, und in seiner unsittlich zerflossenen Seele ist schon das ganze Leben zu einem bloßen liederlichen Spaß geworden. Wir bedauern Isabellen, aber es ist nun einmal so im Leben, daß auch das keuscheste Ohr der Jungfrau nie ganz verschont bleibt, und wenigstens historisch vernehmen muß, wenn die Sünde bei der Tugend um Hülfe bettelt.

Dabei wollen wir aber auch auf der andern Seite die wohlthuende und wahrhaft fromme Ironie, welche der Dichter nun wieder im Gegensatze mit Lucio treibt, nicht übersehen. Dieser Jüngling ist schon so tief gesunken, daß es ihm das höchste, vielleicht einzige Vergnügen macht, unsittlich zu scherzen; diese Scherze aber müssen nothwendig bald „abgestanden" werden, wenn ihnen nicht stets neue Würze aufhilft. Die pikanteste Würze dieser Witzbolderei ist jedoch die Gegenwart höherer und tugendhafter Menschen, besonders Frauen, denen sie, die Verächtliche, gar zu gern eine Röthe abjagt. Isabelle muß den Lucio anhören, denn er ist der Abgesandte ihres Bruders und es handelt sich von Tod und Leben

desselben. Welche bequeme Gelegenheit, ungestraft cynisch zu scherzen! Kaum aber hat er sie gesehen, so will es doch mit der gewohnten Frivolität nicht recht fort, die alten Witzeleien können vor so frommen und schönen Augen nicht recht fließen, und wenn er auch fast mechanisch noch manches Leichtsinnige hinwirft, so zeigt er sich doch im Ganzen ziemlich moderat. Späterhin, wo er sie näher kennen lernt, bekommt er sogar ein ihm ganz neues Gefühl, das der Achtung. Er macht ihren Führer recht gut und anständig; in der ersten Audienz bei dem Statthalter ist er ihr sogar ein unentbehrlicher Anhalt, und er räth, ermuntert und lobt nach seiner Art vernünftig genug. Es wird ihm ordentlich wohl dabei, auch einmal honett zu seyn, doch dauert das freilich nicht lange, und kaum kommt er zurück auf die Straße und den Markt unter die Menge, so schlägt ihn wieder der alte unsittliche Spaß- und Witzkobold mit Fäusten, was ihm freilich jetzt noch wie süßes Kitzeln vorkommt.

§. 8.

Isabelle hat mit ihrer reinen Seele bloß das Allgemeine und Nothwendige aufgefaßt: ihr Bruder beging eine Sünde, die das Gesetz mit dem Tode zu bestrafen droht, er will aber wieder gut machen, darum darf und muß sie um Gnade flehen, denn Gnade ist höher als das Gesetz. — In Beziehung auf den Statthalter theilt sie die allgemeine Achtung; nicht aber die allgemeine Furcht,

er steht im Gesetz und unter dem Gesetz, und nach dieser Ansicht allerdings hoch, sie aber steht höher, weil in ihr auch das Evangelium der Gnade und der Vergebung lebt. Wer aber spricht das Gefühl aus, was die Jungfrau ergreifen muß, als nun endlich Angelo in unumwundener greller Schuld als Heuchler entlarvt vor ihr steht, und es ist die reinste Zornesflamme, wenn sie wie einen Hülferuf die Worte: O Schein! Schein!" (seeming, seeming) zum Himmel hinauf haucht. Er, der nichts hatte als das Gesetz, und nur dadurch lebte, daß er es hatte, bricht das Gesetz, und fällt so — gewissermaßen vor ihren Augen — in einen bodenlosen Abgrund des Verderbens. Und in welcher Welt sieht sie sich gefangen, von welchen Netzen umsponnen! Denn gegen diesen Gesetzesbrecher giebt es kein Gesetz, er ist ja der Verwahrer desselben und hat sich durch sein starres tugendhaft scheinendes Leben einen Ruf erworben, den keine Anklage der Verletzten, kein Schmerzensschrei der Unterdrückten durchbrechen wird.

§. 9.

Dennoch droht ihr eine noch tiefere Herzenswunde. Sie hat für den Bruder Alles gethan, was sie vermochte, um sein Leben zu retten, und sie bringt ihm jetzt in seinen Kerker die Nachricht, daß er nicht zu retten sey, als durch vollendete Schande, die man als Preis für ihn gefordert habe. Der Bruder hat sich so eben mit Bruch=

stücken alter Philosophie von Vincentio trösten lassen und scheint auf den Tod gefaßt, weil er dennoch innerlich auf das Leben hofft; jetzt aber, da die letzte Hoffnung schwindet, sinkt er immer tiefer, und mit einer fast schauderhaften Lebensgier beschwört er die Schwester, ihn um jeden Preis zu retten. Wir wollen, was sich etwa zu seiner Entschuldigung sagen läßt, versparen, und nur erklären, daß wohl nichts begreiflicher ist, als die unendliche Zornesflamme in der Antwort der auf die mannigfaltigste Weise verwundeten Schwester. Damit aber ist sie übel angekommen, und noch dazu bei einer Dame, die denn doch billig (und gerade wenn sie recht zart fühlt) am meisten Isabellens Zorn theilen sollte. Diese Dame (Lenox) findet Isabellens Betragen gegen ihren Bruder roh und unanständig, woraus man ohne alle künstliche Consequenzmacherei vermuthen darf, daß sie auch die Anträge des Statthalters nicht eben für besonders arg gehalten haben muß. — Was mich betrifft, so glaube ich, Isabellens Zorn lasse sich nicht nur ästhetisch vollkommen rechtfertigen und sey einer der herrlichsten Lichtpunkte des ganzen Stücks, sondern es sey auch die Benennung „Thier," mit der sie den Bruder belegt*), philosophisch richtig. Die Gefühle von Ehre und

---

*) Die Feuerworte lauten:
O you beast! O faithless coward! o dishonest wretch! u. s. w.

Schande sind stets als „Beglaubigungen der Menschheit,“ und Belege des Adels derselben betrachtet worden; und nie würde ein griechischer oder römischer Philosoph Anstand genommen haben, selbst in der schlichtesten Prosa und mit der größten Gelassenheit, den ein Thier zu nennen, der ein jämmerliches Leben der ächten reinen Ehre vorzieht. Claudio steht jetzt noch tiefer, denn er wählt nicht bloß die eigene Schande, sondern verlangt auch von der Schwester, daß sie, um ihm eine elende Fortdauer zu sichern, selbst sündigen und sich Schande bereiten soll. — Von Allem dem weiß die Lenox nichts, sie findet Isabellens Benehmen barbarisch. Vielleicht meint sie, die Heldin eines ernsthaften Drama's dürfe nie schelten, und es würde ihr vielleicht besser gefallen haben, wenn der Dichter seiner Isabelle etwa in den Mund gelegt hätte: „O mein theuerster, sonst schätzbarer Bruder, ich sehe mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, dir deine Bitte abzuschlagen, und nächstdem deine ganze Ansicht gründlich zu verachten.“ Je naturwidriger und steifer, desto besser.

§. 10.

Nach den mannigfaltigen Leiden, welche die schöne Jungfrau mit so vieler Würde und Anmuth bestanden hat, ist nichts billiger, als daß das Geschick und also auch der Dichter ihr am Schlusse die reinsten Freuden bereitet. Alles Gute, was sie gewollt hat, gelingt, und

sobald die Schlimmgesinnten zur Erkenntniß kommen und ächte Reue zeigen, ist auch sie zur Verzeihung geneigt. Daß sie aber auch für Angelo bittet, das, hat man gemeint, sey doch zu viel, ein Vorwurf, der eigentlich wohl mit andern Worten heißen würde, man solle in gewissen Fällen die Vergebung vorenthalten, und das Gebot „liebet eure Feinde" sey wohl so ernstlich nicht gemeint. In gegenwärtigem Falle ist aber ihre Fürbitte nicht einmal als Tugend, sondern lediglich als die Frucht eines guten Mädchengefühls zu betrachten. Sey auch dieser Angelo sehr tief gesunken; ein Mann ist er doch, und zwar ein kraftreicher Mann, der von so manchen lockern, weichlichen und verschlemmten Männern, die sie in kurzer Zeit hat kennen lernen, nicht wenig absticht. Als ihm die Gefahr droht, sucht er sich zu retten, und leider selbst durch Lügen; da aber Alles an den Tag kommt, und keine Winkelzüge mehr helfen wollen, da erfaßt ihn auch das Gefühl des eigenen Unwerths mit ganzer Macht, und, weit entfernt, um sein Leben zu flehen, bittet er um den Tod. Es sind nicht leere Worte, die jetzt seinem Munde entströmen, er fordert ohne Leidenschaft, aber mit den strengsten, nachdrücklichsten Worten seine Strafe. Er hat in der That und Wahrheit keine Neigung mehr, ein Leben fortzusetzen, das er selbst entehrt hat, und so kann er, wenn diese Kraft zur sittlichen Reue wird, noch einmal des neugeschenkten Lebens würdig werden. — Noch mehr aber muß Isabellen der Gedanke rühren, daß

doch am Ende sie die — wenn auch schuldlose — Ursache seines Falles sey. Darf sie nicht denken, „daß wahrhafte Redlichkeit all sein Thun so lange gelenkt habe, bis er sein Auge auf sie warf?“ der Leser weiß das freilich besser, aber er wird sich gern der liebenswürdigen Beredtsamkeit Isabellens hingeben und mit Vergnügen Angelos Begnadigung vernehmen. Johnson indessen hat sie mit großem Misvergnügen vernommen, und dringt auf die Todesstrafe, wobei wir uns freuen wollen, daß der überstrenge Mann nicht als Criminalrichter angestellt worden ist. Unter andern aber vergißt er auch in seiner Heftigkeit, daß ein so sanfter Fürst, wie der hier gezeichnete, nicht so leicht ein Todesurtheil unterschreibt, am wenigsten aber jetzt, wo er durch die glückliche Lenkung der Geschicke so vieler Menschen, so wie durch das neue und schöne Gefühl der Liebe für Isabellen gestärkt und erheitert worden ist.

§. 11.

Ein leises Lächeln können wir freilich bei den zierlichen Bewerbungen des Herzogs um Isabellens Liebe nicht unterdrücken, denn obwohl er erst in den vierziger Jahren seines Lebens seyn mag, so kommt er uns, da wir ihn fünf Acte lang nur in der Mönchskappe und wie einen Mönch haben handeln gesehen, nach und nach und unwillkürlich, wie etwa ein Sechziger vor. Dieses Lächeln ist jedoch dem Gesammt-Eindrucke nicht im min-

dessen nachtheilig, wir nehmen den regsten Antheil an seinem Glücke, denn durch dasselbe wird auch das Glück des Staates bereitet werden, der durch seine frühere weiche Nachgiebigkeit aus den Fugen zu kommen drohte, im Besitz einer solchen Gattin wird er, der sonst so wohlgesinnte und verständige Mann, bald lernen, die Milde nicht mehr einseitig walten zu lassen.

Ueber Claudio ist schon das meiste zu seiner Charakteristik Dienende angedeutet worden. Er ist eine an sich nicht arme, doch im Müssiggang verweichlichte und durch stete Nachgiebigkeit gegen sich selbst zerfahrende Natur. Wie sollte er nicht lebensgierig seyn, da er nichts weiter hat, als was man so obenhin, ordinärer Weise „Leben" nennt! Täglich acht Stunden zu schlafen, und die übrigen sechszehn hinzubringen bei Spiel und Wein, Lachen und Scherzen, ist denn doch in jedem Fall behaglicher als ausgestreckt im Sarge zu liegen! und der ihm drohende Moment des Kopfabschlagens hat vermuthlich auch nicht viel Aesthetisches. Der mönchartige Herzog thut zwar sein Möglichstes, ihn zu trösten, aber dieses „sein Möglichstes" enthält wahrlich wenig Trost. Das Leben in seinen Einzelnheiten betrachtet, — redet er ihm zu — sey denn doch etwas höchst Aermliches; — ein Hauch, abhängig von jeder Luftveränderung, der Narr des Todes, dem entfliehen wollend, es doch immer zuläuft, nicht edel, nicht tapfer, nicht stetig, nicht glücklich u. s. w. Was soll Claudio aus so einer falschen

und verdrießlichen Philosophie lernen? das Leben verachten, um den Tod zu lieben? eine Folgewidrigkeit, die sogleich an den Tag kommen würde, wenn Claudio im Verlauf der Unterhaltung den Spieß umkehren und mit ähnlichen Gründen beweisen wollte, daß, wie häßlich auch das Leben sey, der Tod doch als noch häßlicher angesehen werden müsse. Mit all dergleichen zerfetzten metaphysischen Sätzen, mit allem Schelten auf das Leben, das, wohlverstanden, dergleichen Polemik leicht ignorirt, — kommt man zu gar nichts Gedeihlichem, und wenn zwei Personen sich also bekämpfen, so ist es (wie Demonax sagen würde), als wenn Einer einen Bock melken, und der Andre ein Sieb unterhalten wollte. Shakspeare zeigt mit furchtbarer Deutlichkeit, wohin das Alles führe; und wie könnte auch ein zerrissener Mensch wie Claudio sich mit Sentenzenschnitzeln zusammen halten? Dazu gehört eine gänzliche Wiedergeburt und neue Schöpfung, die der Mensch mit Gottes Hülfe durchsetzen kann und soll.

§. 12.

Auch über Lucio ist bereits oben gesprochen worden, er ist moralisch noch ungleich tiefer gesunken, als Claudio, allein da wo er angelangt ist, da wo Alles als Spaß erscheint, und die Lüge als der beste Witz, da steht er so sicher und so unsicher, als man dort stehen kann; Claudio aber ist noch im Sinken und deshalb

die Beute jedes übermächtig andrängenden Moments. Lucio's Bonmots über die starre, frostige Natur des Statthalters gehören zu denen, die man, selbst aus dem Zusammenhange gerissen, wie mit dem unverkennbaren Shakspearischen Siegel bezeichnet *), erkennen müßte, da er aber doch weniger den Witz hat, als der Witz ihn, so rennt derselbe überall mit ihm davon. Es müßte ja ermüden, bloß über den Statthalter herzufallen, darum wendet er sich jetzt mit seinen Lügen gegen den Herzog selbst, den er geradezu und im Redegalopp einen seichten, unwissenden und albernen Gesellen nennt. Er denkt sich bei diesen Lästerungen nicht viel, es ist nur, weil er einmal im Lügen ist und vor beendigtem Pensum nicht gut aufhören kann.

Der arme verkleidete Herzog aber, der solche schlimme

---

*) Und doch sind sie wieder nur im Zusammenhange des Ganzen wahrhaft vortrefflich zu nennen. Verwöhnung und Prüderie allein würde sich scheuen, Worte wie folgende: Some report, a sea-maid spawn'd him: — some, that he was begot between two stock-fishes: — but it is certain: that, when he makes water, his urine is congeal'd ice; that J know to be true: and he is a motion ungenerative, that's infallible (Act. III., Sc. 4) schlagend witzig zu nennen; und wer dabei den ganzen Charakter des Lucio, so wie das ganze Stück vor Augen hat, ergötzt sich an ihnen stets von neuem. Einzeln aber könnten sie wenigstens Frauen zu sehr erschrecken; darum mögen sie hier unübersetzt bleiben.

Vorwürfe anhören muß, bleibt keineswegs gelassen, sondern behauptet mit einiger Salbung, er sey weise, gelehrt, staatskundig und kriegerisch, wodurch der leichtfertige Lucio nun noch immer mehr zur Opposition gereizt wird, so daß er auch dem Fürsten Dinge andichtet, die dessen ganzer Natur zuwider sind. Nur vergesse man nicht, daß Vincentio, in diesem Augenblicke aus seiner philosophischen Ruhe herausgestört, fast eben so verworren handelt, als Lucio selbst. Er, der so viele Sentenzen kennt, sollte doch auch die kennen, daß es sehr leicht sey, bescheiden zu bleiben, wenn man gelobt wird, daß aber die wahre Bescheidenheit sich erst dann zeige, wenn uns ungerechter Tadel trifft. Hätte er sich diese Tugend erworben, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, die Lästerungen eines seichten Witzboldes zu verachten, statt daß er jetzt erhitzt zum unmäßigen Selbstlobe seine Zuflucht nimmt, denn nimmer kann es doch weise seyn, sich selbst weise zu finden. — —

§. 13.

Indessen hat Lucio in jedem Falle durch die unsittliche Aufführung schwer gesündigt, und die harten Drohungen des Herzogs am Schluß des Stücks sind als Schreckmittel um so mehr zu rechtfertigen, da wir wohl ahnen, es werde damit nicht zum Ernste kommen. Johnson, der, wie es scheint, das ganze Stück nicht in der besten Stimmung gelesen hat, nimmt Alles für

baare Münze, und meint, da der Fürst doch einmal Allen verzeihe, warum nicht auch dem Lucio? Er ist wegen dieses Irrthums schon früher zur Rede gestellt worden; doch läßt sich hier, dünkt mich, auch Einiges zu seiner Entschuldigung sagen. Der Herzog verlangt, Lucio solle eine jener Mädchen heirathen, die etwa gegen ihn Klage führen werden, Lucio bittet in wahrer Todesangst, ihn damit zu verschonen; aber der Fürst erwiedert: „Auf meine Ehre, Du sollst sie heirathen (Upon mine honour, thou shalt marry her), dann: „führt ihn ins Gefängniß" (take him to prison), und als Entscheidungsgrund: „Lästerung gegen den Fürsten verdient es" (sland'ring a prince deserves it). — Das Alles klingt sehr ernsthaft, und man kann wenigstens wünschen, daß Vincentio, der doch seine eigene verzeiherliche Natur kennen muß, die ihm stets verbietet seine Drohungen zur That zu machen, sich des großen, nie zu misbrauchenden Ausdrucks „auf meine Ehre" enthalten hätte.

§. 14.

Neben Isabellens hoher und herrlicher, zarter und frommer Gestalt sehen wir Julia (Claudios Braut), anfangs nur einem unglücklichen lautlosen Schatten ähnlich, über die Bühne gehen. Wohl mag der Epheu sich gern um starke Bäume schlingen, doch wie übel ist er daran, wenn er sich um ein Gewächs windet, das nicht

minder der steten Krafterneuerung von außen her bedarf! — Claudio hat sie unglücklich gemacht, und selbst des Trostes bedürftig, vermag er keinen zu geben. Sie hätte ein Recht ihn gering zu achten, allein die Liebe kennt kein solches Recht, und weil sie viel lauterer denkt und fühlt, wie er, wird ihre Liebe für ihn durch Mitleid nur noch feuriger. Der Dichter hatte nur eine einzige Scene (Act III., Sc. 1) für sie aufzuwenden, aber für ihn genug, um sie uns ganz deutlich zu zeigen. Sie hat nur aus Liebe und in der Liebe gefehlt, sie will nicht sich; Claudios Leben und Liebe allein ist, was sie begehrt. Wie schnell begreift sie den herzoglichen Mönch, wie wohl steht ihr die Geduld, mit der sie die eigne Schmach erträgt, wie fern ist sie, irgend etwas von ihrer Schuld abdingen zu wollen, da sie sogar so weit geht, noch größere auf sich zu nehmen als er. Wie faßt sie sogleich das treffende Wort über die falsche Reue auf, die nur auf sich selbst schaut, nicht auf den Himmel, und nur von Furcht, nicht von der Liebe bewegt wird, u. s. w. Ist es doch fast, als habe Claudio die Tugend der Klarheit und Kraft lediglich ihr überlassen, in der Hoffnung, er könne sich gelegentlich das Gehörige von ihr borgen. Wahrscheinlicher aber ist, daß er selbst nie geahnet hat, was er in ihr besitzt, denn in den Tagen guten Glücks mochte sie vielleicht nur unscheinbar durch das Leben gehn, und es bedurfte des Leidens, um ihre Vorzüge an den Tag zu bringen. Neben Isabellen ist sie, wenn

ich mich so ausdrücken darf, wie ein unglückliches, aber in der Reue wohlthuendes Gespenst bei einer blühenden Nymphe, die selbst dem Gespenst zu neuem Leben verhilft.

§. 15.

In der Mitte steht Mariana mit dem ganzen Reiz des reinen Leidens. Keine Kälte und Härte Angelos hat ihr tief liebendes Gemüth von ihm abwenden können, sie kann nur einmal lieben, und wie auch die Jahre vorüberschleichen in ihrer schmerzlichen Einsamkeit; ihr Gefühl bleibt immer dasselbe, immer neu, und wir nehmen um so innigern Antheil an ihr, da sie einst mit dem Statthalter schon wirklich verlobt war und sich um deswillen als sein betrachten durfte. Diesen Umstand hat auch der Herzog stets im Auge, und um deswillen glaubt er, daß sie in Beziehung auf Angelo handeln dürfe, wie er sie handeln lehrt. Es hat etwas besonders Rührendes, wie sie dem Mönch vertraut, der ihr als tröstlicher Beichtvater gutmüthig und klug zuspricht. Wir sehen sie zuerst (Act IV., Sc. 1) schmerzlich und schweigend sitzen, und vor ihr einen Knaben, der ihr ein Lied vorsingt. Still und wehmuthsvoll ist das Lied, aber um so süßer für sie; doch als sie den Herzog erblickt, bittet sie ihn um Verzeihung, daß er sie bei Musik treffe, nicht möge er ihr Herz verkennen, als wolle es sich erfreuen, denn ihr werde nur der Schmerz gewährt. Vincentio scheint die rührende Sanftmuth dieser Worte nicht recht zu verstehen, denn er begnügt sich aus seinem gro=

ßen Vorrathe von Sentenzen eine nicht sonderliche hervorzuziehen, die von der Zauberkraft der Musik redet, welche Böses gut und Gutes böse mache. Nur indem er dann sogleich zum rein Praktischen und Hülfreichen übergeht, wird er wieder liebenswürdig.

Aber dieses Lied, das ihr Shakspeare geliehen — kaum mag ich sagen, welch einen Zauber es für mich hat. Wohl ist es gar köstlich, wenn der Dichter einzelne Strophen ehrwürdiger und lieblicher alter Volkslieder seinen Personen leiht, oder wenn er eigens für sie neue Gesänge dichtet; diesmal aber hat er Marianen eine Strophe aus einem seiner früheren poetischen Werke: „The passionate pilgrim“ gegeben, woraus man beinahe vermuthen sollte, daß dieses Gedicht seinem eignen Herzen theuer gewesen seyn muß:

> Take, oh take those lips away
> That so sweetly were forsworn;
> And those eyes, the break of day,
> Lights that do mislead the morn;
> But by my kisses bring again,
> Seals of love, but seal'd in vain.

Nur bis dahin singt der Knabe, und diese sechs Zeilen sind vielleicht die einzigen, die Shakspeare, der sich sonst nie wiederholt, zweimal geschrieben oder gar hat drucken lassen. Die zweite Strophe lautet:

> Hide, oh, hide those hills of snow
> Which thy frozen bosom bears,
> On whose tops the pinks that grow,
> Are of those that April wears.

But first set my poor heart free,
Bound in those icy chains by thee.

(S. die londoner Ausgabe der sämmtlichen Shakspearischen Werke v. J. 1823, S. 791).

Der Dichter durfte sicher seyn, daß sein Publicum auch diese Schlußstrophe im Gedächtnisse des Herzens haben werde, wir dürfen das nicht vermuthen, und deshalb setzten wir sie auch hier hinzu, da ohnehin bekanntlich die nicht-dramatischen Werke des Dichters so selten gelesen werden *).

§. 16.

Daß ein Stück wie dieses nicht ohne Kerker und Kerkermeister, Gerichtsdiener, Gefangne, ja sogar nicht ohne einen Scharfrichter bestehen kann, fällt in die Augen, und wir sollen deshalb keinesweges Shakspeares

*) An Uebersetzungen des anmuthig rührenden Gedichts fehlt es uns nicht; ob sie aber befriedigen, möchte ich bezweifeln. „Wend', o wende diesen Blick" u. s. w. ist offenbar zu frei, und wenn auch nicht ohne Lieblichkeit, doch ohne die eigenthümliche Shakspearische. — „Weg, o weg die Lippen dein" u. s. w. hat eine verfehlte Naivetät, nicht ohne künstliche Alterthümlichkeit, wird auch im weitern Verlauf spröde.

Bei einem so zarten Gedichte an den Ulyssesbogen zu denken ist wohl eben nicht Sitte, doch scheint es mir nicht unstatthaft, da jener Bogen ohne Zweifel auch den feinsten Mittelpunkt des Ziels zu treffen vermochte. — Zum Glück besitzen wir einige Dichter, denen es gelingen kann, sobald sie recht wollen.

Herablassung bewundern, sondern nur anerkennen, daß auch er diese Nothwendigkeit anerkannte. Wohl mag er, und wir mit ihm, am liebsten in Hainen wandeln, wie die in „Wie es Euch gefällt“ und dem „Sommernachtstraum“, oder in Zimmern, wie die bei Viola und dem Junker Tobias, und in Schenken, wie die in den Heinrichen u. s. w.; hat er sich aber einmal auf Verhältnisse eingelassen, wie die in dem gegenwärtigen Stück, so sind alle diese Kerkerscenen gewissermaßen schon mitgegeben und in keinem Fall zu vermeiden. Angelo weiß in Allem, was ihn selbst nicht unmittelbar betrifft, vollkommen was er will, wir sollen an seine kalte Tyrannei und starre Consequenz vollkommen glauben, und wenn uns auch die Nähe des gutmüthigen Herzogs immer zu Hoffnungen für die besseren Gefangenen berechtigt, so soll ihr doch stets eine gewisse gerechte Besorgniß vor Angelos rasch durchfahrender unsittlicher Kraft die Wage halten, bis Alles sich am Schlusse friedlich löst.

Und warum sollte auch die Poesie Scheu tragen, sich mit Kerkern und Kerkermeistern, ja mit Scharfrichtern einzulassen? Ist hier etwa ihre Macht zu Ende, und vermag sie nicht hier den Kern des Lebens zu entwickeln? Fürchtet sie die Kellerluft u. s. w.? Welch ein feiger Gedanke! und doch wie häufig ist er heut zu Tage (nur mit andern Worten) ausgesprochen! wie manche neuere Dichter würden erschrecken, wenn man ihnen zumuthen wollte, einen gutmüthigen und in der Gutmü-

thigkeit reflectirenden Kerkermeister, oder einen grellen Abhorson, einen zum Thier herabgesunknen unverbesserlichen Gefangnen Bernardin aufzustellen, sie würden fürchten, der selige Kotzebue strecke seine Hände aus dem Grabe hervor, und verlange sein Eigenthum zurück. Mit nichten: wir sehen, daß auch Shakspeare dergleichen hat, und sollten doch endlich den allereinfachsten Gedanken nicht mehr verschmähen, daß jedes Wort und jede Scene gut ist, sobald sie an ihrem rechten Orte steht, und für das Ganze nothwendig ist *).

§. 17.

Dieselbe Nothwendigkeit sollen wir anerkennen in Beziehung auf die Scenen, welche von den niedrigen unsittlichen Personen, der Kupplerin und ihrem Diener,

---

*) Am allermeisten aber scheinen sich die neuern Dichter vor dem sogenannten Gewöhnlichen zu scheuen, und vielleicht würde sie keine Macht der Erde bewegen, etwa Folgendes zu schreiben: „Guten Morgen, Herr Hofrath, haben Sie wohl geruht?" — „Fast gar nicht," u. s. w. Es ist freilich sehr möglich, daß diese Frage in hundert Fällen unnöthig ist; aber im hundert und ersten Falle ist sie vielleicht durchaus unvermeidlich, und folglich gut. Oder ist es etwa schlechthin unmöglich, daß die traurige Schlaflosigkeit des trefflichen Raths wichtige Folgen habe?

Ob diese Bemerkung gerade hierher gehöre? ich glaube wenigstens in so fern, als es gut ist, von Shakspeare so viel als irgend möglich, zu lernen.

so wie von dem einfältigen Constable und dem närrischen Junker Schaum (Froth) gebildet werden. Der Dichter beginnt sein Stück mit dem Geständnisse des Herzogs, daß seine Nachgiebigkeit viel Unheil angestiftet habe, und daß die besten Gesetze wie gutes Gewehr, das ungenutzt in den Rüstkammern verroste, keine Kraft mehr bewiesen. Dadurch ist das Volk verschlemmt, und lebt in unsittlichen Vergnügungen von einem Tage zum andern. So sahen wir einen Theil des Adels, und so sollen wir auch einen Theil der Bürger, die sich zu niedrigen Hehlern verbotener Lüste machen, sehen, denn der dramatische Dichter soll nicht bloß reden lassen, sondern zeigen. Es kann vielleicht einigen Lesern vorkommen, als seyen die Auftritte mit Elbogen, Schaum u. s. w. etwas zu lang, allein sie sind so reichlich mit Naivetät und Humor ausgestattet, daß wir die Länge nicht bloß verzeihen, sondern uns ihrer wahrhaft erfreuen. Auch die kürzeste Scene ohne diesen Witz und bloß ernsthaft und trocken würde unerträglich seyn, während hier der bloße Gerichtsdiener Elbogen (vielleicht ein Abkömmling des trefflichen gutmüthigen Dummkopfs Dogberry in „Viel Lärm um Nichts") und der bis zum Ueberschwang beredte Rüpel schon hinlänglichen Stoff zur Ergötzung gewähren. Die Schilderung der Sünde in ihrer Nacktheit würde hier den widerlichsten Eindruck machen; mit überschauendem Humor gezeichnet wirkt sie Abscheu, aber ohne Ekel, und der Leser wird nicht mit zu großem unnützen

Mitleid über das thörichte Gesindel geplagt. Deshalb fehlt es aber nicht an dem tiefern Ernst, und ich gestehe, daß mir z. B. dieser Junker Schaum, der so aufgeschwemmt, verblasen und verblaßt, so sündhaft verdummt und verdutzt dasteht, wie ein eben so lächerliches als furchtbares Bild erschlaffter Unsittlichkeit erscheint.

Wir wissen Alle, wie häufig uns in neuern Zeiten „Nebel" statt „Leben" von den Dichtern geboten worden ist, gleichsam als hätten sie das Leben zurückgelesen, um es sich in dieser Verkehrtheit desto bequemer zu machen. Man solle aber nicht bequem seyn, sondern den Nebel wieder zurücklesen; und nicht bloß das, sondern in das Leben sich wieder zurückleben. Hier geht nun Shakspeare abermals mit dem schönsten Beispiel voran, und wir verweilten deshalb mit besonderer Liebe bei einem Stücke, das überall Leben und Charakter bietet.

XXXVI.

Das Lustspiel der Irrungen.

§. 1.

Ehe wir zu dem Genusse gelangen, den dieses mit besonderer (oft gelobter, oft aber auch als „Künstlichkeit" getadelter) Kunst verfaßte Lustspiel gewähren kann, müssen wir erst, wie mich dünkt, die Grundlage des ganzen Werks untersuchen. Es ist bekanntlich die große Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung und der ganzen körperlichen Haltung von zwei Zwillingsbrüdern, die in früher Jugend getrennt, plötzlich an einem Orte, ohne daß sie es ahnen, zusammenkommen, wo dann jene Aehnlichkeit eine Menge von lustigen und ernsten Verwirrungen veranlaßt. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß die körperliche Bildung eines Menschen mit der eines andern eine auffallende Aehnlichkeit haben könne, die im gewöhnlichen Leben, und weil die Menschen in der Regel sich nicht wohl auf das bestimmte Anschauen verstehen, leicht täuschen kann. Ist nun vollends wie hier von Zwillingsbrüdern

die Rede, die sich wohl gar in liebender Sehnsucht aufsuchen, so gewinnt die Sache etwas Rührendes, vorzüglich durch den naheliegenden einfachen Gedanken an die Mystik der Natur, die der Dichter selbst anzudeuten scheint *).

Das ist aber auch Alles, was ich für die Grundlage des Stücks zu sagen vermag, denn sie scheint mir unter allen die schwankendste, die Shakspeare je erwählt hat. Wir wissen Alle, daß kein Baum, keine Blume, kein Blättchen dem andern gleich ist; und ein Mensch, der ja eben geschaffen wurde, um die ganze Natur zu beherrschen, ein Mensch, dessen schwächste Seelenkraft ein höheres Zeichen der Allmacht und der Güte Gottes ist, als die Schöpfung von Sonne, Mond und Sternen — sollte dergestalt der Natur untergeordnet seyn, daß sie ihn einem andern Menschen völlig gleich schaffen könnte?

§. 2.

Wir wollen immerhin einräumen, daß die Architektonik eines Körpers und selbst des Gesichts der andern

---

*) So sagt Antipholis von Syrakus, sobald wir ihn sich selbst allein gegenüber sehen:

I to the world am like a drop of water,
That in the ocean seeks another drop;
Who, falling there to find his fellow forth
Unseen, inquisitive, confounds himself u. s. w.

Ich bin in der Welt wie ein Tropfen Wasser, der in dem Ocean einen andern Tropfen sucht, und hineinfallend sich selbst verliert, ohne den andern zu finden. (Act I., Sc. 2.)

sehr ähnlich seyn könne; aber auch nur dieß und nichts weiter. Dieser Bau des Gesichts und allenfalls des ganzen Leibes kann hier nicht entscheiden, denn jedes Individuum giebt durch seine Geistesrichtung ihm eine ganz andre Bedeutung, und mithin ein ganz andres Aussehen. Dieses letzte Wort ist hier von wahrem Gewicht, und die gewöhnliche Redensart: „Wie sieht der Mensch aus?" macht der deutschen Sprache große Ehre, weil sie den Fragenden belehrt, wonach er eigentlich zu fragen habe. Was aus uns heraus sieht, giebt allein das Bild und zwar das rechte Bild, was leider selbst die meisten Portraitmaler unrichtig auffassen, da sie theils nur jene Form des Baues, oder wenn es hoch kommt, nur die Richtung eines vorübergehenden Moments darzustellen pflegen. Wenn aber der Geist und der scharfbegrenzte Charakter allein über jenes Aussehen entscheidet, so kann niemals Gleichheit und selten nur täuschende Aehnlichkeit statt finden. In dieser tiefern Hinsicht sieht deshalb jeder Mensch gerade so aus, als er seiner ganzen innern Natur nach aussehen kann, weshalb auch z. B. ein rein tugendhafter helldenkender und heiterer Mensch niemals häßlich „aussehen" wird, möge auch seine Gesichtsbildung noch so viel zu wünschen übrig lassen, denn wir werden sie entweder vergessen über jenem Aussehen, oder auch sie wird durch dasselbe geadelt werden. Es kommt deshalb auf das Maß der Fähigkeiten des Betrachters an, auf die Kunst

des ästhetischen Schauens und Durchschauens an, um ein reines Bild zu empfangen.

§. 3.

Marcus Accius Plautus, der Allen wohlbekannte altrömische Lustspieldichter, ist ohne Zweifel einer der ersten gewesen, der diese so eben kurz angedeutete Ansicht nicht streng gehabt zu haben scheint. Er ist jedoch durch einen glücklichen Zug des Talents auf den Weg gerathen, jene innere Unwahrscheinlichkeit des Stücks, wenn auch nicht ganz aufzuheben, doch zu verhüllen. Seine beiden Zwillingsbrüder (die Menächmen) können allerdings einander ziemlich ähnlich sehen, denn sie kommen wenigstens in den gröbern Richtungen ihres Charakters schlimm genug überein. Der eine ist so geruhig unsittlich, daß er kein Bedenken trägt, seiner eignen Frau einen Mantel zu stehlen, um ihn einer Geliebten von der üblern Gattung zu schenken. Der andre Bruder übertrifft ihn noch wo möglich, indem er sich nicht bloß die zärtliche Aufnahme, die ihm bei der im Schauen ungeübten Buhlerin zu Theil wird, ohne Scrupel gefallen läßt, sondern auch jenen fatalen Mantel nebst einigen goldenen Spangen ohne Sorge sich zueignet. Leute solcher Art sind allerdings einander so ähnlich, wie etwa ein Unkraut dem andern. Dennoch scheint mir, daß auch hier die Hauptsache in der Unwahrscheinlichkeit mehr verhüllt, als wirklich beseitigt werde, denn immer wird sich uns doch

die Frage aufdrängen: „wie ist es mit dem Blick des Auges? wie mit einzelnen Gebehrden? wie mit der Sprache? u. s. w. Indessen stimme ich, wie billig, gern dem größten Theil des Lobes bei, das so manches Jahrhundert dem alten redlichen Römer für sein Stück brachte. Er hat es sich ein wenig bequem gemacht, es kommt ihm auf einige Breiten nicht an, und seine Spaßhaftigkeit ist nicht immer Witz; dafür aber bewegt er sich auch recht frank und frei alterthümlich derb, und verbreitet wenigstens in manchen Scenen ein Wohlbehagen um sich her, wie es in ihm selbst zu wohnen scheint.

§. 4.

Was aber hat Shakspeare aus diesem Stoffe gemacht? Wollte er ihn einmal fassen, so konnte auch er jene innere Unwahrscheinlichkeit nicht ganz tilgen, ja er hat sie in einem gewissen Sinne erhöht, indem er den freien Zwillingsbrüdern auch zwei Zwillingssklaven zugesellt. Schlegel sagt: „wenn man erst einmal etwas an das Unglaubliche Grenzende zugegeben habe, so werde man um das Zweite nicht handeln." Ich glaube sogar, man werde dadurch abgehalten, an die einzelne Unwahrscheinlichkeit zu denken, wenn uns der Dichter sogleich in eine Welt zu treten einlädt, in der einmal ein großes W u n d e r sich ereignet hat. Gelingt es dem Dichter, uns bereitwillig zu machen, ein solches Wunder zu glauben, so hat er für Alles, was aus jenem Wunder fließt, gleichfalls unsre Bei-

stimmung gewonnen. Um aber mit einem solchen Wunder Eingang zu finden, bedarf es, wie mich dünkt, einer besondern Feierlichkeit. Plautus hat sich darüber hinweggesetzt, und da er nur ein kleineres Wunder zu glauben dem Zuschauer ansinnt, so hat er die ganze Sache in einem bequem weitläufigen, aber gutgelaunten Prolog abgemacht. — Auch Shakspeare liebt — und gewiß mit Recht — die Prologe; er verschmäht sie aber da, wo sie bloß den sich bequem gehen lassenden Dichter bezeichnen würden.

§. 5.

Wir sehen bei ihm zuerst einen Greis, Aegeon aus Syrakus, der nach Ephesus verschlagen ist, daselbst zum Tode führen, weil zwischen beiden Städten ein barbarisch-feindseliges Verhältniß waltet, das selbst des Einzelnen nicht schont, und der arme alte Mann das Lösegeld von tausend Mark, mit dem er sein Leben retten könnte, nicht aufzubringen vermag. Der Herzog von Ephesus, der mit erscheint, und wie etwa ein arabischer oder indischer Fürst, nichts lieber hört als abenteuerliche Geschichten, befragt den syrakusischen Kaufmann um die seinige, und der Leser und der Zuschauer theilt in Mitleiden für den Greis die Neugier des Prinzen. So vernehmen wir mit Theilnahme jenes Wunder von der Geburt zweier sich völlig ähnlich sehender Zwillingspaare, und ehe wir noch recht Zeit gewinnen, die Sache zu be-

zweifeln, reißt uns die Geschichte von dem wunderbaren Schiffbruch, der, das Fahrzeug in der Mitte zerreißend, Eltern, Kinder und Diener trennt, zu einem Mitleiden hin, das stärker ist als jener Zweifel. Unser Mitgefühl wird erhöht, wenn wir vernehmen, daß nunmehr die Sehnsucht die sich Suchenden von Land zu Land treibt, bis endlich selbst der alte Vater, die Verlassenheit und Einsamkeit nicht länger tragend, sich gleichfalls auf den Weg macht, und nach fünfjährigem Suchen in dem fernsten Griechenland und Asien nach Ephesus getrieben wird, wo ihn ein ungeahnetes Geschick ergreifen soll. Der Fürst, abermals nicht unähnlich jenem in „Tausend und einer Nacht," schenkt ihm zum Dank für seine Geschichte noch einen Tag das Leben, und befreit uns dadurch von der Sorge für den Alten, denn wir ahnen bald, daß sich der verworrene Knäul seines Geschicks (den uns aber der Dichter mit der größten Deutlichkeit gezeigt hat) sich hier befriedigend lösen werde. —

§. 6.

Jetzt hat der Zuschauer den Ariadne's-Faden in der Hand; wie sich auch das Labyrinth verschlingen möge, er wird sich nie verirren können, und wenn sich auf einem dunkeln Grunde nunmehr das lustige Gewebe des Zufalls und der neckischste Wirrwarr entfaltet, so kann dadurch die Ergötzung nur erhöht werden. Die beiden Sklaven Dromio sind in ihrer witzigen Naivetät und

derber, viel vertragender Lustigkeit ganz geeignet, die zu große Theilnahme zu lindern, die wir sonst vielleicht für die beiden Antipholus empfinden könnten. Dazu läßt es indessen auch die ungemeine Raschheit, mit der die Verwirrungen in den ersten Acten sich häufen, nicht kommen, bis endlich der Wirrwarr dergestalt steigt, daß die Personen, fast wie von einem tragikomischen Dämon besessen, durch einander geworfen werden. Gezogene Schwerdter, Hülferuf, Verdacht des Wahnsinns, Flucht in die Freistatt eines Klosters u. s. w., das Alles läßt uns endlich den Gipfel der Irrungen ahnen, wo dann für die Erschöpften nothwendig ein Ruhepunkt eintreten muß. Man sammelt sich wieder, erzählt sich unter den Auspicien des Herzogs selbst, der als eine stattlich fürstliche Person durchaus keinen Wirrwarr leiden mag, die näheren Umstände, erkennt sich und freut sich. Vortrefflich ist es, daß die beiden Zwillingspaare wirklich am Schlusse zusammen kommen, und sich einander anschauend gleichsam im Spiegel besehen *). Hier belä-

*) Bekanntlich kommen auch die Plautischen Menächmen am Schlusse des Stücks zu gleicher Zeit auf die Bühne, wobei der alte Dichter leichtes Spiel hatte, da die Masken der Brüder die Täuschung beförderten. In neueren Zeiten hat man das Zusammenführen der Beiden nicht mehr gewagt, da die materielle Aehnlichkeit nicht mehr so zu erreichen ist, wie ehedem. Vielleicht thäte man doch besser, der Fantasie des Zuschauers etwas mehr zuzumuthen, als ihn in dem ängst-

chelt sich das Stück gleichsam selbst, und wenn etwa dabei wieder jene oben bezeichnete Unwahrscheinlichkeit in der Grundlage desselben an den Tag kommen sollte, so ist wenigstens die Aufrichtigkeit des Dichters zu loben, der seiner höhern Macht bewußt, nichts hat vertuschen wollen, um sich leichteres Spiel zu machen. Der gute Aegeon findet in der weisen Aebtissin seine verlorene Gattin und freut sich mäßig wie ein alter Mann des wieder gewonnenen Lebens. Die beiden Antipholus sind vielleicht durch die letzten Scenen zu angegriffen, um ihre freudige Rührung sogleich zu zeigen. Die wahre Freude fühlen und sprechen aus nur die beiden Dromio's, die sich dabei mit einer Liebenswürdigkeit gebehrden, welche bei dem Leser die angenehmste lächelnde Rührung hervorbringt. Das Vergnügen des einen an der Gestalt des andern, die Freude, daß man doch ein „hübscher Kerl" seyn müsse, weil ja das brüderliche Spiegelbild

---

lichen Gefühl zu lassen, daß ein Schauspieler, sey er auch noch so vortrefflich, durch die Uebernahme von zwei oder mehrern Rollen dem Dichter aus der Noth helfen mußte, denn je mehr wir dabei die Mimen bewundern, je mehr fühlen wir auch die Gebrechlichkeit der Grundlage des Stücks. — Am Schlusse wirkt jene Zusammenkunft, selbst wenn das Auge des Zuschauers nur eine Obenhin-Aehnlichkeit bemerken sollte, gewiß erfreulich, und der Dichter ist sie ihm gewissermaßen s c h u l d i g. Hat er aber auch diese Schuld abgetragen, so kommt ihm unsre Fantasie schnell zu Hülfe und wehrt die Entwürfe des einseitig reflectirenden Verstandes ab.

so hübsch ist, die Bereitwilligkeit, mit der einer dem andern das Recht der Erstgeburt zuerkennen will, und da dies nun einmal auf historischem Wege nicht auszumachen ist, der Vorschlag das Loos entscheiden zu lassen und „Halme zu ziehen," endlich der Entschluß, Arm in Arm und Hand in Hand geschlungen, keiner vor dem andern zu gehen: — das Alles giebt dem Leser einen so reinen Genuß, daß das Stück nicht schöner schließen konnte.

§. 7.

Würde wohl das Spiel des nur von außen her kommenden und bloß äußerlich wirkenden Zufalls, und eine Reihe von solchen Verwirrungen (möchten sie auch noch so kunstreich an einander gereiht seyn) einen Eindruck gewähren, wie das ächte Lustspiel ihn bereiten soll? Gewiß nicht. Wir würden vielleicht anfangs lächeln oder auch wohl lachen, später aber entweder Ermüdung fühlen oder wohl gar entrüstet werden, denn der Mensch will nun einmal nicht, daß der bloße Zufall herrisch mit dem Menschen spiele, und es verdrießt ihn, wenn die bloße Natur sich ein Recht anmaßt, das ihr nicht zukommt, wir wollen es nun einmal schlechthin nicht haben, daß der Mensch mit seiner göttlichen Abkunft in einem Wirrwarr umhergetrieben werde, dem er nicht entfliehen kann, und es ist deshalb, will uns der Dichter auf seiner Seite behalten, nothwendig, daß die äußer-

liche Verwirrung durch eine innere motivirt werde. Ist der Mensch von dieser letztern nicht frei, so giebt er dadurch selbst den äußern Dingen eine höhere Macht als sie sonst haben, und wenn er in einem solchen Zustande von dem Wirbelwinde des Zufalls erfaßt wird, so finden wir dies sehr natürlich und dürfen ungestört lächeln über die seltsamen Scherze, die jener Zufall mit ihm treibt.

An einer solchen innern Motivirung der äußerlichen Verwirrungen fehlt es wenigstens bei den Hauptpersonen im Stücke nicht. Betrachten wir deshalb diesen Umstand, der das shakspearische Lustspiel weit über sein Vorbild setzt, ein wenig näher.

§. 8.

Adriana, die Frau des ephesischen Antipholus, hat manche anziehende Eigenschaften, die das Glück eines Gatten machen könnten, sie liebt ihn mit dem ganzen Feuer der Jugend, ist innerlich und äußerlich wohlgebildet, sorgsam und häuslich; aber alle diese löblichen Einzelnheiten haben keinen rechten Zusammenhang, und können ihn nicht haben, da ihr das Beste fehlt: das unbedingte Vertrauen zu dem Ehemanne. Dieser hat als Kaufmann gar viele Geschäfte: das weiß sie ohne Zweifel recht wohl, kommt er aber ein wenig spät zu Tische, so fällt ihr der Gedanke ein, es könne doch auch wohl irgend eine zerstreuende Herzensangelegenheit ihn

aufgehalten haben. Dadurch wird sie verdüstert, und er begreiflicherweise noch mehr. Er hat mit manchen Frauen Umgang, wie das Leben und der gesellige Geist es fordern, unter diesen ist gewiß die Mehrheit sittlich und anständig, obwohl es auch nicht an einigen andern fehlt, die von der Strenge des Gesetzes etwas abbrechen möchten. Bis jetzt ist er noch kaum auf den Gedanken gekommen, irgend Eine besonders auszuzeichnen, er weiß bloß, daß diese und jene Interesse für ihn hat, und falls er nur bitten wolle, die Erhörung nicht ausbleiben werde. Er ist — insoweit sein sanguinisches Temperament es zuläßt — treu, er mag nur nicht genirt seyn, ist gern mit guten Freunden heiter, besonders bei der Mahlzeit, die er, wie jeder gebildete Mensch, der muntern Unterhaltung willen, liebt und verlängert; aber er kommt gewiß nur selten zu diesen schuldlosen Freuden, denn die Frau will ihn ganz allein haben, und ihre Schwester Luciana ist bis jetzt die Einzige, die sie als Nebenbuhlerin nicht scheut. Aber auch mit diesem verdienstlosen Vertrauen steht es nicht sonderlich, denn späterhin verfolgt sie auch diese mit ihrer eben so rührenden als lächerlichen Eifersucht. So hat Antipholus sie erkannt, und so lernen auch wir sie durch wenige Worte ihres Gatten kennen. „Meine Frau — so spricht er zu dem Goldschmidt Angelo — ist verdrießlich (shrewish), wenn ich nicht zur gewohnten Stunde komme. Sagen Sie, ich habe mich bei Ihnen in Ihrer Werkstatt aufgehalten, um

zuzusehen, wie an ihrer Halskette gearbeitet wird, die Sie ihr morgen bringen wollen." (Act III., Sc. 1.)

§. 9.

So weit also wäre es schon gekommen! — Die Frau hat nicht bloß Unrecht, sondern sie ist auch in ihrem Unrecht noch verdrießlich, und mit diesem Einen Worte ist ein wahrer Abgrund von Elend bezeichnet, denn wir sehen wohl mit Recht in der Verdrießlichkeit einen der unwürdigsten Zustände, in dem wir uns befinden können, da er ein Nichtwissen unsers Wollens verräth, woraus zuletzt auch ein Nichtwissen dessen, was wir nicht wollen, entstehen kann. — Und der arme Mann hat sich darein ergeben! höchst merkwürdig bei einem Antipholus, dessen Temperament wir kennen. Aber der Dichter wußte wohl (was etwa zwei Jahrhunderte später auch Jean Paul im Siebenkäs behauptet hat), daß gegen eine verstimmte und verdrießliche Frau kein Mann auf die Länge aushält, da es (wie ich hinzufügen möchte) schwerlich eine hinreichende Waffe giebt gegen die Consequenz in der Inconsequenz der Verdrießlichkeit. Antipholus sieht sich nach einer solchen Waffe um, und findet — schwach genug — keine andere als die Lüge; er hat nicht den Muth, seiner Frau zu sagen, daß vielfache Geschäfte ihn verhindert haben, früher zu kommen. Das würde sie vermuthlich nicht glauben, darum will er, um nur schnell des fatalen Eifersuchtgesprächs, das ihm

droht, überhoben zu seyn, — lügen, und der Goldschmidt soll es ihm gleichermaßen zu Gefallen thun. Heute liegt ihm auch besonders viel daran, daß Andriana guter Laune ist, denn er bringt Gesellschaft mit, deren Humor meist von dem der Wirthin abhängt.

Während dessen hat Adriana den syrakusischen Zwillingsbruder ihres Gatten bei sich aufgenommen, denn sie hat trotz seines seltsamen Betragens und seiner Protestationen in ihm ihren Gatten zu finden geglaubt, mit dem sie jetzt zu Tische sitzt. Wir fragen mit Recht, ob das möglich sey, beseitigen aber allen Zweifel, wenn wir eben erwogen haben, welche Frau diese Adriana sey, und welche leidenschaftlich getrübte Augen ihm am Tisch gegenüber blicken. Der arme Ephesier Antipholus steht indeß mit Balthasar und Angelo vor der Thür und complimentirt auf die würdevollste und zierlichste Weise über die Leckerbissen und Nicht-Leckerbissen, so wie über die ganze Aufnahme, welche die Gesellschaft in seinem Hause zu erwarten habe, worauf natürlich nicht minder zierliche und — langweilige Antworten folgen. Nun sollten freilich die Menschen von dergleichen gar nicht reden, außer etwa, wenn die Mahlzeit und die Unterhaltung vorüber ist, wo dann immerhin ein billig kritisches Gericht, doch wo möglich nur in einem zweizeiligen Epigramm, gehalten werden mag. Indessen lieben nun einmal die meisten Menschen jene von nichts ausgehenden und zu nichts führenden complimentirenden Re-

densarten, und ertragen gern jede Langeweile, wenn sie ihnen nur ehrenhalber gemacht wird, weshalb denn auch unser Dichter mit liebenswürdig gelassener Ironie die Sache schildert wie sie eben liegt, damit wir uns im Spiegel beschauend uns selbst ein wenig belächeln mögen.

§. 10.

Als nun endlich die drei Männer der leeren Worte überdrüssig geworden sind, und die nöthigen Schritte thun, um zu der vielbesprochnen inhaltschweren Mahlzeit zu gelangen, siehe, da ist, wie der Zuschauer längst wußte, und die komische Scene vorhersah, die Thür verschlossen; an eine Verständigung ist nicht zu denken, und es tönt nur eine ungeheure Scheltwörter-Fülle von dem Fenster herab auf die händelsüchtigen Tagediebe, die sogar die schöne Pflicht der Bürgerruhe bei der Mittagsmahlzeit zu stören wagen. Es giebt kaum eine tragischere, oder auch, je nachdem es fällt, komischere Situation, als auf einer ungastlichen Schwelle vor einer hart verschlossenen Thür, besonders wenn der Hunger mit im Spiele ist, der nur jenseit derselben gestillt werden mag. Ist es aber vollends der Hausherr selbst, der vor seiner zauberisch verwandelten Thür also stehen muß, so verschlimmert sich die Situation auf eine bedenkliche Weise, und je herzlicher wir lachen, je mehr mischt sich auch eine gewisse Besorgniß ein, daß der so schnöde behandelte Hausherr nun auch seinerseits die Tramontane ver-

lieren werde. Sein Rath, obwohl im höchsten Zorn gefaßt, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, ist in der That noch der beste; aber der feine Balthasar scheut das Aufsehn am hellen Tage, und Antipholus läßt sich leider von ihm bereden. Die geöffnete Thür würde ihm den Bruder gezeigt haben, und der ganze Wirrwarr hätte ein baldiges Ende gefunden.

Jetzt aber; wohin nun? zu Mittage muß doch gespeist werden, und zwar nicht auf gewöhnliche Weise in einem unschuldigen Wirthshause, Antipholus will jetzt der Gattin einen Possen spielen. Er kennt ein Frauenzimmer, das hübsch und witzig, munter und doch artig ist. Oft schon hat seine Frau ihm den Umgang mit ihr vorgeworfen, bis jetzt ohne allen Grund; nun aber will er wirklich zu dem Mädchen gehen, bei ihr essen, und ihr noch obendrein eine goldene Kette schenken, die sich mehr für die Frau geeignet hätte. Man sieht: wahrhaft böse meint er es auch jetzt noch nicht, wie er die Dame schildert, ist es eben keine Sünde, sie freundschaftlich zu besuchen, und bei ihr zu speisen; aber diesmal weiß die Ehefrau doch besser Bescheid, denn sie und der Dichter — bereits im Personenverzeichnisse — nennen sie eine Buhlerin (a courtezan), und es klingt nicht fein, daß diese Person ihre Wohnung in einem Wirthshause aufgeschlagen hat, welches den gefährlichen Namen „das Stachelschwein" (the Porcupine) im Schilde führt. — Jetzt da wir so unterrichtet worden sind, ist ein Besuch

bei ihr schon ein Vergehen, und auf diese Weise wird auch Antipholus der Macht des äußerlichen Zufalls unterthan.

§. 11.

Nehmen wir aber diese Verhältnisse in einem so muthwilligen Lustspiele nicht gar zu genau, oder wohl gar zu ernst? Ich habe mich schon früher erklärt, was ich von dem Ernst, der keinen Scherz, und von dem Scherz, der keinen Ernst kennt, halte; diesmal aber kommt mir Shakspeare dergestalt zu Hülfe, daß, wer nur irgend sehen will, auch sehen muß, es sey des Dichters wahre Absicht: wir sollen diese Verhältnisse so genau nehmen. Er hat in der Person der Aebtissin nicht bloß eine sehr kluge und wohlgesinnte Dame geschildert, sondern ihr auch beträchtlichen Raum gegönnt, eine mit praktischem Verstand überfüllte Predigt zu halten. Wie ein guter und sanfter Criminalrichter, weiß sie Adrianen zum Selbstgeständnisse der eigenen Schwächen, gleichsam als seyen es Tugenden, zu veranlassen, um dann mit dem wohlgeordneten Feuer ihrer Beredtsamkeit die Frau anzudonnern, die allerdings in Gefahr ist, ihren Mann vor lauter Liebe umzubringen. — „Das giftige Geschrei einer eifersüchtigen Frau — versichert die ruhig docirende Matrone — verwundet tödtlicher als der Zahn eines tollen Hundes. Du gestehest, daß Deine Vorwürfe ihn um den Schlaf gebracht haben, daher kam

es, daß sein Kopf schwindelte (thereof comes it that is head is light). Du sagst, Du habest ihm seine Speisen mit Vorwürfen gewürzt; unfriedliche Mahlzeiten aber verursachen schlechte Verdauung, daher das wilde Feuer des Fiebers, und was ist Fieber anders als ein Anfall von Raserei?" u. s. w. Sie ist bei weitem noch nicht fertig, und Shakspeare ist gerecht und gütig genug, ihr für diese moralisch-medicinische Vorlesung die wohlklingendsten Verse zu leihen. Sie steht auf dem Katheder der Erfahrung und predigt; nicht weil etwa der Dichter subjectiv Lust hatte, seine Ansichten von weiblicher Eifersucht an den Tag zu bringen, sondern weil es hier gerade am rechten Orte war, und sie durchaus nicht anders konnte, als jenen Vortrag halten. Gut und rührend ist es, daß die Schwester Luciana, die ihr sonst oft genug unter vier Augen ähnliche Dinge — obgleich nicht so gründlich — gesagt hat, sich dennoch jetzt ihrer annimmt; denn was sich unter einander liebt, will sich auch nur unter einander schelten, und kein Dritter soll sich darein mischen. Adriana indessen, von der Wahrheit ergriffen, neigt sich zur Selbsterkenntniß, wohl ahnend, daß nur wer recht und gut schelten kann, auch zu helfen und zur gehörigen Zeit zu loben bereit seyn werde.

§. 12.

Antipholus von Syrakus hat bei allem schlimmen Wirrwarr, der ihm in dem zauberischen Ephesus begegnet,

doch das Glück, Lucianen zu finden, und sich in sie zu verlieben, das Beste, was ihm widerfahren kann, damit sein poetisch-schönes aber trauriges Gleichniß vom Wassertropfen (s. §. 1.) nicht wirklich an ihm erfüllt werde. Um jener zarten Wehmuth willen, mit der er den verlornen Bruder sucht, wünschen wir ihm den Halt, den hinfort die stattliche Luciana bilden wird.

— Zarte Wehmuth? Dieser Syrakuser, der oft so trefflich, ja so ausgelassen, und leider sogar zuweilen über die Linie hinaus zu scherzen versteht? wenn er z. B. an den Diener eine gewisse Gattung von „geographischen" Fragen richtet, bei denen nicht bloß zarte Zuhörerinnen, sondern auch starke Zuhörer selbst sich erröthend abwenden möchten? Aehnliche Zweifel sind in diesem Buche schon beantwortet worden, und zwar im Allgemeinen durch die Erinnerung an den Reichthum der Menschennatur, die nur leider so oft von den Dichtern eng und arm gemacht worden ist. Hat Cajus einmal bei seinem Auftreten ein tiefsinniges oder wehmüthiges Wort ausgesprochen, so legt ihm auch der Poet das Gesetz auf, fünf Acte lang so fortzufahren, und das Thema zu glossiren. Darauf bildet er sich nicht wenig ein, nennt es Consequenz in der Charakterdarstellung, und der Zuschauer, der sich doch bei einem bloß wehmüthigen Komödiencharakter ohne Zweifel schon im zweiten Acte herzlich langweilt, läßt sich seine Leiden nicht merken, da er doch den Trost hat, sich nach Re-

geln zu ennuiren. In der Natur steht und geht freilich Alles anders, und es ist z. B. ein weinendes Kind dem Lachen nicht bloß überhaupt nahe, sondern auch viel näher als ein bloß trocken ernstes. Das giebt der Poet auch allenfalls zu, aber auf seine eignen poetisch-kritischen und kritisch-poetischen Ansichten darf das keinen Einfluß haben, und es schickt sich durchaus nicht, daß ein Jüngling, der, seinen Zwillingsbruder suchend, sanft traurige Betrachtungen macht, späterhin muthwillige Scherze herumflattern lasse.

§. 13.

Auch den Syrakuser Sklaven Dromio ereilt in Ephesus ein eben so furchtbarer als komischer Dämon, indem die schauerlich liebende Köchin, eine vom Küchenfeuer statt des höllischen beleuchtete Furie, ihn für den Geliebten ihres Herzens (den ephesischen Dromio) ansieht, und ihre Ansprüche — wir zweifeln, daß sie legal gegründet sind — auch bei ihm geltend machen will. Dennoch ahnen wir, daß diese Leiden den armen Dromio nicht ganz unverschuldet treffen, schon um der ungemeinen Lascivität willen, mit der er von ihnen redet *). Eine stren-

*) Auch im Trauerspiel sollen wir, dünkt mich, das Maß des Leidens nicht nach dem Maß der Schuld berechnen. Auch möchte sich leicht erweisen lassen, daß wir das Mehr oder Weniger Sünde selten oder nie real bestimmen können. Eine einzige durch Altersschwäche vielleicht zu entschuldigende Thor-

gere Motivirung zu verlangen, würde nicht bloß unpoetisch, sondern antipoetisch seyn, und das Lustspiel überhaupt um seinen Zauber bringen.

So gründlich gestützt, würde das Stück schon durch sich selbst, seine Handlungen und Begebenheiten wohl bestehen und ein dauerndes Glück machen, allein der Dichter hat in seiner fröhlichen Freigebigkeit auch noch ein gar überreiches Füllhorn von Charakter= und Wortwitz über das ganze Drama ausgeschüttet. Welch ein köstlicher Mann ist dieser Pingh! („Klemm," „Kneip," „Zwick," oder wie man ihn sonst mit einem einsylbig schrillenden Worte bezeichnen mag) Schulmeister, Doctor und Geistesbeschwörer. Er steht so sicher in seiner Größe, daß er sich keinesweges vordrängt, sondern ruhig abwartet, bis man ihn ruft. Der arme Antipholus von Ephesus wird von Adrianen für verrückt erklärt, und Kneip soll entscheiden, ob dem also sey. Zuerst fühlt er den Puls, ob etwa sanfte Mittel taugen mögen, sieht aber seine Tugend schlecht belohnt, indem der ungeduldige Patient dem Edlen eine Ohrfeige giebt. Der Schmerz scheint den Schlimmverletzten zur Mystik zu führen, oder

---

heit, ein ungerechter Augenblick und Mangel an Menschenkenntniß bringt über Lear eine unermeßliche See von Plagen, während ein heilloser Leichtsinn den „liebenswürdigen" Bassanio nichts kostet als ein paar für den verlassenen Freund sorgenschwere Tage. — Ist der Dichter deshalb ungerecht zu schelten? Dann wäre es auch die Natur und die Geschichte.

er hat es auch wohl gar bereits zu dem stolzen Gedanken gebracht, daß kein Mensch, als solcher, sondern nur der Satan aus ihm heraus, einen Mann, wie er, schlagen könne. Da dieser Satan aber, eigensinnig wie er nun einmal ist, dem Beschwörer nicht gehorcht, so bleibt nur noch das dritte Mittel übrig, das gewiß schon tausendmal geholfen hat, und wegen seiner Einfachheit unschätzbar ist. „Bindet ihn!" lautet es, „bindet ihn!" — soll aber der Diener frei ausgehn? Mit nichten! „bindet auch ihn!" ja er scheint nicht übel Lust zu haben, die halbe Welt zu binden, den Dichter selbst, aus angestammter Feindschaft, gewiß am liebsten. Es ist sehr unartig von diesen Leuten, daß sie sich nicht binden lassen wollen, da doch Kotzebue einmal einen schätzbaren Eremiten in einer ähnlichen Lage sich selber tröstend sagen läßt: „den Tugendhaften kann man fesseln; die Tugend nicht." Doch darf sich der Doctor darüber nicht wundern, weil ja auch er vorhin Schlegels treffliche Parodie jenes Ausspruchs: „den Tugendhaften kann man prügeln; die Tugend nicht," ins praktische Leben einzuführen vergaß. Ein geprügelter Tugendhafter ist er nun einmal; aber er will kein ungerächter seyn. — —

§. 14.

Und diesen Zwick hat man bisher so ganz übersehen können? auch nicht ein einziges Händeklatschen der Kritiker hat ihn zu Grabe gebracht, und es ist deshalb ein

wahres Glück, daß der Mann die Beifallsbezeugungen allenfalls entbehren kann, und auf seine eigne Hand unsterblich geworden ist. Kinder hat er übrigens eine große Menge hinterlassen, manche darunter sind recht angenehm munter und witzig, doch leider alle undankbar, indem sie des Vaters nie gedenken. Die besten unter diesen Nachkömmlingen sind einige Aerzte in Molieres Possen, und gerade diesen möge der Umstand zu Hülfe kommen, daß sie den Vater vermuthlich selbst nicht kannten oder doch nur von verworrenstem Hörensagen, weshalb es an der gebührenden Danksagung ermangelte.

§. 15.

Was die Fülle des Wortwitzes betrifft, so bedarf es keiner Belege, da das ganze Stück ein solcher ist, doch scheint hie und da auch wirkliche Ueberfülle zu walten, z. B. in der vierten Scene des zweiten Acts, wo nach einigen sehr natürlichen und sehr ergötzlichen Scherzkämpfen zwischen dem Herrn und Diener die witzigen Einfälle über die kahle Scheitel der Mutter Zeit selbst zu weit ausgesponnen sind, so wie auch die bereits oben gerügten geographischen Fragen in Betreff der Küchengrazie (Act. III., Sc. 3) die Grazien selbst verscheuchen könnten — wären sie nicht ein für allemal unserm Dichter so getreu, daß sie ein langes Zürnen mit ihm gar nicht ertragen. — Wie trefflich ist dagegen die Beschreibung, welche der Syrakuser Dromio von dem Gerichts-

diener giebt, der seinen Herrn gefangen hält. Wahrlich dieser „Kerl, dessen Herz mit Stahl zugeknöpft ist," „über und über in Büffelsleder" (der den armen gutmüthigen und sonst so muntern Sklaven dergestalt geschreckt hat, daß er fürs erste nichts mehr weiß und nichts mehr sieht, als diesen zugeknöpften Büffelsledermann) — sollte sich der nicht selbst mit Falstaffs steifleinewandenen Gegnern messen dürfen? und ist es nicht doppelt lustig, wenn wir dabei bedenken, daß dieser Gerichtsdiener bei seinem sehr gewöhnlichen Anzuge nicht im mindesten fürchterlich, sondern ein herzlich mittelmäßiger Mann ist, der kein Wasser trübt, wenigstens nicht gern. Betrachten wir aber diese Beschreibung (von der in dieser Erläuterung so eben nur ein schwacher Hall zurückgegeben worden ist) genau, und dann im Gegensatze dieser Gattung des Witzes die hochherrliche, auch des besten Trauerspiels würdige, hier aber humoristisch-wirkende Liebeserklärung, die der syrakusische Antipholus an Lucianen richtet *), so wird selbst dieses mit

*) Möge der Leser, falls ihm, wie ich wünsche, das Lustspiel selbst zur Hand liegt, sich den Genuß nicht versagen, die ganze zweite Scene des dritten Acts noch einmal zu wiederholen. Die Sprache ist hier so musterhaft ausgebildet, so geschmückt, und doch so einfach, so kräftig, und doch so zierlich, daß wir immer gern von neuem zu lesen anfangen, und könnte nicht der Schluß:

O, train me not, sweet mermaid u. s. w.

dem unverkennbaren Gepräge des Shakspearischen Genies bezeichnete Paar Einzelnheiten hinreichend seyn, den Doctor Warburton zu widerlegen, der ohne allen Grund in irgend einer ungünstigen Stunde das ganze Lustspiel unserm Dichter abspricht.

§. 16.

Eine Bearbeitung dieser „Irrungen" für unsre Bühne würde keine besondere Schwierigkeiten haben, indem hier nur einige — bereits bemerkte — hypergeniale Unmäßigkeiten getilgt werden dürften. Sonst giebt es wohl nur wenige Lustspiele, denen man einen so fest und eng verflochtenen Zusammenhang, so kunstgemäße Anordnung im Fortschreiten, so sichere Erhebung vom Mittelpunkte und Rückführung zu demselben nachrühmen könnte, wie diesem. Die sogenannten drei Einheiten sind hier auf eine Weise erreicht, die auch den größten Rigoristen aus der pseudo-aristotelischen Schule befriedigen könnte; es müßte denn seyn, daß ihn selbst der Wechsel von Straße und Zimmer beleidigte. In diesem Falle könnte indessen selbst eine gewöhnliche Schülerfeder leichte Hülfe verschaffen.

---

selbst als ein Theil der süßesten Reden Romeo's bestehen? — — Und dennoch wirkt das Alles hier nur lustig, und wir glauben den Genius des Lustspiels zu sehen, der schalkhaft lächelt, daß ihm auch die romantisch-tragische Sprache der Liebe zu Gebote steht, so bald er es zu seinem Zwecke will.

Ob indessen eine Bearbeitung für die Bühne überhaupt zu wünschen wäre, will ich dahin gestellt seyn lassen. Mir scheint es, als träume sich der bunte wunderliche Traum dieses Stücks in heiterer Einsamkeit, bei der bloßen Vorstellung in der Fantasie, gelinder und angenehmer aus, als es in der sichtbaren Darstellung auf der Bühne geschehen möchte. Der Mensch ist so sehr zum Mitleid geneigt, daß er bei mancher lustigen Verlegenheit der Zwillingsbrüder sich desselben vielleicht nicht ganz erwehren könnte, während die Fantasie allein es bei der bloßen Ergötzung bewenden läßt. Ueberhaupt, dünkt mich, sollten wir nicht zu sehr bemüht seyn, daß Shakspeares sämmtliche Dramen aufgeführt werden. Lasset sie uns lieber erst recht eifrig und fröhlich studiren und genießen, und nach Kräften beitragen, daß auch Andre den Genuß theilen.

XXXVII.

Perikles,

Fürst von Tyrus.

§. 1.

Die meisten Dichter sprechen bereits in ihrem ersten, zweiten oder dritten Werke deutlich genug aus, weß Geistes Kinder sie sind und was man in der Folge von ihnen zu erwarten habe. Ihr zwanzigstes Werk ist oft nur eine neue verbesserte Auflage des ersten, und der Kritiker, der sich mit diesem einmal vertraut gemacht hat, kann bei jenem oft nur fortfahren, wo er stehen geblieben ist. Nicht also bei Shakspeare, jedes seiner Werke erfordert ein frisches Auge, eine neue Anregung der Fantasie, die Einsicht in den neuen Weg, den er einschlägt, und das Vermögen, das dort Geschauete in andern Formen zurückzugeben.

Man hat bisher den Jugendwerken Shakspeares, selbst den dramatischen, wenig Aufmerksamkeit gewidmet,

und Ludwig Tieck ist der Erste, dem wir darüber ein geistreiches Wort verdanken. Nach seiner Ansicht ist Lokrin Shakspeares erstes Werk, welches auf unsre Zeiten gekommen ist, und in der That spricht Alles für diese Ansicht. Wir sehen hier einen Dichterjüngling, der mit dem eigenen Reichthum noch nicht vertraut, und viel Besseres besitzend, als Alles was er in der Schule gelernt hat, dennoch gleichsam aus Pietät jene mangelhaften Schulkenntnisse nicht umkommen lassen will, sondern wo es sich irgend thun läßt, anbringt. Wie leicht würde es ihm geworden seyn, seiner Ate einen andern rein englischen Anfang in den Mund zu legen; aber so ein Spruch wie: „In poenam sectatur et umbra" ist doch auch ein nicht zu verachtender Schmuck. Es macht sich artig, wenn dieselbe schauerliche Göttin in zwei elegischen Versen auf lateinisch die Macht der Liebe verkündet, und rührend, wenn der unglückliche Albanakt, ehe er sich in sein eigenes Schwerdt stürzt, noch Zeugniß ablegt, daß er sechs wohlklingende römische Hexameter auswendig weiß und declamiren kann. So gut wird es nur dem, der in gelehrten Schulen fleißig gewesen ist.

§. 2.

Wie wir nun aber auch über dergleichen lächeln mögen; in jedem Falle sind wir weit entfernt, den gewöhnlichen Commentatoren beizupflichten, die genug ge-

than zu haben glaubten, wenn sie nunmehr auch noch einige zwanzig schwülstige Redensarten in diesem Drama rügend hervorhoben, dann mit einem sich selbst anlächelnden Scharfblick die Menge der Leichen zählten, die dieses Stück uns vorführt, und mit Hohn über das unsäglich tolle Zeug schlossen. Mir scheint, das Stück gleiche einer Reihe von guten alten Holzschnitten mythisch historischen Inhalts, zu denen der Dichter in dramatischer, oft nur dialogischer Form einen tragisch-blutigen Commentar liefert. Der Ausdruck ist bei sämmtlichen ernsten Personen unmäßig pathetisch und überfeierlich, ohne allen Wechsel, was freilich durchaus nicht zu billigen ist, dennoch müssen wir bewundernd anerkennen, daß der ungeübte, vielleicht kaum zwanzigjährige Jüngling von diesem nun einmal gewählten falschen Tone nie herabsinkt, sondern Brust und Stimme vom Anfang bis zu Ende sich immer gleich bleiben.

Könnte jedoch bei der Ansicht dieses Pathos noch ein Zweifel bleiben, daß Lokrin ein ächtes Werk unsers Dichters sey, so würde doch die komische Partie des Stücks, der Schuster Strumbo, hinreichen, unsre Meinung zu bestätigen. Dieser lustige Mann greift freilich nicht besonders in das Stück ein, und insofern darf er mit den künstlerisch gebildeten komischen Figuren in den reifern Werken des Dichters nicht wetteifern; sonst aber ist er einer der vortrefflichsten Hanswürste, welche je gezeichnet sind, und wenn ihm bei so vielen ächt spaßhaf-

ten Reden auch einmal eine Ueberderbheit entwischt, so wollen wir ihm verzeihen, wie das frühere englische Publicum ihm verziehen hat *).

§. 3.

Das zweite Shakspearische Drama scheint mir König Lear in der ersten Bearbeitung, — der völlige Gegensatz des Lokrin. Alles ist hier sanft, milde, zart, rührend, dergestalt, daß es Leser geben kann, deren gelinder Natur es mehr zusagt, als der große tragische Scheiterhaufen, den wir in dem spätern reifen König Lear erblicken. Ueber diesen entschiednen Gegensatz des ersten Lear zum Lokrin soll man sich indeß nicht zu sehr wundern, denn darin scheint eben der Hauptcharakter des jungen Dichters zu liegen, daß er in einer noch nicht zur Nothwendigkeit gesteigerten und mit ihr verbundenen Freiheit stets wählt, weshalb auch wohl nur wenige junge

*) Wie weit die Ungenirtheit geht, mit der dieser Spaßmacher das Publicum behandelt, wird man nicht ohne Erstaunen hören. Als Strumbo einmal eine geraume Weile von der Handlung entfernt geblieben ist, — er nennt es ein Jahr — fragt er die Zuhörer: „Wie seyd ihr in dieser langen Zeit dem Galgen entgangen?" Aehnliche Späße kommen auch wohl in altdeutschen Puppenkomödien vor, und das Publicum zürnte eben so wenig als die Fürsten über die Späße ihrer Hofnarren. — Ob übrigens Lokrin jemals aufgeführt worden sey, diese Frage läßt sich nicht mit Gewißheit beantworten. Tieck verneint sie.

Dichter von diesem bloßen Gedanken etwas wird wissen wollen. Sie vergessen dabei, daß diese Wahlfreiheit ihnen ja nie geraubt werden, sondern nur in der Nothwendigkeit des Schönen ihr Ziel finden soll.

Das dritte Shakspearische Drama scheint mir endlich unser Perikles. Es schließt sich in der Form einigermaßen an den Lokrin, überragt ihn aber in jeder Hinsicht so weit, daß wir fast glauben möchten, der Dichter sey während dessen nicht Jahre, sondern Jahrzehnte älter geworden, obwohl bei aller Tiefe des Werks uns stets der blühendste Jüngling und die reinste jugendliche Naivetät entgegen strahlt. Diese Naivetät zeigt sich bei der ganzen Behandlung der alterthümlichen romantischen Geschichte, die in ihrem schönen Reichthum Shakspeares Fantasie anzog, während doch gerade diese außerordentliche Fülle von Begebenheit und Handlung jeden minder kühnen Dichter hätte abhalten müssen. Shakspeare weiß sich zu helfen; was von jenem Reichthum nicht für das Drama paßt, wirft er weg oder läßt es erzählen, oder stellt es pantomimisch oder in lebenden Bildern dar, und damit das Ganze desto feierlicher werde, giebt er dem alten treuherzigen Dichter Gower — gleichsam dem Ennius der Briten seiner Zeit — das Amt eines einleitenden und durchführenden Choragen. Dadurch gewinnt das Stück gleich von vorn herein einen edel einfachen, kraftreich gemäßigten, altfränkisch deutlichen Ton, der sich für das ganze Werk sehr wohl eignet,

während jede andre künstlichere Darstellungsweise dem ehrlich einfältigen und doch so wunderbar reichen und tiefsinnigen Inhalte schwerlich zugesagt haben würde.

§. 4.

Wie wild verschlungen auch die Schicksale des Perikles sind; die Leiden, um derentwillen er hier an der Spitze der Tragödie steht, sind die einfachsten von der Welt, an denen jedes fühlende Herz theilnehmen kann: die Leiden um die Gattin und Tochter. Er ist der dramatische Odysseus, und wie der epische einst durch Klugheit und Verschlagenheit sich auszeichnete, so er durch tiefes Gefühl und ritterliche Offenheit. Wir sehen ihn im Anfange am Hofe des Antiochus um dessen Tochter werbend, sie überstrahlt an Schönheit alle Frauen, aber ihr Herz ist in seiner Tiefe verderbt, in ihrem Verhältnisse zu dem eigenen Vater liegt ein Verbrechen, welches das Wort auszusprechen, sich scheuen muß, und der Dichter verschweigt uns sogar ihren Namen. Sie kann nie einem redlichen Bewerber ihre Hand reichen, darum wählt sie ein Mittel, das sie auf immer zu sichern verspricht, sie giebt den Freiern ein Räthsel auf, das unauflösbar scheint, und wer es nicht lösen kann, muß nicht bloß auf ihre Hand, sondern auch auf sein Leben verzichten. Um aber jene Unlösbarkeit hervorzubringen, hat sie und ihr Vater jenes schauderhafte Verhältniß selbst, das eben wegen seiner Furchtbarkeit kaum irgend Einer

zu ahnen vermag, als Wort des Räthsels gestellt, wodurch sie auf immer gesichert zu seyn glaubt. Perikles, scharfsinnig — vielleicht um so scharfsinniger, je einfacher sein Gemüth ist — ahnet das Verbrechen, deutet leise das Wort des Räthsels an, fühlt aber auch augenblicklich, daß er nun fliehen müsse, denn wie möchte Antiochus und seine Tochter dem vergeben können, der sie durchschaut hat?

§. 5.

Seit diesem Tage ist es mit der schönen Unbefangenheit und Naivetät der Fröhlichkeit, die Perikles vielleicht früher besessen haben mochte, vorbei. — Der Fluch der Erfahrung hat ihn getroffen, der Jüngling ist plötzlich zum Manne geworden, der hinfort einer gewissen Anlage zur Schwermuth nicht mehr entgehen kann. Jetzt wird sein Leben eine Flucht, aber die Flucht des Edlen, der selbst im Fliehen noch Wohlthaten spendet, und ohne nach der Würdigkeit zu fragen, hilft wo er helfen kann. Ist es doch fast, als wolle er keine Erfahrungen mehr machen, er will keine bösen Menschen mehr kennen lernen, darum eilt er rasch weiter, sobald er geholfen hat. Ein Sturm wirft ihn an die Küste in der Nähe von Pentapolis. Gutmüthige und derb scherzende Fischer nehmen ihn auf, er sieht sich — wie es scheint zum ersten Male — als bloßer Mensch ohne Purpurmantel den Menschen gegenüber, und die Art, wie

er sich benimmt, gewinnt ihm unser Herz noch mehr, da wir sehen, daß er ritterliche Tapferkeit genug hat, um allenfalls, auch ohne Fürstenhut geboren, sich einen solchen erringen zu können. Daß die Fischer, welche eigentlich zu weiter nichts da sind, als die alte Rüstung aufzufischen, in welcher Perikles kämpfen soll, doch auch einen Charakter haben, versteht sich glücklicherweise bei Shakspeare von selbst. So nahe den Gefahren der See und gewissermaßen nur in und von diesen Gefahren lebend, können sie nicht wohl anders als gutmüthig derbe, zur dreisten Lustigkeit und raschem Witz aufgelegte Leute seyn. Sie haben auch ein besonderes Recht dazu, denn wer mit den Gefahren zu scherzen weiß, wird in der Sicherheit nicht minder tüchtig spaßen können. Es ist ihnen etwas von dem rauhen Athem des Seewinds zu Theil geworden, so wie denn überhaupt bei Shakspeare die See stets als mächtig einwirkend, und in ihrer ganzen Kraft und Wahrheit geschildert wird, so daß er sich deshalb allenfalls mit sehr mittelmäßigen Decorationen behelfen konnte, wenn so etwas wie „See" erscheinen sollte. Bei den Schilderungen derselben in den Werken der Continental- oder gar der bloßen Binnenlandsdichter ist dergleichen nicht wohl zu wagen *). Uebrigens bemerken wir auch in dieser

*) Doch giebt es, wie leicht zu erachten, einige treffliche Ausnahmen, z. B. in Schillers Tell, wo uns der Dichter nicht

kleinen komischen Partie schon einen nicht unwichtigen Fortschritt des Dichters. Sie ist eben klein, weil sie in ihrer Kleinheit allein zweckmäßig wirken kann, ein Gedanke, den Shakspeare bei dem Schuster Strumbo nicht hatte. Von diesem Spaßmacher könnte sogar ein strenger Richter behaupten, er sey gar nicht nöthig; den Fischern aber wird wohl niemand die Nothwendigkeit in diesem Drama zu existiren streitig machen.

§. 6.

Daß sich so viele Ritter finden, um beim Turnier des Simonides der schönen Königstochter Thaisa zu gefallen, ist in einem Ritterroman, er sey dialogisirt oder nicht, ganz in der Ordnung, und wir haben während der Vorbereitungen zu dem Feste Zeit, uns im voraus zu freuen, daß Perikles, der uns nun einmal ein gutes Zutraun eingeflößt hat, die Prinzessin erkämpfen werde. Manche neuere Dichter würden vermuthlich die Ritter auf der Bühne selbst haben kämpfen lassen; Shakspeare begnügt sich, die streitlustigen Männer bloß auf dem Gange zum Turnier zu zeigen, wobei Thaisa Gelegenheit findet, ihre löbliche Sprach- und Sinnbilderkenntniß an den Tag zu legen, da ihr Vater die Malerei der Schilde

---

bloß Berg und Thal, sondern auch den See so mächtig nahe bringt, daß wir keiner farbigen Leinewand bedürfen, um ihn zu sehen. — Indessen ist doch auch der Unterschied zwischen dem See und der See wohl zu erwägen.

nicht mehr recht erkennen kann. Er hält jedoch wie ein guter alter Mann auch noch sein Licht zu ihrem Licht, und erläutert die Erläuterungen der Tochter. Drei Lords sind leider vorlaut genug, dem jetzt schmucklosen geringen Ritter Perikles (the mean knight) nicht viel zuzutrauen; allein der König ist, wie billig, der vernünftigste, er freut sich über dessen schönes, rührendes Sinnbild — (ein welker Zweig, der nur noch an der Spitze grünt, mit dem Spruch: In hac spe vivo) — und giebt den vornehmen und doch so gemein redenden Leuten die nnicht sehr neue, doch wohlgemeinte Lehre, daß man sich oft irre, wenn man einen Mann nach seiner äußerlichen Erscheinung beurtheilen wolle, welches sich auch augenblicklich bestätigt, indem das Volk draußen den „geringen Ritter" mit Freudengeschrei begrüßt, weil er ohne Zweifel auf der Stelle trefflich gefochten hat.

§. 7.

Jetzt wird das Stück beinahe zu einem Familiengemälde, und wir freuen uns über die Art wie der Dichter hier die Flügel senkt, gleichsam, um sie ein wenig bequem zu sonnen, da wir uns nach dem Anblick eines so verbrecherischen Verhältnisses, wie das zu Anfang geschilderte, und der furchtbaren Hungersnoth in Tharsus, die der gütige Perikles endete, gern einmal zur beschaulichen Ruhe setzen. Hier ergötzt uns der gute alte König, der zwar dem Perikles einen dornenlosen Weg bereitet, um die

Tochter zu freien, indem er sämmtliche andre Bewerber mit kaum hinreichender Höflichkeit fortschickt, der dafür aber auch das ganze Spiel auf eigne Hand leiten will. Er hat nicht ganz unrecht besorgt zu seyn, daß seine Tochter ihre Liebe zu sehr verrathen werde, denn es scheint wirklich, Amor habe diesmal den stärksten und — fast möchte ich sagen — breitesten Pfeil genommen, um das gute glühende Herz zu verwunden. Perikles dagegen ist ein wenig scheu und schüchtern, was ja dem tapfern Manne in solchem zarten Verhältnisse so wohl steht, hier aber besonders charakteristisch ist, da dieser Fürst nie leicht glücklich, sondern nur — glückselig werden kann. Was kann dabei anders heraus kommen, als daß der alte Vater — der nicht umsonst „der Gute" heißt — die Hände der Liebenden zusammen giebt, nachdem er vorher den Ton des Stücks auf seine Weise angegeben hat. Ich gestehe, daß, so oft ich diese Scenen gelesen habe, mich stets ein eignes Gefühl von Behaglichkeit ergriffen hat, indem eine gewisse Gattung von Unbehülflichkeit bei dem jungen Dichter, der sich noch nicht in die königlichen Verhältnisse finden kann, offenbar genug waltet, doch mit einer so angenehmen Naivetät verbunden und innig vereint, daß ich jene nicht entbehren möchte, um dieser willen. Es ist, als blase ein edler König zur Abwechselung einmal ein hübsches Hirtenstückchen auf dem Haferrohr.

§. 8.

Wie aber hebt sich jetzt das Stück! und wie sehr bedurften wir des eben bezeichneten sanft erheiternden Acts, um die Schauder des folgenden zu ertragen. Was bietet sich hier unsrer Fantasie in der raschsten Folge! Ein Sturm, wie ihn nur unser Dichter schildern kann, und wie er selbst in dem Schauspiele „Der Sturm" nicht lebendiger waltet — — Die Königin, die während dieses Sturms von einer Tochter entbunden wird, in den Schmerzen zu sterben scheint, und dann, einer Leiche gleich, von dem unglücklichen Gatten in einem verschlossenen Kasten der See anvertraut wird, da ein alter Aberglaube keine Leiche auf dem Schiffe duldet, u. s. w. — Wohl ließe sich hier, wo Alles so würdig dargestellt worden ist, auf manches Einzelne aufmerksam machen, doch will ich nur auf ein Wort des Perikles hindeuten. Als ein Matrose fragt, wie es um seinen Muth stehe, erwiedert er:

Ha Muth genug, ich fürchte nicht den Sturm.
Er that das Aergste mir: um willen doch
Des armen Kinds, des allzukleinen Seemanns,
Möcht' ich, es würde ruhig *). (S. Tieck's altenglisches Theater, Bd. 1, S. 296.)

---

*) Im Original lautet es:
Courage enough: I do not fear the flaw
It hath done to me the worst. Yet, for the love
Of this poor infant, this fresh-new sea-farer
I would, it would be quiet. (Act III., Sc. 2.)

Es kann freilich niemand gezwungen werden, diese Rede sonderlich bedeutend zu finden. Mir aber scheint das bloße Wort „der allzukleine Seemann“ aus dem Munde des endlos leidenden Vaters genügend, um Shakspeares eigenthümliches Genie des Herzens darin zu erkennen. Ist es doch, als sähe man ein wunderschönes Kind weinen, und mitten im Weinen ein Lächeln versuchen.

§. 9.

Dieser Marina — so heißt sie von dem Meere, auf dem sie geboren wurde — stehen noch weit gefährlichere und gräßlichere Stürme bevor, als das Element jemals erzeugen kann, denn was ist die stürmende See gegen den Haß und Neid und die Verworfenheit der Menschen, die nicht bloß in der Schande, sondern von der Schande leben? Das arme schöne Kind, dem das Beste fehlt, was das Kind besitzen kann: die Mutter, und dem der Vater, von der Sorge für sein Reich bedrängt, nicht Vater zu seyn vermag, wird zu Tharsus von dem Statthalter Cleon und dessen Gattin Dionysa erzogen. Wohl durfte Perikles diesem Ehepaar Dankbarkeit zutrauen, denn er rettete einst das ganze Land desselben von dem schauderhaften Untergange durch Hungersnoth; auch mögen vielleicht Jahre hingehen, in denen selbst Dionysa ihres Versprechens, für das arme verwaisete Kind mütterlich zu sorgen, eingedenk ist.

Aber das Geschick hat Marinen mit wunderbarer

Schönheit begabt, und mit Talenten und Geschicklichkeiten geziert, die in sich selbst zu glänzend sind, um sich verbergen zu lassen. Wir hören aus des alten Gowers Munde, daß sie „Seide stickt mit Fleiß, mit Fingern länglich schmal milchweiß," daß sie „das Tuch mit Stichen verwundete, welches aber durch diese Stiche gesund ward, daß, wenn sie in den Saiten rauschte und sang, selbst die Nachtigall lauschte, daß ihr reicher Griffel dichtete Dianen ihrer Herrin;" — daß aber leider alle diese lieben Beschäftigungen Philoten, die Tochter Dionysens, zum ängstlichen Wetteifer veranlaßte, sie, die doch im Vergleich mit Marinas hoher Schönheit nur wie Krähengefieder war gegen den Glanz der Tauben von Paphos. Das weckt „das Ungeheuer Neid," und zwar im Herzen der Mutter, denn wie die mütterliche Liebe das zarteste ist, so kann sie auch zu dem furchtbarsten Gefühl werden, wenn jenes Ungeheuer ihr sein Gift zu trinken gegeben hat.

§. 10.

Das arme Kind, das gewiß nicht um seine Talente weiß, sondern in stiller Wehmuth, die Erde ihres Schmucks beraubt, und Purpur-Veilchen und Ringelblumen auf das geliebte Grab der nun auch von ihr geschiedenen Amme Lychorida streuen möchte, wird jetzt plötzlich mit dem Tode bedroht; aber indem der Mörder den Auftrag erfüllen will, wird sie von Seeräubern geraubt, die sie auf dem Markt von Mitylene verkaufen.

In welches Haus wird sie daselbst gebracht! Wir sehen hier einen Kuppler, eine Kupplerin und einen Unterhändler der Beiden, die in gräßlich gräulicher, alle Sinne umnachtender Sündhaftigkeit, weit entfernt von jeder Leidenschaft und Trunkenheit, schon völlig nüchtern und abgestumpft worden sind, verpestete Halbleichen, an denen nur noch die Kralle des Eigennutzes zuckt, und deren welke Lippen den scheuslichen Witz des sich selbst angrinsenden Lasters hinhauchen. Lassen wir uns mit unsrer Fantasie in diese Spelunke hinab, so erscheint uns jede Mörderhöhle als ein wünschenswertherer Aufenthalt *). Marina steht in dieser Umgebung nicht bloß wie etwa ein Lamm oder Schwan oder Taube: diese lieben Geschöpfe würden bald blutend fallen, sie steht höher und gleicht vielmehr einem lichten Engel, oder einem geflügelten Götterkinde, dem selbst der betäubendste Gifthauch das reine Gefieder nicht wird antasten können.

*) Es gab und giebt auch wohl noch Lehrer, die, um ihren zu einer bestimmten Sünde geneigten Zöglingen einen bleibenden Schauder einzujagen, ihnen die Folgen derselben zeigten. Hier in diesen Scenen ist bei weitem mehr als Alles, was das Auge erfassen kann, hier ist die ganze redende und witzelnde Hölle, wechselnd mit Ekel und Schauder, doch so, daß der letzte siegt. Lasset uns deshalb nicht mit Gemeinplätzen über Shakspeare herfahren, denn wer so wie er das anatomische Messer zu führen versteht, dem sey auch einmal verstattet, dem Menschen die selbst verschuldete moralisch-physische Verwesung zu zeigen.

Ihrer schuldlosen Seele sind kaum die gewöhnlichen Fehler der Menschen bekannt, und jetzt soll ihr reines Auge dem Basiliskenblick der Sünde, und ihr keusches Ohr den Reden der Schande begegnen. Und es ist doch wenigstens eine weibliche Gestalt, die also zu ihr spricht! Was kann sie antworten? —

Man hat oft in englischen, französischen und deutschen Dramen einzelne wackere Repliken bewundert — der Tragiker Seneca, nicht arm an dergleichen Erwiederungen, hat manche hergeliehen, wenige aber möchten sich mit der vergleichen, die unsre kleine schöne Marina der Kupplerin giebt: „Seyd ihr eine Frau?" (Are you a woman?) Die Kupplerin entgegnet gelassen: „Nun was sollt' ich denn sonst seyn, wenn ich keine Frau wäre?" worauf Marina antwortet: „Eine tugendhafte Frau, oder keine Frau." Dieses letzte Wort ist eben so kindlich einfach, als poetisch-philosophisch-tiefsinnig, denn in der That ist den Frauen keusche Herzensreinheit und Liebe so durchaus nothwendig, daß sie, derselben beraubt, dem Laster ergeben, und es liebend, weder Mann, noch Frau, noch Mensch, sondern bloße Caricaturen sind.

§. 11.

In solchen Verhältnissen als eine bloß leidende Unschuld dazustehen, wäre Marinas nicht würdig und unter des Dichters Absicht, der das Höchste zeigen wollte:

die in reinster Einfachheit siegende Kraft der Unschuld. — Da die erbärmlichen Männer, welche jenes unselige Haus besuchen, doch wenigstens nicht so grundverderbt sind als die Besitzer desselben, so gelingt es Marinen, sie durch Blick und Rede zu schrecken, und wir sehen unter andern zwei jener erschreckten Leute, die, seitdem sie Marinen kennen gelernt, eine Ahnung von Sittlichkeit bekommen haben. Die armen Schelme treten noch ganz verdutzt einher, und können sich gar nicht darein finden, daß sie so mit einem Male in die Tugendhaftigkeit hineingerathen sind, und es ist ein hübscher Gedanke, daß sie fürs erste, gleichsam zur Stärkung, einmal die Vestalinnen singen hören wollen (Act IV., Sc. 7).

Endlich erscheint Lysimachus, der Statthalter von Mitylene, gelockt von dem Ruf der bereits so viel von Marinens Schönheit gesprochen. Er gehört zu den Männern, die selbst noch nicht recht wissen, was sie aus ihrem Leben machen sollen: einen Tempel, einen Tanzsaal, eine Zechstube oder was sonst. Er versichert zwar mehrere Male, er komme nicht in schlimmer Absicht in dies Haus, allein wir fragen mit Recht, ob nicht die bloße Neugierde, falls es wirklich nur die ist, eines so hochgestellten Mannes schon unwürdig sey. Es giebt nur eine gute Absicht, mit der er kommen könnte: diese Spelunke zu zerstören; allein davon ist er so weit entfernt, daß er fast wie ein alter vornehmer Gönner mit den widrigen Hausleuten scherzt. Es bedarf

des Zaubers der Schönheit und der Beredtsamkeit Marinens, um ihn von dem Abgrunde zu reißen, dem er nahe genug stand; dafür wirkt aber auch dieser Zauber so entscheidend auf ihn, daß wir ihn für immer genesen halten dürfen. Dieser herrliche Sieg giebt Marinen neuen Muth, und wie sie so eben den halbguten Statthalter bekämpfend rettete, so gelingt ihr jetzt auch der Sieg über den nichtswürdigsten Sünder, den Helfershelfer der Helfershelfer zur Schande. Auch für diesen Knecht hat sie noch eine Gattung von Beredtsamkeit, welche auf ihn Eindruck macht. Es ist die, mit der sie ihm den grenzenlos jämmerlichen Zustand schildert, in dem er sich befindet:

> Du hast ein Amt, das der gequältste Teufel
> Der Hölle nicht mit Dir aus Ehrgeiz tauschte.
> — — — — —
> Dein Ohr giebt jedes Schuftes zorn'ger Faust
> Sich preis. — — — —
> Ein Pavian, wenn er nur sprechen könnte,
> Würd' sich zu theuer achten, Du zu seyn —

Können auch diese Worte nicht helfen, so kann es doch Gold, das Lysimachus ihr zu edlem Zwecke gegeben, und so muß selbst dieser Mensch, der geringhaltiger ist, als ein Pavian, ihr helfen, aus dem verpesteten Hause zu kommen. Aber auch hier ist sie noch die liebenswürdigste Ehrlichkeit selbst. Es soll ausgerufen werden, daß sie singe, webe, nähe, tanze und Manches könne, was sie jetzt nicht rühmen will. In Allem diesem will

sie Unterricht geben, und den Gewinnst soll jener Herr empfangen, der sie doch nun einmal gekauft hat. So muß es ihr gelingen, sich zu retten, und wie könnte es einer so anmuthigen Lehrerin jemals an dankbaren Schülerinnen fehlen?

§. 12.

Indessen hat der edle Perikles, nachdem er sein Reich beruhigt, und manche Irrfahrten bestanden, die Abwesenheit der Tochter nicht länger zu ertragen vermocht, er schifft nach Tharsus, nicht zweifelnd, die Tochter wieder zu sehen, und mit ihr fröhliche Verjüngung seines alternden Lebens. Er hat ja, wie er glaubt, das höchste Glück — seine Gattin — hingeben müssen; wie könnten ihm die Götter auch noch das Letzte rauben: — seine Marina? Aber sie kommt dem Vater nicht fröhlich entgegen, wie er wohl oft sie im Geiste sah, man zeigt ihm nur ihr Grabmal, das Dionysa köstlich genug und geschmückt mit zierlicher Inschrift hat errichten lassen, um den armen Fürsten zu täuschen. Wie möchte er die Tücke ahnen? und noch dazu von einem Ehepaar, das ihm einst Rettung aus höchster Noth verdankte!

Er wird betrogen, und ein ungeheurer Schmerz senkt sich wie eine starre Winternacht auf sein Gemüth. Er glaubt das Letzte verloren zu haben, und der Dichter ist schonend genug, uns nur in stummem Spiel sein jetziges Leiden zu zeigen, das der alte Gower erläutert.

Der Fürst selbst hat keine Sprache mehr, und er will sie nicht mehr haben. Reden kann und reden mag auch wohl nur, wer noch zu hoffen im Stande ist. Perikles glaubt nicht mehr hoffen zu dürfen, und schweigt deshalb wie das Grab, dem er fast schon anzugehören scheint. Nie aber täuscht sich der Mensch so sehr, als wenn er sich im Uebermaß des Schmerzensgefühls, und an dem Schmerz sich weidend, für ganz verloren hält, denn oft ist gerade dann die Stunde des ungeahnetsten Glückes am nächsten.

§. 13.

So dumpf schweigend und in den Abgrund seines Jammers hineinstarrend, hat er drei Monate auf zweckloser Fahrt dumpf hingelebt. Da öffnet sich ihm der Himmel, und was früherhin nur Erdenglück gewesen wäre, wird jetzt gewissermaßen zur Seligkeit: Er findet die Tochter wieder, die ihm wie ein heilender Engel erscheint, und Diana selbst führt ihn auch zu der todtgeglaubten Gattin, die so lange als Priesterin in ihrem Tempel gedient hat.

Ueber alle diese Auftritte ist der Dichter selbst wie ein geflügeltes Götterkind, das Rosen und Lilien mit freigebiger Hand ausstreut, hinübergeschwebt, und es bedarf nur eines Menschenherzens, um das Entzücken zu theilen, das Perikles und gewiß auch der Dichter selbst bei diesen Scenen empfunden hat. Ist es doch, wenn

e hier spricht, als wähle er die Töne der Harmonica und der Aeolsharfe, und dennoch scheint ihm auch diese Rede nicht hinreichend, er bedarf der Musik, um die Heilung zu vollenden, damit das halbgebrochene Herz, das sich nur an Leiden gewöhnt hat, nicht untersinke in den überströmenden Fluthen der Freude, und in ungeechneter Entzückung vergehe. Daher denn auch jene Musik, die Perikles nur in seinem Innern fühlt und doch nicht minder zu hören glaubt, während selbst der brave Helicanus nichts davon vernimmt *). Die Menschen sind geläutert und verklärt worden, und da sie nichts als Liebe brauchen und wollen zu ihrem Himmel, so bleibt ihnen dieser gewiß.

§. 14.

Jetzt begreifen wir ganz, warum uns der Dichter eine so genaue Schilderung von den frühern Leiden dieser Menschen gab. Hier würde eine Linderung Weichlichkeit gewesen seyn; da aber, wo er mildern durfte, hat er es redlich gethan. Antiochus und seine Tochter haben zu sehr gefrevelt, um straflos zu bleiben, aber es ist nicht nöthig, daß der Zuschauer diese Strafe sehe. Wie

---

*) Es ist bekannt, daß einige tiefsinnige und religiöse Menschen in den letzten Stunden ihres Lebens Melodien zu hören glaubten, von denen kein Umstehender etwas vernahm. Perikles gesundet durch die Musik zu neuem Leben.

Vater und Tochter in dem Stolz all ihres Pompes auf einem unschätzbar köstlichen Wagen sitzen, da senden die Götter selbst Feuer vom Himmel, das Beide verzehrt. Zu mächtig, um von menschlicher Waffe, von menschlicher Vergeltung erreicht zu werden, müssen sie den höhern Mächten selbst anheim fallen. — Anders angethan und anders geartet schreitet die Nemesis gegen Cleon und Dionysa. Er ist nur schwach, und läßt sich von der leidenschaftlichen Gattin beherrschen, aber die Schwäche eines Mannes, die so weit geht, daß sie das gänzlich misbilligte Verbrechen der Frau nicht zu hemmen wagt, ist selbst Verbrechen, und seine unfruchtbare Rue gewinnt ihm kaum unser Mitleid.

In Dionysa's Zeichnung sind schon Spuren des später vollendeten Meisters in der Charakteristik solcher Personen, die durch das Uebermaß und die Schrankenlosigkeit einer einzigen leidenschaftlichen Empfindung zu einem Frevel verleitet werden, den sie, ein Raub jener Empfindung, nicht einmal nach der That für einen Frevel erkennen. Während Cleon trostlos jammert über das Verbrechen, was sich nicht mehr ungeschehen machen läßt, spottet sie seiner, als sey nur Feigheit die Quell seiner Klagen, als würden Zaunkönige von Tharsus fliegen, und dem Perikles erzählen, was sich mit seiner Tochter begeben; wie charakteristisch wahr ist es, daß sie dem Gatten und sich stets lebhaft vorhält, weshalb sie Marinen gehaßt und geopfert habe.

Verachtet ward mein Kind durch sie, sie stand
Im Wege ihrem Glück; wer sah sie an?
Marinen nur ging jedes Auge nach,
Der unsern war man grob, sie schien ein Mensch,
Nicht guten Morgen werth. Das stach mein Herz.

Hier ist nicht bloß Uebertreibung, sondern auch ein geflissentliches Suchen nach harten und widrigen Worten, welche die alte Hassesgluth am besten wach erhalten, so daß sie auch im Stande ist, mit den entsetzlichen Worten zu schließen:

Und nennst Du gleich was ich that unnatürlich,
Der Du Dein Kind nicht liebst, so fühl ich doch,
Es lacht mich an als eine That der Liebe
Für Deine einz'ge Tochter.

§. 15.

Bei Verbrechen dieser Art scheint es der unmittelbaren Strafe der Götter nicht zu bedürfen, da aber Dionysa den Himmel selbst herausgefordert hat, so sieht sie sich bald in ihrer Ohnmacht. Sie war so sicher, daß kein Mensch Zeuge ihrer unseligen That gewesen sey, daß sie des Gatten Furcht nur mit Hohn abweist. — Wie fällt jetzt der Spott auf sie selbst zurück, denn nunmehr nennt das Gerücht die schwarze That, und daß Perikles als Rächer zurückkommen werde, er, der die allgemeine Liebe hat. Da flüchtet sich das verbrecherische Ehepaar mit den Seinigen in den Palast; aber das empörte Volk steckt ihn in Flammen, daß alle umkommen, die dort Schutz gesucht haben. Auch diese grause Scene wird

uns vom Dichter nicht gezeigt, sondern nur von Gower erzählt, der ganz im Sinne der alten und neueren Tragiker mit ruhiger Einfachheit hinzusetzt:

Die Götter schienen so den Mord zu hassen,
Daß sie, auch unvollbracht, ihn strafen lassen.

Merkwürdig ist, daß dieses Jugendwerk des Dichters noch in seinen letzten Lebensjahren häufig auf die Bühne gebracht, und ein Gegenstand der Liebe des englischen Volks wurde. Es hatte sehr Recht und verdient um so mehr Lob, weil es seiner Wahl treu blieb, und sich durch den thörichten Hohn einer falschen Kritik, die sich oft genug gegen Perikles erhoben hat, nicht irre machen ließ.

Anhang.

1. Andeutungen über einige bestrittene Dramen Altenglands und Shakspeares — L. Tiecks Verdienst um dieselben.

§. 1.

Mit dem Perikles endigt die Reihe der in den meisten englischen Ausgaben der Werke des Dichters befindlichen und sowohl durch die Mehrheit als durch das Gewicht der Stimmen als ächt anerkannten Shakspearischen Schauspiele. Ueber einzelne andere dramatische Werke, welche in früheren Zeiten durch eine vorschnelle und seichte Kritik dem Dichter abgesprochen wurden, hat in neuern Zeiten Wilhelm Schlegel, besonders aber Ludwig Tieck ein neues Licht verbreitet, und für jeden wahren Freund Shakspeares ein neues belohnendes Studium eröffnet. Schon im poetischen Journal 1800 gab Tieck einige Briefe über Shakspeare, die als eine sehr anziehende Vorrede, oder auch nur als der muntere und geistreiche Anfang einer Vorrede zu betrachten sind. Seitdem hofften

wir auf einen weitern Erfolg, und hatten Gelegenheit, uns in der schweren Tugend des Wartens zu üben, bis endlich 1811 uns das „Altenglische Theater" zu neuer Belehrung übergeben wurde. Zwölf Jahre darauf gelangten wir in die „Vorschule" zum Shakspeare, in der es so lehrreich und anmuthig hergeht, daß wir gern manche gar sehr sich brüstende Schulen, die über alle Vorschulen hinaus zu sein glauben, dafür weggeben. Wir wollen also zuerst dem Herausgeber innig danken für sein reichhaltiges Werk, und sodann durch einige kurze Notizen und Bemerkungen den Lesern zu zeigen suchen, mit wie großem Rechte wir dieses Werk ein reichhaltiges genannt haben.

§. 2.

Der Herausgeber giebt zuerst Auskunft über die hauptsächlichste Absicht, in welcher er vor einigen Jahren England besuchte. Wir ahneten dieses schon längst. Diese Reise ist des trefflichen deutschen Dichters und Kritikers vollkommen würdig, denn wir finden, er wollte nicht dies und das und mancherlei und vieles, sondern er reiste um Shakspeares willen, den in allen Beziehungen zu erschauen, auch die Vorzeit, die Zeitgenossen und die Nachkommen an Ort und Stelle studirt werden sollten.

Wir wollen nicht abschreiben, welche Ausbeute er dort machte und zurückbringt, sondern die Leser bloß

auf den Anfang der Vorrede selbst verweisen. S. VII. lesen wir mit gänzlicher Zustimmung, daß Tieck den Oldcastle und Cromwell als ächte Shakspearische Werke anerkennt; — von dem alten König Johann wußten wir seine Meinung schon, so wie, daß er das eigentliche goldene Zeitalter der englischen Bühne, d. h. ihr wahrhaftiges aus reiner Nationalität und Kunst hervorgegangenes Leben in dem Zeitraume von 1580 bis 1620 findet. Diese vierzig Jahre sind so überaus reich, daß wir vielleicht noch vierzig Jahre brauchen werden, ehe wir sie einigermaßen vollständig zu überschauen vermögen. Aber auch das Fallen ging ziemlich schnell, obgleich noch lange darauf manche literarische Erscheinung einige Strahlen von altem Glanze sich aneignete. Selbst in Beaumont und Fletcher findet sich schon der Keim des Verderbens: große Talente bei ermangelnder Tiefe, Fülle von Fantasie ohne Gediegenheit des Denkvermögens, Witz und Laune ohne den Hintergrund der Solidität, und viel tragisches Feuer ohne die wie im Leben so in der Kunst entscheidende reine Gesinnung.

§. 3.

S. X. finden wir nach gerechter Würdigung der herrlichen Elisabethszeit die böse — fast möchte ich sagen „großartig kühne, moralische und doch philisterhafte" — puritanische Revolution mit Recht als eigentliche Kunst- und Freudenstörerin und Unglückbringerin bezeichnet. „Der

alte Sinn", heißt es dann, „fand sich auch nach Herstellung der königlichen Würde nicht wieder, und so wie die Insel an Macht und Reichthum zugenommen hat, so hat sich auch mit dieser eine gewisse Pedanterie des Lebens dort entwickelt, die nach und nach in trockne Gleichförmigkeit alles Individuelle aufzulösen droht." — So weit, hoffen wir, ist es noch nicht; wenigstens zeigte sich bis jetzt im Volke, trotz aller einseitigen Theorien und bei aller eindringenden Unphilosophie und Unpoesie, eine fast unverwüstlich kernhafte Natur, welche in tüchtiger Wurzel begründet, auch noch in mannichfaltigen Farben aufzublühen vermag. Dafür sprechen selbst die meisten englischen Romane aus dem achtzehnten Jahrhundert, die, fast alle ohne höhern Kunstwerth, und nur das sichtbar Vorhandene schildernd, doch gar manche anziehende, wahrhaft charakteristische, rein britische Männergestalten auftreten lassen. Dabei ist jedoch wahrhaft traurig, daß es mit den seit etwa 100 Jahren von englischen Autoren gezeichneten Charakteren der Frauen häufig so ganz anders steht, dergestalt, daß das Tieck'sche Wort hier völlig seine Anwendung zu finden scheint. Wir wiederholen, daß wir bloß von den Frauen reden, wie sie uns in Schriften vorgestellt werden; doch bleibt auch dieser Umstand schon bedenklich genug. Leset Richardson, Goldsmith, Fielding, Smollet; was findet ihr für Frauen? Selten mehr als: — Gequälte Tugendmuster, welche die schöne Tugend wie ein Handwerk

peinlich treiben, und durch hochmüthige Prätensionen lästig werden, stets befangen und ängstlich besorgt für diese bis zum Uebermaß besprochene Tugend; von aller Freiheit und Sicherheit, die nur dem unbefangenen Herzen eigen ist, weit entfernt; — oder bloß negativ gute, rechnende Hausfrauen, schätzbar ohne Zweifel im wirklichen Leben, aber, durch die Bemühungen der Dichter, sie als interessant hervor zu heben, schon aus ihrer Individualität gerissen — oder sogenannte naive, lustige Persönchen, die alle acht Tage, etwa beim Abendthee, einen zierlichen Scherz hervorbringen? Andrer weiblichen Figuren ganz zu geschweigen.

§. 4.

Ich frage: Ist nicht selbst der treffliche Walter Scott, trefflich in manchen Einzelnheiten, in dieser Hinsicht meistens arm? und hat er nicht vielleicht aus bloßer Verzweiflung, um diese Armuth zu verdecken, seine mystischen Frauen — die aber bei weitem nicht mystisch genug sind, um in uns einen soliden Schauder zu erregen — erfunden? Mit einigen ziemlichen Ausnahmen und guten Bemerkungen über diesen und jenen halben Frauencharakter, wie wir sie freilich bei Scott zuweilen finden, ist es hier nicht abgethan, sondern es ist die Rede von wirklich zur Anschauung des Lesers gekommenen Frauengestalten. Diese sind fast alle arm und ohne individuelles Leben, doch wollen wir gern hoffen, es sey

meistens nur die Schuld der Autoren. — — Wie alt aber diese Schuld sey, ist klar genug, wenn wir nur die meisten Charaktere in Fletcher und Massinger mit denen in den frühern Dramendichtern vergleichen, Shakspeares ganz zu geschweigen. Otway vollends, obwohl es doch wahrlich auch ihm nicht an Talent fehlte, hat vielleicht auch nicht einen einzigen Charakter ganz zu Stande gebracht, und ich gestehe, daß ich noch vor einiger Zeit, seine viel zu sehr gepriesene „Waise" wieder lesend, wahrhaft erschrak über die trunkene Taumelei, in der sich die verwaschenen Gestalten bewegen.

Was S. XII. über die ältere Gestalt der Bühne und ihre Bedeutung nur in kurzen Umrissen angedeutet worden, würde vor dreißig Jahren noch befremdet haben; heut zu Tage zum Glücke nicht mehr, da wir wohl fast alle, von freierer Kritik geleitet, eingesehen haben, daß „die Form, welche Mannichfaltigkeit, Episoden, und das Komische neben dem Tragischen zuläßt," (d. h. möchte ich hinzusetzen: Beides durch einander neutralisirt, und wie billig in einander verwebt) „uns Neueren eben so naturgemäß, eben so historisch wie im Gemüth begründet sey, als es nur immer die Bühne der Griechen den Athenern seyn konnte."

§. 5.

S. XV. geht der Herausgeber zur Charakterisirung des Dichters Robert Green, über den früherhin fast

nur Irriges und Absprechendes an den Tag gekommen ist. Man hat sich, wie es scheint, nie mit sonderlicher Achtung zu ihm gewandt, wozu das Gerücht von seinem regellos wilden Leben ein Großes beigetragen haben mag. Nun sind wir zwar völlig überzeugt, daß nur ein edler Mensch (dessen Edelsinn jedoch nicht mit gewöhnlicher moral-systematischer Elle zu messen ist) von wahrhafter Poesie durchglüht seyn könne, und daß deshalb nur ein solcher etwas bleibend Gutes und Schönes hervorbringen möge; allein nie darf uns dieser Gedanke ungerecht machen gegen die einzelnen schönen Geistesgaben, in deren Besitze bekanntlich selbst der verlorenste Sohn seyn kann. Auch er kann ja Stunden haben, in denen er gewissermaßen über sich selbst stehend, seine besseren Ahnungen bedeutsam und erfreulich zu schildern vermag. Green vollends hätte schon durch seine öftere Reue anziehen können, obgleich sie, weil sie keine ganze war, auch nicht vollständig helfen konnte. Sein Schauspiel: „Die wunderbare Sage vom Pater Baco," welches wir hier übersetzt empfangen, giebt den vollgültigsten Beweis von seinem dramatischen Talent; Alles ist leicht und angenehm behandelt, doch könnte man hie und da mehr Eindringlichkeit, Beleuchtung und perspectivisches Hervorheben wünschen. Baco's Famulus, Miles, ist als Träger des Humors nicht hinlänglich ausgestattet; desto ergötzlicher in der Ernsthaftigkeit ist dagegen der gelehrte und nichtgelehrte Zauberkampf zwischen Baco und Van-

dermost (!), wobei wir freilich mit patriotischem Sinn das Schicksal des seltsam benannten Deutschen, der Anfangs so glorreich kämpft, haben beseufzen müssen. Der Liebe der schönen Förstertochter fehlt es nicht ganz an anmuthigen Zügen, doch hätte sie vielleicht etwas mehr Raum haben dürfen, da sie, als einfache Natur, der zuweilen fast beengenden wunderlichen Zauberwelt, und der grandios-steifen Pracht der hier versammelten Fürsten gegen über steht.

§. 6.

Desto inniger und tiefer hat uns das zweite Stück dieser Sammlung, „Arden von Feversham", angeregt, und wir unterschreiben nicht bloß das Lob, welches der Herausgeber demselben in reichem Maße zukommen läßt, sondern wir möchten es, wo möglich noch verstärken. Wer etwa in gerechtem Unmuth über hundert und wieder hundert sogenannte bürgerliche Trauerspiele mit der ganzen Gattung sich sollte überworfen haben, dem wird es die Ueberzeugung geben, daß die Gattung unschuldig ist an den Versündigungen der Einzelnen. — Die genannte Tragödie spielt gleichsam in einer wunderbaren Nebelluft, und doch treten alle Gestalten sehr deutlich hervor. Fast sämmtliche Personen dieses Stücks erscheinen seltsam krank, und sie müssen es seyn, denn fast alle stehen unter der Herrschaft der Sünde. Alice, die in der Leidenschaft für einen armseligen Wicht eine Ver-

schwörung nach der andern gegen ihres Mannes Leben anzettelt, ist in ihrer ruchlosen Naivetät, Inconsequenz und Albernheit — wahrhaft entsetzlich, aber auch nur so geschildert, konnte sie eine Gestalt in der Tragödie werden. Wir sehen hier einen Dichter, der die wahre Natur des Lasters, als einer ewigen Unseligkeit, die sich deshalb stets zu neuer Sünde aufreizt, um nur die langen qualvollen Stunden auszufüllen, vollkommen durchschaut hat. Derselbe Tiefsinn herrscht in der Ansicht, die hier — für den, der sehen will und kann — ganz einfältig anspruchlos an den Tag kommt, daß das Laster ein Irrthum in sich selbst sey, eine gänzliche Unweisheit, ja Unklugheit, und an Wahnsinn streifender Aberwitz in einer Welt, wo das schauerlichste Düster, von manchen irrenden Blitzen durchzuckt, die tragischsten Gefühle in uns weckt.

Jener Wahnsinn zeigt sich gleich anfangs in Alice's Leidenschaft für den roh erbärmlichen Mosbie und in der Abneigung gegen ihren Gatten, der (bei einem einzelnen Fehler) doch unendlich höher steht als jener Nebenbuhler. Hat uns der Dichter nun erst einmal gezwungen an dieses Wunder zu glauben — das Leben selbst zwingt uns oft genug, dergleichen moralische Monstrositäten als wirklich vorhanden anzuerkennen — so ergeben sich die Folgen, so wunderbar gräßlich sie auch seyn mögen, fast von selbst. Der Dichter hat uns einmal gefangen, und läßt uns nicht los. Wir wollen dem

20*

unglücklichen Arden — doppelt unglücklich, da er sich stets scheuet, seinem Elend bis auf die Quelle nachzuspüren, und lieber nur schnell Alles vergiebt, um wenigstens auf einige Stunden Ruhe zu haben — bis zu seinem Ende folgen; aber auch die ganze Schaar der Verbrecher erregt unsre Wißbegierde und Forschlust in hohem Grade. Wir ahnen, wie sie untergehen müssen, selbst wenn es keine Schaffote und Scheiterhaufen gäbe.

§. 7.

Das wahrhaft tragische Schicksal (das man sich doch ja nicht als bloß aristokratisch gesinnt denken möge) äußert sich auch in diesen rein bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnissen mit ganzer Macht; aber freilich ein Dichter in vollem Sinne gehörte dazu, so etwas zu Stande zu bringen. Auch Tieck erwähnt, daß „wie Schattengestalten schon manche große Gedanken des Macbeth hier im Dunkeln liegen, Anklänge aus dem dritten Richard" u. s. w. Ich möchte hierbei noch einmal auf die ganze düstere Atmosphäre, in welcher das Stück sich bewegt, hindeuten — sie kann fast an die Herbstnebel auf Macbeths Haide erinnern — und unter den Scenen (außer den von Tieck genannten) auf Arden's Tod, auf das Klopfen der Gäste an die Thür nach dem Morde, auf das Blut, das Alice mit ihren Nägeln abkratzen will und doch nicht vermag (wer denkt hier nicht an Blaubart?), auf die verdeckenden Binsen, auf Mosbie's Trunk

auf die Gesundheit des Gatten, der todt im Nebenzimmer liegt, u. s. w. — — Endlich möchte ich noch bemerken, daß es dem Dichter gelungen sey, uns Alicen bei aller ihrer innerlichen Abscheulichkeit, dennoch als körperlich schön darzustellen, obwohl sie — was hundert andere Dichter vielleicht in jedem Act wiederholt würden angebracht haben, weil es so leicht ist — nur selten schön genannt wird. Mir ist sie, ich gestehe es, mitunter sogar wie eine halbwahnsinnige schöne Sphinx vorgekommen, welche unerwartet die Tatze hebt, bald um ihre Opfer zu streicheln, bald um zu kratzen und zu tödten. — Wer der Dichter dieses Dramas sey, hat auch Tieck nicht mit Sicherheit bestimmen können. Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß die englischen Kritiker gar keinen Verfasser auch nur mit einem Vielleicht anzugeben wissen, wodurch, unseres Erachtens, die Vermuthung, daß es eine Jugendarbeit Shakspeares sey — wofür ohnehin so manche innere Gründe sprechen — an Gewicht gewinnen dürfte.

§. 8.

Geringer an Gehalt ist das Lustspiel: „Die Hexen in Lancashire", von Th. Heywood, oder es kann vielmehr von gar keinem Vergleiche mit dem tiefsinnigen Arden die Rede seyn. Zwar haben wir uns, wie billig, herzlich ergötzt an der seltsam behexten Bauernfamilie, und an der köstlich-tollen Hochzeit; aber die Anfangs-

scenen sind schwach, und einige andere haben eine ungebührliche Breite, die zum Theil Herr „Adlich" verschuldet, ein Mann, der ohne es zu wissen, und ohne des Dichters Absicht (die hier schwerlich ironisch war) unaufhörlich mit sich selbst liebäugelt, und indem er sich widerholentlich und nochmal wiederholentlich alle Complimente verbittet, dieselben veranlaßt, was den Umgang unmäßig weitläufig macht. Das ganze Stück hat sich, wenn der neue Ausdruck erlaubt ist, nicht recht durchgeadert, doch sind die Elemente eines guten Lustspiels vorhanden. —

Uebrigens scheint auch mir dieses Stück schon wegen seines bloßen Inhalts sehr wichtig, denn noch immer liegt auf vielen hundert Hexenprocessen der trübste, kaum durchdringliche Nebel. Spee's Verdienste sind erst seit kurzem, und Spener's bescheidene Ansicht kaum Einmal ganz anerkannt worden; Thomasius hat die ganze Sache viel zu tumultuarisch behandelt, und zwar in einzelnen Fällen viel Gutes gewirkt, doch über die ganze Angelegenheit kein sonderliches Licht verbreitet. (Sehr interessante Bemerkungen, die aber alle auf den Satz zurückkehren, daß die Sache noch keinesweges recht an den Tag gekommen ist, und die eigentliche Untersuchung erst noch beginnen sollte, finden sich in Jean Pauls „Flegeljahren," als köstliches Tischgespräch in den Roman verflochten.)

§. 9.

Ich habe für nöthig gehalten, diese Bemerkungen über das vortreffliche Tieck'sche Werk, welche ich kurz nach dessen Erscheinung mittheilte (s. Literarisches Conversationsblatt vom 20. December 1823), auch hier mit wenigen Veränderungen zu wiederholen, um genau zu zeigen, wie viel ich demselben verdanke, indem ich sogar gestehe, daß ich einige dieser Dramen nie im Original gesehen.

Wenden wir uns jetzt zu andern selten gekannten, aber nicht selten besprochnen Schauspielen, die den Dichter und seine Zeit angehen.

Daß Lear in der alten Gestalt gleichfalls eine Jugendarbeit Shakspeares sey, ist sehr wahrscheinlich; wenigstens läßt sich auch nicht ein einziger altenglischer Dichter nennen, dem wir einen so ganz einfachen, gleichsam idyllisch-tragischen Styl zutrauen könnten. Der große, ja vollendete Gegensatz zwischen diesem Lear und dem spätern darf nicht befremden, da hier ohnehin kein dritter Weg war, der zum Ziele führen konnte. Entweder die sanfte versöhnende Rührung in der ersten Bearbeitung, oder das große furchtbare Weltgericht in der zweiten. Milderung wäre hier Halbheit, und die hat sich Shakspeare nie zu Schulden kommen lassen.

Aehnliches gilt vom alten und neuen König Johann. Erster kraftreich jugendlich, derb polemisch, fast überlebendig; zweiter: höchst gebildet, weise, feierlich,

mitunter fast pomphaft, mit Kron und Zepter prangend, deshalb aber auch in den rührenden Partieen ganz unvergleichlich.

Ungern nur gedenke ich des Streites zwischen Steevens und Malone über den Perikles, eines Kampfs, der wortreich und gedankenarm gewissermaßen in die leere Luft hineingeführt ward, indem beide Ausleger den Werth des Stücks verkennen, und nur über den größern oder mindern Antheil an demselben hin und her reden. Shakspeares Autorschaft ist hier auch nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, da Ben Jonson, im Grimm über sein eignes Theaterunglück, den Perikles ganz ausdrücklich, aber freilich unbeholfen genug, verspottet hat. Dryden dagegen, der gern den Großmüthigen spielt, entschuldigt Shakspearen durch die fast kindisch klingende Bemerkung, der Fürst von Tyrus sey älter als der Mohr (the prince of Tyre was elder than the Moor), wodurch er, wie man leicht sieht, mit der Würde eines gütigen Richters zuvörderst den jugendlichen Shakspeare entschuldigen will, daß er ein so unreifes Werk habe machen können, was man indessen um des Othello willen verzeihen möge. Dennoch beruhigten sich die späteren Ausleger bei so gänzlich deutlichen Zeugnissen nicht, sondern behaupteten frischweg, Shakspeare könne das Stück nicht verfertigt, sondern höchstens einen kleinen Antheil an demselben gehabt haben.

§. 10.

Schwieriger ist die Untersuchung über das Trauerspiel in Yorkshire. Ist die gräßliche Mordgeschichte, welche den Inhalt bildet, wirklich erst im Jahre 1604 vorgefallen, wie Steevens durch die Chronik jenes Jahrs zu beweisen sucht, so möchte man freilich das Stück dem Dichter absprechen, der damals schon in den schönsten reifen Mannesjahren stand, und gewiß die Scenenreihe nicht mehr so locker und lose hingestellt haben würde, als hier wirklich geschehen. Bei dem ersten Anblicke erscheint überhaupt dieses ganze Stück wie die Arbeit eines mit der dramatischen Form völlig unbekannten, aber sehr genialischen — Knaben; betrachten wir es indeß genauer, so leuchtet uns manches Vortreffliche entgegen. Mit furchtbarer Gewalt und ohne alle Schonung, die hier durchaus nicht passen würde, stellt uns der Dichter einen Mann dar, der von Scene zu Scene immer mehr und mehr sich der sündhaftesten Willkür hingiebt, dadurch aber immer mehr seine wahre Freiheit einbüßt, bis er endlich gänzlich umnachtet ein Sklav des — Teufels wird. Diese Bezeichnung, so auffallend sie auch manchem Leser klingen mag, scheint mir hier die einzig passende, denn die ewigen großen Gegensätze: gut und böse, Sanftmuth und Wuth, Egoismus und Liebe u. s. w., sind hier auf eine eben so eindringliche als altväterliche Weise ausgesprochen. Wer bei der Hölle Hülfe sucht, soll sich nicht wundern, wenn sie ihn zuletzt beherrschend

erfaßt; es erfolgt dann ein Zustand, in welchem jedes Licht im Herzen erlöscht, und der Mensch wie blind von einem scheuslichen Verbrechen zum andern taumelt. Die Grellheit und fast kalte Härte, mit der dies geschildert worden, ist ohne Zweifel Absicht des Dichters, doch deuten auch hier schon einzelne Züge auf die Linderung hin, die am Schlusse des Werks sichtbar wird. Dahin gehört der liebe muntere Knabe, der so gern mit dem verzweifelnden Vater spielen will, und dessen gräßliche Gebärden für scherzhafte Verstellung hält, mit denen man im Spiele Kinder zu schrecken versucht. Im schönen kindlichen Irrthum, und in dem liebenden Bemühen, den Vater aufzuheitern, empfängt der Knabe die Todeswunde, fast wie einen Kuß, nach welchem der Schlaf doppelt süß zu seyn pflegt.

§. 11.

Es ist überaus leicht, mit dem Dichter zu hadern, daß Scene für Scene immer von neuem unschuldiges Blut fließt, und daß uns selbst der Anblick eines blutigen Kindes geboten wird. Es tritt hier aber der alte Volksglaube tröstend ein, daß ein unschuldig gemordetes Kind dem höchsten Lohne am nächsten sey, und daß jeder Tropfe seines vergossenen Blutes sich für dasselbe in den reinsten Schmuck und ewige Perlen verwandle. Dieser Gedanke ist es denn auch, der den, aus der Betäubung seiner Frevelhaftigkeit endlich erwachten Vater

mit trösten hilft, indem er die Gemordeten schon „im Schooße der Engel spielen" zu sehen glaubt. — Dieses Erwachen ist der Anfang seiner Reue, die deshalb, wenn wir dem Dichter jenes oben angegebene Princip vom Teufel zugeben, nichts Unnatürliches und Allzurasches hat. Der Unglückliche hat das höchste Maß der Sünden erfüllt, die Schaale des vergossenen Blutes schäumt gleichsam über, er erwacht und sinkt zerknirscht in die Arme des ewigen Vaters, dessen Barmherzigkeit zu reich ist, als daß der Sünden Menge sie aufhalten könne.

Da, wie Steevens berichtet, der erste Druck dieses Stücks vom Jahre 1608 nicht bloß die vieldeutigen Buchstaben W. S., sondern den ganzen Namen „William Shakspeare" aufzeigt, so ist es kaum möglich, die Autorschaft desselben zu bestreiten. Spuren von Genie finden sich genug, aber auch nicht minder Spuren der höchsten Raschheit und Eilfertigkeit, die sich begnügt, Alles nur in dämmernden Umrissen anzudeuten. Das Räthsel, wie Shakspeare in einer Zeit, wo er so vollendete Werke wie König Lear und Macbeth schrieb, auch eine Yorkshirer Tragödie hinwerfen konnte, wird freilich immer etwas Räthselhaftes behalten, doch nicht mehr als so manches andere Räthsel in der Seele des Dichters, die kein Lineal und Cirkel auszumessen vermag.

§. 12.

Es ist mir nicht unbekannt, daß das Stück: „Der Londener verlorene Sohn" — so sollten wir: „The

London-Prodigal" übersetzen, denn „Verschwender" ist zu geringfügig — ein sehr ausgezeichnetes Lob von einigen sehr berühmten deutschen Kritikern erhalten hat. Es ist mir indessen unmöglich, in dasselbe ganz einzustimmen.

Die tiefsinnig einfache, eben so gewaltig als süß rührende und ewig tröstliche Erzählung vom verlorenen Sohn, wie wir sie im Lukas finden, ist freilich über alles Menschenlob erhaben, doch ist uns allerdings verstattet, sie auf die mannichfaltigste Weise zu gestalten, und unsrer Fantasie nahe zu bringen, sobald wir nur ihren wahren Gehalt und eigentlichen Kern nicht anzutasten wagen. Ich habe bereits an einem andern Orte bemerkt, wie das altdeutsche Theater diese Geschichte behandelte: *) nicht ohne Unbeholfenheit in der Form, und mit großer Herzenseinfalt, aber auch nicht ohne Genauigkeit und ironische Wendung. — Meines Erachtens sind die Momente jener herrlichen Parabel leicht zu fassen: der Mensch, der sich nur als Einzelwesen betrachtet, von dem Ganzen lösen will, dem Götzen falscher Freiheit nachläuft, fällt nicht bloß dadurch in Sünde, sondern ist schon in derselben. — Dann folgt Reue, hervorgegangen durch die Einsicht, daß auf jenem Wege

*) S. „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion," Berlin 1807, S. 187 ff., und „Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart," Bd. II., S. 261 ff.

zur sogenannten Freiheit nur die höchste Sklaverei zu finden ist. — Dann Buße, in dem Gedanken, die reine Kindschaft verloren zu haben, woraus die Demuth hervorgeht: dennoch zurückkehren zu wollen, nicht als Kind — (diese Würde scheint verloren) — sondern als Knecht des Vaters, und auch dieses Knecht-seyn-dürfen hinfort als unverdiente Wohlthat zu betrachten. Steht es aber mit der Gesinnung also, und fühlt der Verlorene sich verloren, so ist er schon nicht mehr verloren, glaubt er im tiefsten Schmerz der Reue nur Knecht seyn zu können, so ist er schon wieder Kind. Dann ereignet sich jene Scene, an die wohl noch Keiner jemals ohne unendlich freudige Rührung gedacht hat, daß der Vater entgegenkommt, und nicht einmal mehr die Gebärde und das äußere Zeichen des Kummers sehen will, sondern schnell das neue Kleid, den neuen Verbindungsring hingiebt, und das Fest der liebenden Sühne feiert.

§. 13.

Sollen wir etwa Shakspearen zürnen, daß von Allem diesen kein Wort in seinem Prodigal vorkommt? Gewiß nicht über das fehlende Wort, das nur dem Kritiker gehört; wohl aber dürfen wir bedauern, daß er dasselbe nicht zur Erscheinung gebracht hat. Geben wir also den ganzen Gedanken an den „verlorenen Sohn" auf, und begnügen uns mit der bloßen Darstellung eines durch Ausschweifungen aller Art in das Verderben sinkenden

Jünglings. Aber auch in diesem Falle müssen wir den etwanigen Genuß theuer erkaufen. Dieser Flowerdale sinkt nicht, denn er ist schon gesunken, an ihm ist gleich in der ersten Scene kaum noch irgend etwas zu verderben, er hat so ziemlich alle Fehler und Laster, die sich auftreiben lassen; die Feigheit steht in der Mitte, und hält gleichsam die ganze Heerde von moralischen Böcken in Ordnung. So mag es denn freilich natürlich seyn, daß er gegen seine schöne treffliche Frau die heillosesten Scheltworte ausstößt, und sich von dem Tuchfabrikanten Oliver schlagen läßt, ohne etwas Anderes darauf zu erwiedern, als „er könne sich jetzt nicht mit ihm einlassen, weil er nothwendige Geschäfte habe;" es mag nothwendig seyn, daß wir ihn sodann im fünften Acte betteln sehen; — daß aber späterhin die weichherzige Frau vor dem elenden Buben kniet, ist kaum zu ertragen. Wie mögen wir ferner an die Besserung eines solchen durchaus gehaltlosen, innerlich zerfetzten und nur mit den gemeinsten Lastern ausgestatteten Menschen glauben? und wie soll hier für Leser oder Zuschauer irgend eine Art von ästhetischem Vergnügen hervorgehen?

Können wir uns aber entschließen, von den höhern Forderungen, die wir sonst immer an Shakspeare machen, abzulassen, so dürfen wir allerdings die Intrigue, die treffliche Anordnung, den Witz und die Raschheit im Gange des Stücks bewundern, Eigenschaften, die freilich in manchen correcten Lustspielen der spätern Bühne oft

vermißt werden, bei Shakspeare aber sich immer von selbst verstehen. Mit einem Worte: was bei einem völlig unerfreulich aufgefaßten Stoffe und morscher Grundlage noch Aesthetisches gebildet werden konnte, das ist hier mit großem Talent durchgesetzt worden, doch ist für solche Mängel wie die oben angegebenen, kein Ersatz möglich.

Gern möchte ich das ganze Stück unserm Dichter absprechen, doch würde ich mich dadurch einer Folgewidrigkeit schuldig machen, denn da es bereits 1605 mit Shakspeares ganzem Namen auf dem Titelblatt gedruckt worden ist, so darf wohl schwerlich einem Zweifel Raum gegeben werden.

§. 14.

Der Grund, weshalb man das Schauspiel: „Sir John Old-Castle" für eine Nicht-Shakspear'sche Production erklärt hat, ist von geringem Belang. Wenn in dem Prolog zu diesem Stücke gesagt wird, hier trete „kein alter Sündenrath für die Jugend, kein vielfräßiger Schlemmer auf," so ist dabei doch schwerlich an unsern Falstaff zu denken, sondern an einen frühern, der vermuthlich nichts weiter war, als wie ihn jener Prolog bezeichnet, was auch Malone am Ende zugiebt. Wie aber, wenn Shakspeare selbst einmal in einer muthwilligen Laune gegen manche misverstehende Pedanten, in dem Prolog zum Old-Castle mit parodirender Trockenheit auf Fal-

staff gescholten hätte, wobei sich denn die offenbar neckenden Worte zum Epilog des zweiten Theils Heinrichs IV.: „Falstaff sey nicht Eine Person mit Old-Castle, der als Märtyrer gestorben," doppelt komisch machen müßten? Ich will dies nicht einmal als Vermuthung angeben, sondern nur als eine Möglichkeit *), wohl aber scheint mir überhaupt ein Prolog und Epilog altenglischer Stücke — oft genug von einzelnen Schauspielern herrührend oder doch amplificirt — bei weitem nicht hinreichend, um irgend eine Autorschaft oder Nicht-

*) Die Ausleger scheinen vor dem Gedanken zu erschrecken, daß Shakspeare selbst in einem Prolog auf Falstaff schilt. Seltsam! hat ihn denn der Dichter jemals für einen tugendhaften Mann ausgegeben? oder auch nur im mindesten entschuldigen wollen? Seine Satyre in dem Prolog zum Old-Castle würde deshalb bloß gegen solche beschränkte oder frömmelnde Beurtheiler gehen, welche überhaupt nicht wollen, daß solche unsittliche Charaktere geschildert werden. Nur der Schluß jenes Prologs, wo sogar von einer „lügenhaften Erfindung" die Rede ist, „welche den vorigen Zeiten zur Unehre gereicht," geht über alle Satyre hinaus; und hat Shakspeare diese Zeilen wirklich geschrieben, dann fällt auch jene Möglichkeit weg, und es bleibt bei Malone's Meinung, daß hier auf ein altes und schlechtes Stück, „Heinrich V." (welches ich jedoch nicht kenne), angespielt werde. — — Warum Schlegel den Epilog zum zweiten Theil Heinrichs IV. unübersetzt gelassen, weiß ich nicht. Er ist fröhlich und drollig, und der Tänzer, der ihn sprach, hat sich gewiß für die lustig ehrlichen Worte: „Old-Castle died a martyr, and this (Falstaff) is not the man" durch das herzlichste Beifallslachen belohnt gesehen.

Autorschaft darauf zu begründen. — Old-Castle ist ein sehr anziehendes Drama, das sich neben der Trilogie vom sechsten Heinrich recht wohl zeigen darf, ein Werk, das bei der fast lästigen Ueberfülle des Stoffs, dennoch die Herrschaft des übersehenden künstlerischen Verstandes darthut. Zwar ist König Heinrich V. hier noch bei weitem nicht der, wie er uns in Shakspeares Werke, das den Namen jenes Fürsten an der Spitze trägt, vorgeführt wird; man vergesse indeß nicht, daß der höhere Glanz, der ihn dort umstrahlt, größtentheils von seinem edlen Betragen und seinen Siegen in Frankreich herrührt. Diese Zeit ist aber in Old-Castle für ihn noch nicht gekommen, wir sehen bei ihm noch einige Nachwehen von seinem frühern genialischen Schenkenleben; doch wird er von Scene zu Scene reifer, und wenn wir auch mit einigen seiner Aeußerungen nicht recht zufrieden sind, so nehmen wir doch regen Antheil an der Kraft und dem Witz, mit dem er seine noch schwankende Krone behauptet. Die Lebhaftigkeit der Darstellung, so wie überhaupt der ganzen Physiognomie dieses Fürsten, läßt kaum noch etwas zu wünschen übrig.

§. 15.

Der Dichter zeigt sich überall als einen freisinnigen, aber gemäßigten Protestanten, der sich durch das Geschrei der Geistlichkeit gegen Old-Castle (später als Lord Cobham glänzend) nicht hat irre machen lassen, sondern

selbst geprüft hat, und dem den Lehren Wiclef's huldigenden ausgezeichneten Mann ein würdiges Denkmal setzt. Wie sehr der Dichter Cobham's Partei nimmt, zeigt sich überall, und nicht selten mit eben so bitterer als treffender Satyre, z. B. in der dritten Scene des vierten Acts, wo ein Gerichtsdiener im Hause des — bereits im Tower gefangen sitzenden Lords — nach ketzerischen Büchern suchen muß, aber nichts weiter findet, als die Bibel, und insonderheit das neue Testament, nebst einigen frommen Erbauungsschriften. Die lustige clown des Lords, Harpoole, bittet dagegen sehr offenherzig einige ihm zugehörige Liebesgeschichten zu reserviren, die ihm nicht für das ganze Bisthum von Rochester feil sind. Als treffliche Gemälde der gährenden Zeit nenne ich noch besonders den demagogischen Brauer Wurley, so wie den bis zum Ueberschwang gaunerischen, mehr als zigeunerisch waltenden Pfarrer John von Wrotham. Dagegen finden sich einige Spuren von Eilfertigkeit in der Anordnung der Scenen, besonders vom dritten Acte an. Der Ernst des Stückes hat oft etwas sehr einfach Rührendes, zuweilen aber auch etwas Trockenes *), und so viel Lob die Schilderung der aufrühri-

*) Ganz modernen, an die stete Erhitztheit der meisten neueren Poeten gewöhnten Lesern könnte jedoch auch Manches trocken vorkommen, was nur einfach und in der Einfachheit sinnig rührend ist. Dahin rechne ich die Scene im Walde im fünften Act. Lord und Lady sind glücklich in ihrer Verkleidung

schen Gemüther verdient, so steht sie doch der in der Reihe der Heinriche offenbar nach. Das ganze Stück ist wie von einem Genie zweiter Größe, das durch edle Gesinnung, Reinheit der Erkenntniß und tüchtigen Fleiß große Hoffnung giebt, es werde sich bald des ersten Grades erfreuen. — Findet sich hie und da noch einige Dunkelheit, so rechne man sie nicht dem Dichter zu, sondern dem Misgeschicke, das den zweiten Theil des Schauspiels nicht auf unsre Zeiten hat kommen lassen. Wer wäre nicht begierig zu wissen, wie der Dichter das tragische Ende des Lords (er ward 1418 enthauptet) genommen, und ob die Bezeichnung „a valiant martyr" hier eben so vollständig zu nehmen sey, wie bei Calderons standhaftem Prinzen.

§. 16.

Nicht so reich an Umfang und das Volksleben nur in einzelnen Beziehungen berührend ist das Schauspiel:

---

entflohen, wobei er sich kühn und gewandt gezeigt hat. Jetzt in scheinbarer Sicherheit, wendet er auch eine edle fromme Weisheit an, die Gattin zu trösten. Es gelingt, aber der Hunger stellt sich ein, und er, der sonst an Alles gedacht, hat Brodt mitzunehmen vergessen. Da kommt wieder die verständige Hausfrau zu Hülfe, die sich nicht bloß mit Brodt, sondern sogar mit idyllischem Käse versehen hat, was jetzt den lieben Leuten trefflich zu Statten kommt. Dann Schlaf, dann neue Gefangennehmung, und endlich abermalige Rettung; doch so, daß wir nicht an des Lords völlige Sicherheit glauben können. Hier tritt der für uns leider nicht existirende zweite Theil ein.

„Leben und Tod des Lords Thomas Cromwell." Hier war der Dichter seiner eigenen Zeit so nahe, daß er Manches nur ironisch andeuten konnte, und wenn wir hier Heinrich VIII. nicht zu sehen bekommen, so werden wir ihn doch, und zwar ganz so wie ihn die Geschichte schildert, in seinen Wirkungen gewahr. Das Volk hat von der alten Lebendigkeit verloren, die Vornehmen sind gespannt und besorgt; bemühen sich aber um den Schein, als fürchteten sie nichts. In der Schilderung des Helden selbst ist die Mischung von Geist und Eitelkeit, liebenswürdiger Pietät und Eigenmächtigkeit, sinnreicher Besonnenheit und sorglosem Leichtsinn dem Dichter trefflich gelungen. Im Anfange ist bei ihm leichter, aber hoher Sinn am sichtbarsten, und die ersten Scenen, in welchen wir ihn von dem Geräusch der Grobschmidt-Werkstatt, den arbeitenden und schwatzenden Schmiedegesellen und Lehrburschen seines Vaters umgeben sehen, die kleine Unterredung mit dem Vater selbst, die vornehme Bitte, um Stille bei seinem Studiren, das Geldbieten für diese Stille, die doch in einer Werkstätte nicht zu erreichen ist: das Alles ist so leicht und doch so beziehungsvoll hingeworfen, daß wir auch späterhin, wenn das Stück in immer weiteren Kreisen sich bewegt, gern daran zurückdenken. Ist es doch, als solle der liebe geistreiche Jüngling, dem jedes zu laute Geräusch so unangenehm ist, sein ganzes Leben lang nichts weiter erfahren, als bei höchstem Glanz ein taktloses (gegen das

seine Schmiede Musik war) und mit dem härtesten Mis-
ton endendes Geräusch. — Wohl ist es nur das uralte
Lied vom schnellen Steigen und schnellen Fallen eines
zu mächtig gewordenen Mannes, das wir hier verneh-
men; aber so gesungen und variirt hören wir es nicht
ohne wahre Belehrung und Erbauung.

Ein Liebling Heinrichs des Achten kann sich über-
haupt nicht halten, weil dieser Fürst, wie nun einmal
die Weltgeschichte ausgesprochen hat, niemanden so liebte
als sich selber: Es ist deshalb nur eine einzige Stunde
des Misvergnügens von seiner Seite nöthig, um ihn
auf immer fallen zu lassen. Leider soll auch Cromwell
selbst in einer unseligen Stunde eine Verordnung durch-
gesetzt haben, daß ein königlicher Rath, der des Hoch-
verraths überführt worden, ohne öffentlichen Proceß hin-
gerichtet werden kann. Was heißt hier „überführt?"
und wie kann eine wahre Ueberführung stattgefunden
haben, wenn das alte Gesetz, das auch dem größten
Verbrecher öffentliche Vertheidigung erlaubt, umgangen
wird? Hat aber Cromwell wirklich eine solche Verord-
nung gegeben? ich weiß es nicht mit Gewißheit; doch
ist es wahrscheinlich, da sein Feind Gardiner darauf den
ganzen Plan zu seiner Vernichtung baut. Er gelingt
ihm auch nur zu wohl, und mit Schaudern hören wir,
daß Heinrich den Unglücklichen durchaus nicht vorlassen
und von seiner Vertheidigung nichts hören will, da er ja
bereits — überführt sey. Diese Scenen würden bei

manchen Dichtern zu wahren Marterkammern für uns geworden seyn; hier ist Alles rasch und einfach fortgeführt, und es fehlt nicht an den Gegengewichten der Kraft in edler innerer Freiheit, der lebendigsten Heiterkeit und des wohl geahneten Ruhms im Tode. Auch hier zeigt sich der Dichter als ein reiner Protestant, dessen Urtheil, durch eigene Prüfung bestimmt, von dem Haß der Papisten gegen Cromwell unberührt geblieben ist.

Ich kann dies Stück nicht verlassen, ohne noch des lustigen und treuen Schmiedeknechts Hodge zu gedenken, der Cromwells etwas phantastischen Plan zur Rettung des Grafen Bedford aus dem feindseligen Bologna so wacker ausführen hilft. Nur ein Humorist konnte sich zu diesem Plane hergeben, und nur einem solchen mochte er gelingen. Daher die Nothwendigkeit seines Charakters, in dem sich schon Spuren zu der unsterblichen, lustig-witzigen Narrheit des Lanzelot Gobbo finden lassen. Dafür ist dieser aber nur ein redender Narr; Hodge ein thätiger.

Endlich das Lustspiel „die Puritanerin." Der Titel läßt witzige Polemik vermuthen, denn wie sehr auch der Dichter die strenge Moral des ächten Puritanismus ehren mochte; die unersprießliche Kopfhängerei der meisten Puritaner, so wie deren nie genug zu tadelnder Kunsthaß, mußte ihm ohne Zweifel ein Greuel seyn, und selbst ein flüchtiger Leser der Shakspearischen Werke erinnert sich leicht einiger persiflirender Scherze, die der Dichter gegen

die Puritaner hat fliegen lassen. Indessen liegt es nicht in seinem Charakter, dergleichen zum Gegenstande eines langathmigen Lustspiels zu machen, da der Witz in solcher Lage leicht selbst den Athem verliert, und nicht ohne bittern Nachgeschmack zu endigen pflegt. Der Mensch und dessen menschliche Verhältnisse, sein Charakter und die Verschlingungen desselben in den Begebenheiten und in sich selber u. s. w., ist für den Dichter die Hauptsache; nicht aber das von außen her gekommene Kleid, möge es selbst, wie etwa bei vielen Puritanern, mit ihm verwachsen seyn, auch nicht kirchliche und bürgerliche Verhältnisse, die immer nur als Farbe gelten dürfen, und sobald sie als entscheidende Hauptsache betrachtet werden, die Freiheit des Dichters selbst stören. — — Betrachten wir dann ferner das Verzeichniß der Personen, und finden wir daselbst einen Landjunker und einen Hofmann, einen Gelehrten und einen Straßenräuber, einen Häscher und einen Großprahler, und die seltsamen Namen Pennydub, Tipstaff u. a., so machen wir uns abermals auf Witz gefaßt, allein es scheint nicht der Shakspearische zu seyn, der uns hier geboten wird, denn es ist sonst nicht seine Art in dieser ordinären Weise zu verfahren.

Und was finden wir endlich? Ein ungeheures Gewühl von Scenen, die am Ende auf nichts weiter hinauslaufen, als auf einen Gaunerstreich, bei dem wir weder für die Betrüger, noch für die Betrogenen ein

sonderliches ästhetisches Interesse erfassen können. Das Ganze hat etwas so Grelles, daß wir nur selten zum Lächeln über manche treffliche Einzelwitze gelangen können, und wenn wir z. B. gleich in der ersten Scene des Stücks einen jungen Menschen (Edmund) zu sehen bekommen, der eben von dem Leichenbegängniß seines Vaters zurückkehrend, laut seine Freude über dessen Tod ausspricht, so werden wir dadurch wahrlich nicht in die rechte Lustspielstimmung versetzt, und wir fragen mit Recht, ob es wohl nothwendig gewesen, uns den Anblick dieses widerlichen Taugenichts zu bieten. — Die Polemik gegen die Puritaner ist schwach, und der Dichter befindet sich, wie es scheint, am besten bei der Schilderung des Straßenräubers und des verdorbenen Gelehrten. Hier erkennen wir ihn in seiner Kraft und seinem Talent, doch müssen wir ihn auch hier der Breite beschuldigen, mit der es zuweilen so arg wird, daß er kaum ein Ende finden kann. — Die Schlußscene, in der ein edler anonymer Lord der betrogenen Wittwe das gehörige Licht ansteckt, ist ein schülerhafter Behelf, der selbst in diesem wenig Genuß bietenden Werke noch auffällt; doch bleibe dessen historische Wichtigkeit unbestritten.

Wer der Verfasser dieses Schauspiels sey, möchte schwer zu bestimmen seyn. Von Shakspeares Geiste ist fast gar keine Spur, obwohl in einigen witzigen Bemerkungen, Charakterzügen u. s. w., ein mit des Dichters Werken vertrauter und gewandt nachahmender Mann her-

vorleuchtet. Desto mehr findet sich von Ben Jonson's Art und Kunst, doch ist er selbst gewiß nicht der eigentliche Urheber, da wir über seine Werke Aufschluß genug haben, er auch, keinesweges unbekümmert um seinen Autorruhm, Mit- und Nachwelt in dieser Hinsicht wohl zu unterrichten gewohnt war. Vielleicht ist einer von Ben Jonson's Freunden oder Schülern der Vater dieser Puritanerin, und der Gönner legte ein wenig zu ihrer Ausstattung bei.

Möge Ludwig Tieck, der beste Kenner der Shakspearischen Zeit, die gehörige Aufklärung über dieses seltsame Stück verbreiten.

Anhang.

2. Die Musik in Shakspeares Schauspielen.

§. 1.

Da die Deutschen bekanntlich nichts leichter vergessen, als was sie selbst in ihrer Mitte Vortreffliches haben und gehabt haben, so ist es nie überflüssig, sie daran zu erinnern. In solchen Fällen sind sie auch meistens gutmüthig, und mögen es wohl leiden, wenn man ihnen z. B. in das Gedächtniß zurückruft, daß der größte religiöse Held in That und Wort: Martin Luther ein Deutscher war, die größten Denker: Leibnitz, Kant, Fichte u. A. abermals Deutsche; ja wir leben bereits in den glücklichen Zeiten, wo wir mit Erfolg wagen dürfen zu behaupten, daß seit Shakspeares Tode kein Dichter unserm Goethe gleich komme. Seit etwa dreißig Jahren hat man ferner den Deutschen vorerzählt, daß sie ehedem auch die allerruhmwürdigsten Maler gehabt

haben, und es giebt jetzt schon manche, die nicht bloß wie in frühern Jahrzehnten, um einen Dürer und Cranach wissen, sondern auch von einer köllnischen Schule, einem Johann von Eyck, Hemling, Schwarz u. s. w., viel Gutes gehört oder wohl gar, wenn auch nur im Steindruck, gesehen haben. Dreißig Jahre sind indessen, wenn man Jahrhunderte versäumt hat, zu wenig, um sich in so manches vergessene Vortreffliche zu finden, es ist jedoch Hoffnung vorhanden, daß man sich bald entschließen werde, an das Herrliche zu glauben, einige vielleicht schon um deswillen, weil die höchst ehrenwerthen Männer, welche eine unschätzbare Sammlung altdeutscher Bilder zusammen gebracht haben, bei ihrer würdigen deutschen Bildung doch auch einen ins Gewicht fallenden — französischen Namen haben, der bei Manchen seine Wirkung auch heut zu Tage noch nicht verfehlt.

Ist endlich von Musik die Rede, so darf ein Deutscher in einer Gesellschaft von Deutschen beinahe auf Beistimmung rechnen, wenn er die ächte deutsche Musik, wie sie bei Händel, Graun, den Bachen, Gluck, Haydn, Mozart u. A. waltet, gebührend preist. Es ist zu häufig in ganz Europa rühmlich davon gesprochen worden, als daß man sich nicht endlich hätte entschließen müssen zu glauben, es sey wirklich herrlich damit bestellt. Betrachten wir deshalb unser liebes Deutschland als das eigentliche Vaterland der Musik, so wollen wir dabei mit gewohnter Mäßi-

gung das Treffliche, was vom Auslande kommt, keinesweges verkennen, doch im Besitze von nicht drei, sondern dreimal drei musikalischen Horatiern die Curiatier nicht scheuen, die man uns etwa zur Bestechung des künstlerischen Ehrenkampfes entgegen schicken könnte.

§. 2.

Anders steht es in England. Hier fehlt es nicht bloß an solchen producirenden Meistern, die sich mit den ältern italienischen und deutschen messen könnten, sondern es scheint auch an der Fülle von Liebe für diese Kunst zu fehlen, die allein uns ihre Bedeutung erkennen lehrt. Was aber das Schlimmste ist; wir treffen bei ihnen eine Anzahl von Urtheilen über die Musik und deren Idee, die von einem so entschiedenen antimusikalischen Gemüthe der Urheber zeigen, daß wir uns wohl ein wenig davor entsetzen möchten. Freilich wenn Samuel Johnson Shakspeares Liebe für die Musik ärgerlich misbilligt, und Steevens Lorenzos Ausspruch (im „Kaufmann von Venedig") über dieselbe ein capricious sentiment zu nennen wagt, so soll darauf kein sonderliches Gewicht gelegt werden, denn wir kennen diese Männer bereits in ihrer kühlen Abgeschlossenheit. Auch Addison soll uns mit seiner Abneigung gegen die Tonkunst wenig kümmern, und er mag dafür als Lohn hinnehmen, daß schon Lessing seinen „Cato" im eigentlichsten Sinne um das Leben gebracht hat; welches ihm freilich leicht

genug werden mußte, da es nur ein Scheinleben war. Noch weniger kann hier die Ungunst des Lords Chesterfield gelten, der, gar nicht begreifend, und deshalb zürnend, wie man Sinn haben könne für „Pfeifen und Fiddeln," gerechten Anspruch auf unser Mitleid hat, schon um deswillen, weil er, wenn von dem Wesen der Musik die Rede ist, an Fiddeln und Pfeifen denken kann. Wichtiger ist schon, daß Pope — wie bekannt genug ist — geradezu gestand, er habe niemals Vergnügen an der Tonkunst gefunden, und es könnte diese Nachricht sogar befremden, wenn wir bei dem Wohllaut seiner Verse mit einigem Genuß verweilen. Allein jener Wohllaut ist oft nur ein scheinbarer, sie sind höchstens leicht melodisch, es fehlt aber die tiefere Harmonie, deren Mangel ein ächter Musikfreund bald erkennen und stets schmerzlich vermissen wird.

§. 3.

Am bedeutsamsten aber und schmerzlichsten ist jedoch des tiefern Swift gänzliche Unkenntniß und Abneigung für die Musik, denn er hat sie am theuersten gebüßt. Sie fehlt allen seinen Werken, und wie uns auch die Fülle seiner Talente geeignet scheinen mag, um ihn zu einem wahrhaft großen Schriftsteller zu erheben; stets wird die Zerrissenheit seines Gemüths, die sich nie ganz verbergen läßt, und die der redliche Mann auch nie verbergen wollte, uns nach jedem Lächeln, das sein Witz

hervorruft, in eine trübe Stimmung versetzen. — — Konnte er wirklich an dem jammervollen Spaß:

— — Strange! all this difference should be
Twixt Tweedle — Dum and Tweedle — Dee!

Vergnügen finden, und den großen Händel so hoffärthig kalt behandeln, als er ihn — nach Burney's Bericht — wirklich behandelte, so wird selbst das Mitleid mit seiner Stimmung durch gerechten Unwillen sehr geschwächt. — Wie anders unser geliebter Jean Paul, der Swiften überschätzend, und in dieser Ueberschätzung selbst liebenswürdig, ihn so weit überragt! Wie liebte er die Musik, und wie viel Treffliches hat er über diese Kunst ausgesprochen!

Ist es deshalb wirklich als ein öffentliches Unglück anzusehen, daß in dem werthen und kraftreichen England so manches widrige Wort gegen die Musik laut und berühmt geworden, so soll doch die Hoffnung fest gehalten werden, daß das Volk selbst nie Theil an jenem Unfug genommen, sondern nach Maßgabe seines geistigen und gemüthlichen Vermögens, sich die Liebe für eine Kunst erhalten habe, ohne die so manche schöne Lebensblüthe gar nicht gedeihen kann. Dafür hat es auch einen Sprecher, dessen Worte nie verhallen können, einen Sprecher, der überall vor den Riß tritt, und wie mit einem unermeßlichen Purpurmantel die Schwächen seiner Mit- und Nachwelt liebend verhüllt. Es ist William Shakspeare.

§. 4.

Zwar ist im Verlaufe dieses Werks schon mehreremale von der Musik in den Schauspielen unsers Dichters die Rede gewesen; doch scheint die Zusammenstellung einiger Momente zur Antwort auf die Frage: „wie hat Shakspeare die Bedeutung der Musik aufgefaßt?" nicht überflüssig zu seyn. Wiederholungen sind bei einer solchen Zusammenstellung wohl nicht ganz zu vermeiden, und auf Vollständigkeit sollen diese kleinen Fragmente keinen Anspruch machen.

Die meisten ächten lyrischen Gedichte, Romanzen u. s. w., z. B. die Goethischen, bringen ihre Musik, wenn ich so sagen darf, gleich mit auf die Welt, und der ächte Tonkünstler wird in solchen Fällen, weit entfernt, etwas „Apartes" haben zu wollen, sich begnügen, jene unsichtbare Musik auf Noten zu setzen, und so zur Erscheinung zu bringen. Oft ist die Musik eine bloße Uebersetzung, und es können sehr geistreiche Männer in der Art zu übersetzen abweichen, oder gar vollständige Gegensätze bilden, z. B. Voß und Wieland, und in der Tonkunst Beethoven und Reichard. — Oft aber tritt die Musik erst da ein, wo die Sprache aufhört.

Es giebt Schmerzen, vor denen der Mensch stumm bleibt, weil überhaupt die Rede sich nicht mehr heran wagt, wenn das Medusenhaupt des Geschickes sich zu plötzlich und gewaltsam nahet. So hat Perikles, Fürst von Tyrus, da er Gattin und Tochter todt glauben

muß, die Sprache verloren, denn es giebt überhaupt nichts Wichtiges mehr für ihn zu besprechen, und nur durch Musik kann er wieder zum neuen Leben und zur Rede geweckt werden. Als er endlich vom höchsten Elend zum höchsten Entzücken geführt wird, erfolgt körperliche Ermattung, die abermals durch Musik gehoben wird, ja es hört dieser treffliche Dulder späterhin die Musik auch innerlich *), während der brave, aber geistig nüchterne Helicanus nichts davon vernimmt. — So wendet auch in demselben Drama zur Erweckung und Heilung der scheintodten Thaisa Lord Cerimon nebst den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln auch die Musik an, und zwar mit dem günstigsten Erfolge (Act III., Sc. 3). Selbst der Wohlklang einer demosthenischen Rede würde hier natürlich nichts helfen; aber die Tonkunst ist von so reicher Bedeutung, daß selbst die reichste Sprache früher erschöpft wird, als sie.

§. 5.

Romeo und Julie ist so ganz und gar in sich selbst Musik, daß eine von außen hinzukommende nicht bloß überflüssig, sondern lästig seyn könnte. Wer hört nicht in jener zauberischen Liebesnacht die Nachtigall auf dem Granatbaum, und die Verkünderin des Tages, die wir-

---

*) Daß bei einigen sehr religiösen, sanft Sterbenden Aehnliches vorgekommen, ist nicht unbekannt.

belnde, Morgenluft athmende Lerche? Ja, wenn Jemand die härteste Satyre gegen das traurige Allzubequemmachen für die Fantasie durch unmäßige Decorationspracht *) und Maschinenkünste verfertigen wollte, so müßte er in jener Scene eine wirkliche Nachtigall erscheinen, und nach Möglichkeit singen lassen. — Uebrigens findet sich im Romeo allerdings auch etwas weniges äußere Musik, aber gewissermaßen nur als Gegengewicht gegen die zarte innere, ich meine die rauschende Tanzmusik bei dem Maskenfest. Bloß der trefflich närrische, ehrlich beschränkte Witzbold Peter verlangt in seiner wunderlichen Naivetät noch mehr; und da sie nicht zu erreichen ist, so will er, der Gründliche, wenigstens auf das Reine kommen, weshalb man die bedenkliche und schwierige Rede führe, „Musik mit ihrem Silberklang."

Im Hamlet tritt die Musik nicht selten wirksam ein, spottend bei: „O weh, o weh das Steckenpferd!" bei: „Doch dir mein Damon ist bekannt" u. s. w. — tief rührend und wehmüthig, aber auch verrätherisch und tragisch, ironisch in Beziehung auf die Leidenschaft der Sängerin selbst, in den Liedesfragmenten der wahnsinnigen Ophelia — schauerlich lustig, und die ganze Welt verlachend beim Todtengräber. — Auch der grelle Trompetenstoß bei des Königs schwelgerischem Mahl in

*) Daß hier von der ächten reinen Decorationspracht, da, wo sie hingehört, nicht die Rede ist, versteht sich von selbst.

den obern Zimmern des Schlosses, dies wilde Tongewirbel, welches der Erscheinung des Geistes, als er Hamlet das Verständniß öffnen will, vorangeht, gehört hierher. — (Auch in Schillers Räubern, dem oft verkannten, trotz aller Fehler höchst wichtigen Jugendwerk, gehen der furchtbaren Scene am Thurm Hörnertöne voran.)

§. 6.

Ueberhaupt gehört die Musik völlig der Geisterwelt an. Die Hexen im Macbeth haben unter Shakspeares Leitung gewiß gesungen, und die Königsreihe aus Banquo's Stamm ist nicht ohne Musik vorübergegangen. Wenn bei einem Dichter in die Welt des Wirklichen die Geisterwelt einschreitet, würde sie oft kaum als denkbar erscheinen, wenn nicht Musik sie einleitete, z. B. in Julius Cäsar, wo, nachdem der liebe Knabe Lucius bei seiner Flöte und mit der Flöte eingeschlummert ist, der Geist des getödteten Julius dem größern Brutus erscheint.

Timon misbraucht die Musik als Zugabe zur Tafelkunst, und wir können hier leider das überaus widerliche Wort brauchen, was man zum Unglück so oft hören muß: Er giebt seinen Gästen einen „Ohrenschmaus." Aber die Musik rächet sich, und weicht gerade dann von ihm, wann er ihrer am meisten bedürfte. Als er vom ungeheuersten Menschenhaß zerrissen wird, bleibt ihm auch kein einziger reiner Accord getreu, und nur die

Sprache verläßt ihn nicht, um in ihr in ganzer Kraft und Ueberkraft auf das verabscheute Menschengeschlecht fluchen zu können. — Hier hätten wir also den Gegensatz des obigen Gedankens, daß die Musik eintritt, wo die Sprache aufhört.

Die großartige, eben so ernsthafte und erhabene als leichte und flüchtige Satyre auf das gesammte Thun und Treiben der gewöhnlichen Welt in dem fast immer misverstandenen Schauspiele „Troilus und Cressida" verträgt keine Musik, und die Lüsternheit und Treulosigkeit in dem Verhältnisse der Liebenden, so wie die witzige Ruchlosigkeit des Pandarus sind gewissermaßen als Spott aller höhern Harmonie zu betrachten.

§. 7.

In König Lear ist der Gesang des Narren von ungemeiner Wirkung, und ohne ihn würden wir vielleicht die entsetzlichsten Auftritte mit den entarteten Töchtern kaum ertragen. Dieser freilich nur fragmentärische Gesang, so wie überhaupt jede äußere Musik, muß jedoch scheu zurückweichen, als endlich der Fluch, der ewig lasten soll, ausgesprochen wird. Hier erscheint die Natur selbst wie eine lebendige Person, denn da kein Mensch mächtig genug ist, und den Muth hat, sich des verlassenen Greisenkönigs anzunehmen, so schlägt sie selbst die Sturmglocke des Ungewitters an, und giebt durch das Rollen des Donners und das Zischen des Blitzes die einzige Mu-

sik, die hierher gehört. Späterhin bei dem Erwachen aus dem Wahnsinns-Schlummer waltet in der köstlichen Scene mit Cordelien wieder die Musik, kühlend und lend, vor.

In der herbsten und furchtbarsten aller Tragödien, „Othello," erhöht die Musik den witzigen Schauder (ich habe nicht gleich ein andres Wort dafür), der uns in der Scene auf der Wache erfaßt, als der sonst stattliche Cassio durch ein kleines Vergehen in ein fremdes feindliches Element gerissen wird, dem „Teufel des Weins" gehorchend, und die lustigen Töne des Liedes vom alten „König Steffen" wirken in solchen Verhältnissen und in diesem geistigen Wirrwarr nur tragisch. Seltsam ist, daß eben dieser Cassio, dem beim Wein die Musik so übel bekommen, doch wieder nüchtern zu ihr seine Zuflucht nimmt, um den beleidigten General zu versöhnen. Leider aber hat er zu der Morgenmusik, die er dem Othello bringt, nicht Musiker, sondern Musikanten gewählt, so daß auch der sonst nicht gesprächige, und schon um deswillen sehr seltsame Narr alsbald aus dem Schlosse herbeiläuft, und um Gotteswillen bittet aufzuhören: wenn sie aber eine Musik haben, „die man nicht hören kann," die sollen sie spielen; — doch führen leider diese einseitigen Leute dergleichen stumme Musik nicht. — Dieser drollige Einfall hat auch seine ernste Seite. Ein schlechtes Gedicht ist vielleicht nie so schlecht, als eine schlechte musikalische Composition; es erregt auch wohl Lachen und reizt zur

Satyre, wobei der Gereizte sich nicht übel befindet; bei einer schlechten Musik aber ist auf keine Weise und selbst nicht der kleinste Genuß möglich, auch kein satyrischer. Es entsteht ein entschiedener Unwille und Widerwille, indem die ätherischste Kunst zur buhlerischen Caricatur geworden, sich frech aufdrängt, und die Sehnsucht nach einer Musik, die man nicht hören kann, kommt dann allerdings zur Sprache.

§. 8.

In dem Lustspiel „Was ihr wollt" erscheint die Musik in den mannichfaltigsten Beziehungen. Für den poetisch-trunkenen Herzog ist sie ein tiefer, kühler, honigsüßer Strom, in dem er mit allen seinen fantastischen Freuden und Leiden, Gefühlen und Träumen fortschwimmt, — für die beiden Junker eine derbe Ergötzlichkeit, bei welcher der Wein und der Spaß noch besser schmeckt — für den Narren ein muthwilliges Spiel, das für eine weniger robuste Natur leicht etwas Gefährliches haben könnte. Es ist derselbe Narr, der mit den betrunkenen Tobias und Christoph den Kanon singend, die ganze Nachbarschaft zur Verzweiflung bringt, während er bald darauf den in süßer Schwermuth melodisch seufzenden Herzog durch den Gesang des herrlichen Liedes:

„Komm herbei, komm herbei, komm herbei Tod,"

u. s. w. bis in das tiefste Innere tragisch zu treffen vermag. Es ist außer Zweifel, daß er, der weder von

Liebesgesundheit noch Liebeskrankheit etwas weiß, mit dem süßen Herzoge Scherz treibt: aber wahrlich nicht mit jenem Liede und dessen innerlich bedingter musikalischer Composition.

In dem unvergleichlichen Lustspiel: „Wie es Euch gefällt" ist die Musik völlig heimisch und hört nicht auf zu tönen, außer am Hofe des armen nüchternen Usurpators. Dafür ist sie aber in der grünen Nacht des Waldes und auf den luftigen Höhen des heitern Gebirges, wo der edle rechtmäßige Herzog sich überall die anmuthigsten Throne errichtet hat, ganz zu Hause, und man kann in dieser zauberischen Komödie keinen Schritt gehen, ohne durch die mannichfaltigste innere und äußere Musik angeregt zu werden. Bald sind es zarte Liebesklänge, bald witzige romantische Parodien der Romantik selber, bald fröhlicher Hörnerton und muntere Jägerlieder, die hier erschallen, so daß wir sagen möchten, es zeige sich das Ganze wie der heiterste Tempel der Poesie und Liebe, des Witzes und der Musik. Alles ist in diesen Schattengängen erquicklich kühl, und die Sonne beleuchtet die Wipfel so fröhlich, der Ernst ist so tiefsinnig und doch so kindlich, der Scherz so muthwillig und doch so unbefangen, daß wir wohl fühlen müssen, hier sey der innigste Verein der Musik und Poesie glücklich vollendet.

Aehnliches gilt vom „Sturm" und vom „Sommernachtstraum." Hier ist Alles so zauberisch duftig, so harmonisch bewegt, daß wir jene „unaussprechliche"

Freude empfinden, die wir aber um deswillen so nennen dürfen, wie wir sie eben bezeichnet haben, weil sie am liebsten nur in süßen Tönen sich kund geben mag, wenigstens nicht so gern in einer Rede, — die man seltsamerweise die „ungebundene" nennt, da sie doch nicht minder durch das ewige Gesetz der Schönheit und Zweckmäßigkeit gebunden ist, wie Ton- und Dichtkunst.

§. 9.

Im Richard II. wird die Musik nicht bloß als Besänftigungsmittel für die Leiden des gefangenen Königs angewandt, sondern auch als dessen wirksamste Lehrerin. Was er so lange verkannt hat, „das Maß", wird ihm gerade jetzt, wo eine gute musikalische Composition, schlecht gespielt, sein Ohr berührt, vielleicht zum ersten Male ganz deutlich. Dem weisen Rath der besseren Freunde wie dem furchtbaren Ernst des sterbenden Gaunt hat er widerstanden, aber der einfachsten Betrachtung, die sich ihm aufdrängt bei der mishandelten Musik, widersteht er nicht, und in dem verletzten Verhältniß des Maßes der Töne findet er sein eignes Leben angedeutet.

Heinrich IV. ist für die Musik zu trocken klug und zu finster gestimmt, Heinrich V. als Prinz zu muthwillig und fast ausschließlich nach dem Witz sich sehnend, als daß die Musik bei ihm recht aufkommen könnte; späterhin, als König, zu beschäftigt. Als er in der Nacht vor dem entscheidenden Treffen die höchste Staffel

der Bildung erreicht hat, die ihm zu erreichen möglich ist, ist sein Monolog: „Auf den König!" und sein Gebet bei Sonnenaufgang wie die herrlichste Musik zu betrachten.

Falstaff vermag eben so wenig zu lieben, als Freude an der Musik zu finden. Sein Witz ist pikanter als aller Sect, mit dem er ihm zu Hülfe kommt: aber die Musik an sich ist nicht witzig und nicht Sect-artig. Eher gleicht sie dem Nektar, der zu sehr nach dem Himmel schmeckt, als daß der Ritter darnach verlangen sollte. — Den „Kalk" im Sect schmeckt er scheltend leicht heraus; aber der Kalk der Erde und des Erdenlebens giebt ihm Witz, der nichts zu schaffen haben mag mit musikalischer Sehnsucht.

§. 10.

Enobarbus versucht die verstimmten Herren der Erde durch ein Lied zu erheitern; doch kann es ihm nicht gelingen, da jene Verstimmung zu sehr mit sündiger Verworrenheit vereint ist, und selbst das Verlangen nach reiner Erheiterung fehlt. Auch ist er selbst in dieser Stunde zu sehr zum witzigen Spott geneigt, als daß die Musik sich ihm günstig zeigen könnte. Der schöne vollwangig blühende fröhliche Bacchus wird hier zwar besungen; erscheint aber nicht, sondern schickt an seine Stelle nur einen taumelnden Faun. Zweckmäßiger handelt der walisische Priester in den lustigen Frauen, der

die Musik als Furchtvertreiberin benutzt, ein Amt, das sie bekanntlich oft mit Glück verwaltet.

Ob Cäsars Versicherung, daß Cassius die Musik hasse, völlig gegründet sey, bezweifle ich, doch muß er sie freilich in seiner jetzigen Lage und Stimmung fliehen; sie könnte ihn wohl gar rühren, und er bedarf jetzt zur Ausführung seines Plans nicht bloß der höchsten Kraft, sondern sogar der Härte. Da er aber bei dieser ungeheuern Stärke doch auch wieder die Gefühlssanftheit besitzt, daß er in der bloßen Furcht vor dem Verlust von Brutus Freundschaft „seine Seele aus seinen Augen weinen möchte," so kann Cäsars Bemerkung über ihn nicht vollständig gelten.

§. 11.

Ich übergehe hier mehrere andere Dramen des Dichters in ihrer Beziehung auf die Musik, um noch ein wenig bei dem allberühmten Kaufmann von Venedig zu verweilen. In Shakspeares Schauspielen ist die Bildung und der Ton der Sprache bei jedem einzelnen Individuum stets charakteristisch, und nie wird, z. B. ein edler erhabener Charakter bei ihm in nachlässiger, zerrissener oder unmusikalischer Sprache sich vernehmen lassen, es müßte denn in solchen Momenten seyn, wo der Dichter zeigen will, daß auch die innere Musik jene Person verlassen habe. Dies zeigt sich ganz besonders in dem zuletzt genannten Werke, wo die verschiedenartigen Sprachen

gegen einander anringen oder zusammenwirken, und am Schluß sich in die schönste Harmonie auflösen. Antonio's Sprache ist melodisch sanft und einfach wie sein Leben. Graziano's Muthwille zeigt sich selbst in der buntfarbigen Form, und wild flatternden Tönen, während Bassanio's kühner Lebensstolz sich in reiner muthiger Sprachmusik darlegt. Shylok liebt die Dissonanzen in jeder Bedeutung, er hascht nach rauhen, widrig klingenden, scharf zischenden Worten, und das „Gequäk der quergehalsten Pfeifen", das er seiner Tochter als Zeichen angiebt, wann es Zeit sey, die Thüren und Fenster zuzuschließen, scheint seine eigene Lieblingsmusik gewesen zu seyn. — (Wahrlich der unliebenswürdige Mann würde in einigen berühmten großen Opern ein ungemeines Vergnügen genießen, denn wir können noch mit ganz andern musikalischen Zapfenstreichen aufwarten, als er in Venedig mag zu hören bekommen haben!) — Bei Bassanio's bedenklicher, Alles entscheidender Wahl unter den Kästchen, tritt abermals die Musik ein, denn der edle Dichter wie sein herrliches Geschöpf, Portia, will, daß Musik diese Entscheidung, sey es zu unerschöpflichem Schmerze oder zu steter liebender Freude, magisch herbeiführe oder gleichsam umgebe. Der ganze letzte Act des Stückes ist wie aus Musik und Blumenduft, Mondlicht und heiterm Scherze gewoben, und wer ihn überflüssig nennt, müßte wohl die Blüthe des Lebens selbst überflüssig nennen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

§. 12.

Was Lorenzo über die Musik spricht, während „das Mondlicht auf dem Hügel schlummert," ist gewissermaßen zur Prüfung an die ganze gebildete Welt gerichtet, und sein „The man that hath no music in himself (der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst u. s. w.) ist im Zusammenhang der ganzen Scene so deutlich, aber auch so gewichtvoll, daß es nur die beunruhigen kann, die einer solchen Beunruhigung bedürfen. Sind sie einmal auf diese oder ähnliche Weise angeregt, zur Einsicht in ihre bisherige Verworrenheit gekommen, so werden sie auch auf Abhülfe denken, wobei dann die frühere Beunruhigung heilsam mitwirken mag. Wer den Dichter einer Härte gegen jene unglücklichen innerlich Musiklosen anklagen wollte, würde nur zeigen, er habe ihn nicht verstanden und vergessen, daß bekanntlich auch Platon ähnlich urtheilt. Dabei wollen wir auch bedenken, daß unser edler Luther gar manches Tiefgedachte und Empfundene über das innere Wesen und die Wirkungen der Musik ausgesprochen hat, das ganz hierher gehört. — Vergessen wir endlich nicht, daß vielleicht unter allen Künstlern keiner dem größten Dramendichter so nahe steht, als unser geliebter Tondichter Mozart, ein Gedanke, mit dem dies ganze Werk beschlossen werden möge.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Shakspear's Schauspiele

Bd.: Th. 4

Leipzig 1827

P.o.angl. 372 c-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10749992-1